

Historische Frauen.

Historische Frauen.

Von

Wilhelm Müller,
Professor in Tübingen.

Berlin.
Verlag von Julius Springer.
1876.

Vorwort.

Bei der Auswahl der vorliegenden Frauenbilder hat der Verfasser sich bemüht, verschiedene Zeiten und Nationalitäten durch Persönlichkeiten, welche entweder durch ihre Handlungen oder durch ihre Schicksale oder durch beides berühmt geworden sind, vertreten zu lassen. Der Hohenstaufenzeit gehören Irene, Beatrix, Maria und Margaretha an; in dem Zeitalter der englischen Reformation lebten Anna Boleyn, Johanna Gray, Maria Stuart und Elisabeth; in das gleiche Zeitalter, aber in den Rahmen der französischen Galerien fällt die Geschichte der Katharina von Medici; mitten inne zwischen den letzten Zeiten des dreißigjährigen Krieges und den Anfängen des Zeitalters Ludwigs XIV. steht die schwedische Königin Christine; am Versailler Hof lebte als Ludwig's Schwägerin die deutsche Fürstentochter Elisabeth Charlotte; die französische Revolution und das erste Kaiserreich sind repräsentirt durch Charlotte Corday und durch Josephine; der deutsche Patriotismus im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts und der Edelsinn deutscher Frauen konnten keine wärmere und glänzendere Vertretung finden als in der Person jener „Fürstin der Fürstinnen“, der Königin Luise von Preußen.

Die Aufgabe, welche der Verfasser bei Abfassung dieser weiblichen Charakterbilder sich gestellt hat, war eine doppelte: eine wissen-

schaftliche und eine künstlerische. In ersterer Beziehung handelte es sich darum, nicht bloß die Lebensgeschichte dieser Frauen, sondern auch die Geschichte ihrer Zeit zu erfassen und zur Darstellung zu bringen und dadurch dem einzelnen Bilde die allein richtige Beleuchtung, zugleich aber auch eine reichere Staffage und einen bedeutenderen Hintergrund zu geben; die Darstellung aber durfte nicht die gewöhnliche historische sein, sondern mußte hinsichtlich der Diktion, des Kolorits und der Gruppirung möglichst viel vom Novellisten entlehnen. Auf diese Weise hoffte der Verfasser einen großen Leserkreis für diese „Historischen Frauen" zu interessiren. Ob er seine Aufgabe erreicht hat, ist eine andere Frage.

Schließlich bittet der Verfasser, S. 121 statt „Die 44jährige Katharina" setzen zu wollen: „Die 41jährige Katharina." Dieselbe war im Jahre 1519 geboren.

Tübingen am Sedanstag 1875.

W. Müller.

Inhalts-Verzeichniß.

S. 320 Z. 5 von unten ist ein in nie zu verbessern.

Irene und Beatrix.



Irene und Beatrix.

Am Weihnachtsfest des Jahres 1198 bewegte sich ein feierlicher Zug nach dem Dom zu Magdeburg. Herzog Bernhard von Sachsen, der das Reichsschwert trug, gieng voran, ihm folgte König Philipp, der blondgelockte, milde Hohenstaufe, und nach diesem kam seine Gemahlin Irene oder, wie sie seit ihrem Aufenthalt in Deutschland hieß, Maria, vom Volk die „griechische Maria" genannt. Sie war von der Herzogin von Sachsen, von der Aebtissin von Quedlinburg und anderen vornehmen Frauen umgeben und fesselte durch die Anmuth ihres Wesens, durch die feine Bildung, die aus ihren Zügen sprach, die Herzen aller. Die Bischöfe in ihren priesterlichen Gewändern schritten mit würdevollem Anstand zu beiden Seiten des Königspaares. Die Menge der Fürsten, Grafen und Ritter, welche sich bei dem Feste eingefunden hatten und dadurch dem König ihre Ergebenheit bezeigen wollten, schloß den Zug. Groß war die Masse des Volkes, das diese erlauchte Procession umgab, das den König und seine Gemahlin zu sehen wünschte und ihnen mit freudigem Zuruf seine gut gibellinische Gesinnung an den Tag legte.

Dieses lebensvolle Bild, das für die Entscheidung des verderblichen Kampfes zwischen Philipp und seinem Gegenkönig Otto von günstiger Vorbedeutung für ersteren sein mochte, hat den bedeutendsten unter den Minnesängern, Walther von der Vogelweide, zu dem schönen Lied veranlaßt:

Zu Magdeburg am Tag, da Christus ward geboren
Von einer Magd, die er zur Mutter sich erkoren,
Gieng König Philipp, männlich schön und mächtig.
Es gieng ein König, Kaisersbruder, Kaiserskind
In einem Kleid, wenn gleich der Namen drei es sind,
Und trug das Scepter und die Krone prächtig.

Gemessenen Schrittes gieng er dahin,
Langsam schritt nach die hochgeborne Königin,
Ros' ohne Dorn und Taube sonder Gallen.|
So schön war's noch an keinem Ort:
Thüringer und die Sachsen dienten also dort,
Daß es den Weisen mußte wohlgefallen.

Es gibt in der Geschichte kaum ein schöneres Königspaar als Philipp und Irene. Er voll Freundlichkeit und Leutseligkeit, Freund der Dichtkunst und der Wissenschaft, wie sein ganzes Haus, nicht unkriegerisch, aber mehr zu klugen Unterhandlungen geneigt; sie eine fromme, reine Seele, voll Güte und Nachsicht gegen jedermann, ihrem Gemahl mit inniger Liebe zugethan. Beide standen noch in der Blüte ihrer Jahre, und ihre Ehe war ein Muster häuslichen Glückes; beide waren fast die letzten glücklichen Glieder eines glanzvollen Herrscherhauses, und nur noch wenige Jahre, so schlug über den Häuptern beider und über ihrem ganzen Geschlecht die vernichtende Woge zusammen. Doch so sehr Bildung und Charaktere beider zusammenpaßten, so wenig schienen sie für einander geboren zu sein. Es brauchte die eiserne Hand des vorigen Kaisers, eines Bruders Philipps, um dieses in seinen ersten Zielen sehr weit auseinandergehende Paar zu vereinigen.

Irene war die Tochter des griechischen Kaisers Isaak Angelos und noch als Kind mit Roger, dem Sohne des normannischen Königs Tankred, verlobt. Im Sommer 1193 kam sie nach Unteritalien, um bei ihrem Schwiegervater, an dem Hofe von Neapel und Palermo, die nächste Zeit vor ihrer Vermählung zuzubringen. Aber noch im nämlichen Jahre starb ihr Bräutigam, Roger, und zu Anfang des nächsten Jahres folgte ihm sein Vater Tankred. Der jüngere Sohn Wilhelm wurde zwar als König von Neapel und Sicilien gekrönt; aber er war noch ein Kind, während der in voller Manneskraft stehende deutsche Kaiser Heinrich VI., der durch seine Vermählung mit der normannischen Prinzessin Konstantia ein legitimes Recht auf die Krone von Unteritalien hatte, an der Spitze eines Heeres anrückte. Fast ohne Schwertstreich nahm er das Königreich Neapel, setzte nach Sicilien über, und so sehr vorher dessen Bewohner gegen die Herrschaft eines Fremden sich gesträubt und lieber den illegitim geborenen Tankred als König angenommen hatten, so wagten sie jetzt doch keinen Widerstand und griffen für die einheimische Königsfamilie

nicht zu den Waffen. Vielmehr zogen die Bewohner von Palermo Heinrich entgegen und baten ihn, als Herrscher in seine Hauptstadt einzuziehen. Die Häuser waren mit Teppichen und Seidenstoffen geschmückt, die Straßen von Weihrauchgerüchen erfüllt, und staunend über all die Pracht und den Reichthum zogen die Deutschen ein. Die verwitwete Königin Sibylla, welche sich mit ihrer Familie in das feste Schloß Kalatabelloda gerettet hatte, begriff nun, daß sie durch Unterhandlungen mehr für sich gewinnen könne als durch zähen Widerstand. Sie schloß mit Heinrich einen Vertrag, wonach ihr Sohn Wilhelm das väterliche Erbgut, die Grafschaft Lecce und das Fürstenthum Tarent bekommen sollte und ihrer ganzen Familie Sicherheit der Güter und Personen versprochen wurde. Kaum waren drei Wochen verflossen, so erklärte der Kaiser am Weihnachtsfest den versammelten Großen, daß ihm durch einen Mönch eine gegen ihn gerichtete Verschwörung entdeckt worden sei, in welche nicht bloß viele Bischöfe und Adelige, sondern auch Tankred's Familie verwickelt sei. Briefe, deren Echtheit nicht über allen Zweifel erhaben ist, sollten die Anklage beweisen.

Auf dies hin wurden viele Vornehme verhaftet und mit den schrecklichsten Strafen belegt. Sibylla wurde mit ihren drei kleinen Töchtern in's Elsaß fortgeschleppt und in das dortige Kloster Hohenburg gesperrt, der junge König Wilhelm wurde geblendet und auf die Burg Hohenems in Vorarlberg geführt. Nur mit Schrecken glaubte Heinrich in dem unbotmäßigen Italien herrschen zu können; der alte, durchaus unzuverläßige Adel sollte vernichtet, auf den Schultern der treuen deutschen Krieger eine neue Ordnung der Dinge aufgerichtet werden.

Aus diesem allgemeinen Schiffbruch rettete sich nur die Kaisertochter Irene. Im königlichen Schlosse zu Palermo fand man das arme Mädchen zitternd vor Angst. Aber sie fand zwei mächtige Gönnerinnen in der Politik Heinrichs und in der Liebe Philipps. Gerade damals war es, daß ihr Vater durch seinen eigenen Bruder Alexios vom Thron gestoßen, geblendet und in den Kerker geworfen wurde. Von dem Schicksal seiner Tochter unterrichtet, glaubte er keinen stärkeren Rächer für sich in die Schranken rufen zu können, als wenn er sich an König Heinrich wende. Er übertrug daher seine Thronrechte auf seine Tochter Irene und ihren Gemahl und erklärte Philipp zum Erben des griechischen Kaiserthrones. War diesem auch der Besitz der schönen Irene, das Herzogthum Schwaben

und die reichen italienischen Güter, womit ihn sein Bruder belehnte, lieber als das ganze griechische Kaiserreich, so dachte sein Bruder Heinrich hierin anders. In ihm bewegten sich weit aussehende Plane. Er gehörte zu jenen starken Herrschernaturen, die keine Grenze ihrer Herrschaft anerkennen, die wohl der Ansicht sind, ein einziger Mann genüge, um die ganze Welt zu beherrschen. Als römischer Kaiser wollte er auch das römische Reich in seiner größten Ausdehnung seinem Scepter unterworfen sehen, ließ nach dessen entlegensten Provinzen seinen Blick schweifen und ergriff die Aussicht auf den Thron zu Konstantinopel, von wo aus er die Eroberung Kleinasiens sich als etwas Leichtes dachte, mit Begierde. Er gab die Vermählung Philipps mit Irene zu, und diese begaben sich nun, der Zukunft freudig entgegensehend, nach Deutschland.

Philipps Vergangenheit wies nicht nur nicht auf Irene, sondern überhaupt auf keine Vermählung hin. Als der jüngste Sohn Barbarossa's war er zum geistlichen Stand bestimmt, wurde zum Domprobst zu Aachen ernannt und zum Bischof von Würzburg designirt. Bei der Bedeutung, welche damals dem geistlichen Stande zukam, konnte Philipp auch in dieser Stellung die Plane seines Bruders ungemein fördern; und wie stand es vollends, wenn es gelang, Philipp auf den Stuhl Petri zu erheben? Als aber bald nach Barbarossa auch dessen Sohn Friedrich ein Opfer des Kreuzzugs wurde, rief ihn Heinrich von seiner geistlichen Laufbahn ab und übergab ihm, nach dem Tode eines anderen Bruders, Konrad, das Herzogthum Schwaben.

Im Mai 1197 feierte Philipp in einem jetzt verschwundenen Orte Gunzenlech bei Augsburg seine Vermählung mit Irene. Zugleich wurde er an diesem Feste zum Ritter geschlagen. Eine Menge edler Herren und Frauen kam aus Schwaben und anderen Ländern herbei, um die Rose des Morgenlandes zu sehen. Unter Ritterspielen und anderen Festlichkeiten vergiengen herrliche Tage, wie sie in solcher Ruhe dem glücklichen Paar so bald nicht wiederkamen. Philipp war damals erst zwanzig Jahre alt, Irene kaum der Kindheit entwachsen. Einige Zeit verweilten sie auch auf der Burg Schweinhausen, das in dem zu Württemberg gehörigen heutigen Oberschwaben bei Waldsee lag. Die Flitterwochen waren kaum vorüber, so erhielt Philipp vom Kaiser den Befehl, mit 300 Geharnischten nach Italien zu kommen und dessen dreijährigen Sohn Friedrich aus Apulien nach Deutschland zu

holen, damit derselbe dort von dem Erzbischof von Köln zum römischen König gekrönt würde. Als er in Montefiascone im Kirchenstaat anlangte, erhielt er die Nachricht von dem Tode des Kaisers. Dieser hatte in der Nähe von Messina an einem heißen Tage gejagt und durch einen raschen Trunk aus kaltem Quellwasser eine Erkältung sich zugezogen, in Folge deren er am 28. September 1197 starb. Es war der schwerste Schlag, welchen die hohenstaufische Dynastie erlitt, schwer auch für Deutschland. Der Mönch Otto von St. Blasien im Schwarzwalde rief bei dieser Trauerkunde aus: „In alle Ewigkeit werde dieses Kaisers Tod von den Deutschen beklagt; denn er hat sie groß und gefürchtet gemacht bei allen Völkern ringsum, und bei längerem Leben hätte er des Reiches alten Glanz wieder heraufgeführt.“

Mit Heinrichs Tod erwachte wieder der ganze Deutschenhaß der Italiener, alles erhob sich in Waffen, und Philipp durfte von Glück sagen, daß es ihm, wenn auch mit Verlust manches getreuen Ritters, gelang, nach Augsburg zu entkommen. Er fand, wie er selbst schreibt, das ganze deutsche Reich in wilder Aufregung, dem von allen Winden gepeitschten Meere gleich. Anfangs war er der Ansicht, daß, da die Fürsten dem dreijährigen Friedrich bereits den Eid der Treue geschworen hätten, er nur die Vormundschaft bis zu dessen Volljährigkeit zu übernehmen habe. Aber die Fürsten erklärten ihm, daß die Autorität eines Vormunds für diese gährende Zeit nicht hinreiche, und dem Papst war nichts erwünschter, als wenn durch eine neue Kaiserwahl die Krone von Deutschland und von Italien getrennt wurde. So blieb Philipp, um seinem Hause die deutsche Krone zu erhalten, nichts übrig, als sie selbst anzunehmen. Er war unstreitig der mächtigste und reichste Fürst und hatte die Reichskleinodien in seinem Besitz, darunter jenen Edelstein, welchen man, weil er keinen seines Gleichen hatte, den „Waisen“ nannte. In Mühlhausen wurde er zum König gewählt. Aber der intrigante Erzbischof von Köln brachte es dahin, daß eine Gegenpartei den Herzog Berthold von Zähringen, und als dieser gegen Empfang von 11,000 Mark seine Ansprüche an Philipp abtrat, den Grafen Otto von Poitou zum König wählte. Dieser, ein junger, fehdelustiger Mann, dem es nicht an Tapferkeit und Tollkühnheit, wohl aber oft an Staatsklugheit und Besonnenheit fehlte, hatte sich indessen in England und Frankreich herumgetrieben. Als Sohn des berühmten Welfen, Heinrichs des Löwen, nahm

er schon aus angestammter Rivalität gegen die Hohenstaufen die Krone an und wurde in Köln gekrönt.

Philipp dagegen wurde in Mainz feierlich gesalbt und gekrönt und mit den Reichsinsignien geschmückt. Als er im Krönungsornat, die mit goldenem Reife gezierte Irene an seiner Seite, von einem glänzenden Gefolge von Fürsten und Bischöfen begleitet, aus der Kirche zurückkehrte, jauchzte ihm das Volk lauten Beifall zu, und Walther von der Vogelweide weihte dem „jungen süezen man" folgendes Lied:

Die Kron ist älter als der König Philipp ist;
Drum scheint's ein Wunder jedem Auge, das ermißt,
Wie ihr der Schmied das rechte Maß verliehen.
Sein kaiserliches Haupt geziemt ihr also wohl,
Daß sie zu Rechte niemand scheiden soll;
Keins mag dem andern Schein und Glanz entziehen;
Sie leuchten sich einander an,
Die edlen Steine mit dem jungen süßen Mann.
Der Anblick muß den Fürsten wohl gefallen;
Wer nun des Reiches irre geht,
Der schaue, wem der Waise überm Scheitel steht:
Der mag ein Leitstern sein den Fürsten allen.

Ein zehnjähriger Krieg entspann sich, der hauptsächlich am Niederrhein, in Lothringen und Sachsen wüthete. Papst Innocenz III. entschied sich für Otto und legte den ganzen Apparat seiner hierarchischen Rüstkammer, Bannflüche und Interdikt, in die Wagschale. Dennoch neigte sich, da bei weitem die meisten Fürsten für den milden Staufen sich erklärten, das Zünglein der Wage auf seine Seite. Auf Irene's Fürbitte entließ Philipp, welcher die Grausamkeit seines Bruders wieder gut zu machen suchte, jene armen Gefangenen, welche aus Italien nach deutschen Burgen geschleppt worden waren. Zwar der geblendete Wilhelm war indessen in dem Dunkel von Hohenems gestorben; seine Mutter aber und ihre drei Töchter erlebten noch sonnige Tage in Frankreich, wo ihr Unglück und ihre Ansprüche auf das sicilische Königreich manches Herz für sie schlagen machte. Die gute Sibylla hatte bald die Freude, den Dogen von Venedig und zwei Grafen als ihre Schwiegersöhne zu begrüßen.

Um diese Zeit wurde Philipps Geist auch nach einer andern Seite gelenkt. Zu ihm, dem Erben des griechischen Thrones, kam Alexios, der Bruder seiner Gemahlin, und bat ihn um Hilfe gegen seinen Oheim. Aber auch beim besten Willen konnte Philipp eben jetzt gar wenig für ihn thun. Noch war er ja nicht Herr im eigenen Lande, und gerade in Deutschland, wo man den unglücklichen Ausgang des von Barbarossa so glorreich begonnenen Kreuzzuges noch zu gut im Gedächtniß hatte, war die Begeisterung für solche Expeditionen bis unter den Gefrierpunkt gesunken. Andererseits wollte er sein legitimes Recht auf Konstantinopel nicht aufgeben, hielt sich für verpflichtet, für den Vater und den Bruder seiner geliebten Irene nach Kräften thätig zu sein.

Sehr gelegen kam es ihm, daß eben damals ein neues Kreuzheer in Venedig sich sammelte. Alexios unterhandelte persönlich mit den Führern desselben, und Philipp schickte eine Gesandtschaft an sie, um sie zu einem Zuge nach Konstantinopel im Interesse des Kaisers Isaak zu vermögen. Der Vertrag wurde abgeschlossen. Konstantinopel wurde erobert, Kaiser Alexios verjagt, der blinde Isaak aus dem Gefängnisse geholt und nebst seinem Sohne auf den Thron gesetzt. Die Nachricht hievon war die letzte freudige Botschaft, welche Irene aus dem Lande ihrer Kindheit erhielt. Wenige Monate nachher mußte sie hören, wie ihr Vater durch einen Volksaufstand zum zweitenmal gestürzt, wie ihr Bruder von dem neuen Kaiser Murzuphlus im Kerker erdrosselt worden und ihr Vater aus Schrecken und Gram hierüber gestorben sei. Ihre ganze Familie war nun vernichtet, der byzantinische Thron in Stücke geschlagen, und einsam im fernen Norden, als letzter Sproß eines in viele Jahrhunderte hinaufreichenden Kaisergeschlechts, blühte in stiller Schönheit die Rose von Osten. Um so inniger schloß sie sich an den ihr gleichgesinnten Gemahl an, um so inniger an die theuren Kinder.

Es gelang endlich Philipp, seinen bedeutendsten Gegner, den trügerischen Erzbischof von Köln, auf seine Seite zu bringen. Im Jahre 1205 zog er in die alte Kaiserstadt Aachen ein und legte, um sich einer neuen Wahl zu unterziehen, die Krone freiwillig nieder. Die zahlreiche Versammlung der Fürsten und Bischöfe wählte ihn einstimmig aufs neue, worauf er und seine Gemahlin von dem Kölner Erzbischof gesalbt und gekrönt wurden. Philipp ließ seinem Gegenkönig Otto einen Vergleich anbieten: falls er auf die Königskrone verzichte, wolle er ihm seine älteste

Tochter Beatrix zur Gemahlin und das Herzogthum Schwaben nebst anderen Gütern geben. Aber der trotzige Welfe, wenn er gleich in seiner Verlassenheit kaum wußte, wo er sein müdes Haupt niederlegen sollte, erwiderte ihm, erst mit dem Tode werde er die Krone niederlegen. Selbst der Papst gab ihn jetzt auf; zwischen jenem und Philipp fand eine Aussöhnung statt, der Bann wurde gelöst, Philipp als König anerkannt.

Otto's einzige Hoffnung beruhte noch auf dem Dänenkönig Waldemar, der mit Philipp im Streit war. Derselbe gab bereitwillig dem Welfen die verlangte Unterstützung. Sobald Philipp von diesen Rüstungen hörte, entschloß er sich zur völligen Niederwerfung Otto's und zur Züchtigung des Dänenkönigs. Aus allen Theilen des Reichs strömten die Kriegsleute herbei. In Quedlinburg war der Sammelplatz für die Fürsten des Nordens und Ostens, in Bamberg kamen die Heerhaufen des südlichen Deutschlands zusammen. Der Waffenstillstand, welcher zwischen Philipp und Otto auf ein Jahr geschlossen war, war am Ablaufen; in wenigen Tagen sollte das Würfelspiel des Kriegs aufs neue beginnen; auf Seiten der Staufen zweifelte niemand an Ruhm und Sieg.

Am Morgen des 21. Juni 1208 hatte Philipp seine Nichte Beatrix, die einzige Tochter seines verstorbenen Bruders, des Pfalzgrafen Otto von Burgund, mit dem Herzog Otto von Meran vermählt und die Braut selbst zum Altar in der Kirche zu Bamberg geführt. Er gab den Neuvermählten eine Strecke Weges das Geleite, kehrte dann zur Stadt zurück und ließ sich mit vielen seiner Leute zur Ader, welcher Operation man sich damals auch ohne besondere Krankheit öfters unterzog. Nachmittags lag er auf einem Ruhebett in einem stillen Zimmer der bischöflichen Pfalz, im Gespräch mit seinen vertrautesten Räthen, seinem Kanzler Bischof Konrad von Speier und dem Truchseß Heinrich von Waldburg. Da trat Pfalzgraf Otto von Wittelsbach ein, das entblößte Schwert muthwillig schwingend. „Leg dein Schwert ab!“ rief ihm Philipp zu, „hier ist nicht der Ort, es zu gebrauchen.“ „Aber hier ist der Ort, deinen Verrath zu bestrafen,“ rief ihm jener entgegen, stürzte auf Philipp los und hieb ihn in den Hals, so daß derselbe, nur noch wenige Schritte taumelnd, leblos zu Boden stürzte. Heinrich von Waldburg sprang gegen die Thüre, um dem Mörder den Ausgang zu versperren, aber Otto hieb ihn in das Kinn, machte sich mit seinem Schwerte Bahn und entkam auf einem

bereit gehaltenen Rosse. Daß Bischof Egbert von Bamberg und Heinrich von Andechs, die Brüder des Otto von Meran, sich mit dem Pfalzgrafen in eine Verschwörung gegen Philipp eingelassen hätten, ist der allgemeine Glaube jener Zeit, ohne daß genügende Motive hiefür anzuführen wären.

Am folgenden Tage wurde Philipps Leichnam im Dom zu Bamberg bestattet, von wo er auf Veranstaltung seines Neffen, Friedrichs II., fünf Jahre nachher in die Königsgruft zu Speier versetzt wurde. Das staufische Geschlecht war dem Erlöschen nahe. Von den vielen Söhnen Barbarossa's waren alle schnell hingerafft; nur Kaiser Heinrich's Sohn, das „Kind von Apulien," sproßte als der einzige, aber würdige Enkel des alten Heldenkaisers unter der Sonne seines normannischen Königreiches frisch an Geist und Körper empor.

Wen konnte die Nachricht von dem schrecklichen Mord, der den besten König eben in dem Moment traf, als er mit kühnem Adlersfluge den höchsten Preis sich erringen wollte, schneidender durchzucken als Irene? Sie war als treue Begleiterin ihres Gemahls gleichfalls in Bamberg. Ein Diener stürzte in ihr Gemach und sprach das vernichtende Wort: „König Philipp ist ermordet!" Bewußtlos sank sie nieder. Die arme Frau hatte schon so viel zu leiden gehabt: fern von der Heimat hatte sie ihren ersten Verlobten verloren, den grausamen Untergang seines ganzen Hauses hatte sie mitansehen müssen, Vater und Bruder waren bald vernichtet, bald erhoben, um zuletzt erbarmungslos von dem allgemeinen Schiffbruch ihres väterlichen Reiches erfaßt zu werden. Auf der ganzen weiten Welt hatte sie, das fremde Weib, niemand mehr, der ihr eine Stütze war, als den theuren, hochgebildeten Gemahl. Auch diese Stütze war ihr durch die Hand eines Bösewichts entrissen. Alle Schrecknisse der Vergangenheit traten vor ihre Seele; die Scenen von Palermo tauchten mit ihrem blutigen Kolorit empor; ihren geblendeten Vater glaubte sie in seinem Kerker toben zu hören. Bis nach Bamberg verfolgten sie die Rachegöttinnen; schon hatten sie ihren Gatten ergriffen, schon streckten sie auch nach ihr, nach den unschuldigen Kindern die Hände aus.

Mit lautem Weheruf erwachte Irene aus ihrer Ohnmacht und eilte, von treuen Dienern begleitet, auf die schützende Burg Staufen. „Unbegreiflich sind die Gerichte Gottes und unerforschlich seine Wege", lauteten die Worte, mit welchen sie, in Anwesenheit des Grafen Ludwig von

Württemberg, eines treuen Anhängers ihres Gemahls, eine für das Kloster Adelberg ausgestellte Schenkungsurkunde einleitete. Acht Tage nachher, zwei Monate nach Philipps Ermordung, wurde sie am 28. August zu früh entbunden. Das Kind war todt, und die Mutter folgte ihm. Im nahen Kloster Lorch wurde die „griechische Maria“ begraben, die „rôs âne dorn, ein tûbe sunder gallen.“

König Otto, der von jeder Mitschuld an diesem Verbrechen freigesprochen werden muß, sah sich durch dasselbe der peinlichsten Noth entrissen. Da jedermann des langen Krieges überdrüssig war, so erkannte auch die staufische Partei ihn als König an. Auf dem Reichstage zu Frankfurt, welcher am 11. November 1208 gehalten wurde, erklärten ihn alle Anwesenden für den rechtmäßigen König, und die Reichskleinodien wurden ihm übergeben. Mitten in den Kreis der Fürsten trat auf einmal, von dem Bischof Konrad von Speier geführt, Philipps älteste Tochter, die zehnjährige Beatrix. „Mit züchtiglicher Geberde warf sich das Mägdelein, das so schön war und so fein, zu Otto's Füßen nieder und forderte mit lauter, von Schluchzen und Weinen unterbrochener Stimme von dem König und dem ganzen römischen Reich Rache über den Mörder ihres Vaters.“ Der Anblick des verwaisten Mädchens, das binnen zwei Monaten Vater und Mutter verloren hatte, rührte alle Anwesenden; sie weinten mit ihr und verlangten, daß der König der Königstochter volle Gerechtigkeit gewähre. Otto selbst, tief ergriffen von diesen ungeheuren Schicksalsschlägen, welche die Tochter des Siegers als Schutzflehende zu seinen, des Besiegten, Füßen warfen, überlegte zugleich, daß er, wenn er die Bestrafung des Mörders verweigere, für sein eigenes Haupt sehr schlecht sorge, einen Schein von Mitschuld auf sich ziehe und die staufische Partei von sich stoße. Daher wurden Otto von Wittelsbach und seine Helfershelfer geächtet, ihre Güter eingezogen, ihre Würden an andere verliehen, ihr Haupt für vogelfrei erklärt.

Bischof Egbert und Heinrich von Andechs flohen in die Fremde und wurden erst nach mehreren Jahren von Philipps Neffen, Kaiser Friedrich, begnadigt. Den Pfalzgrafen aber ereilte die volle Strafe. Nirgends fand er mehr eine Ruhestätte, keine Stadt, keine Burg, kein Hof öffnete sich ihm, seine Güter wurden verwüstet, sein Stammschloß Wittelsbach niedergerissen und an dessen Stelle der Jungfrau Maria zu Ehren eine Kirche erbaut. Der treue Marschall König Philipp's, Heinrich von Kalden, und

der Edle von Wolf, dessen Vater vom Pfalzgrafen ermordet worden war, verfolgten dessen Fährte und entdeckten endlich seinen Schlupfwinkel. In einem Hof der Mönche von Ebrach, welcher oberhalb Regensburg an der Donau lag, hatte er sich nach langem Umherirren versteckt. Im Februar 1209 zogen die Rächer Philipps heran, umstellten den Hof, fielen über ihn her und stachen ihn nieder. Das abgeschnittene Haupt des Geächteten wurde in die Donau geworfen, der Leichnam blieb, zum Abscheu und Entsetzen der Vorübergehenden, unbestattet liegen, bis endlich nach sieben Jahren die Mönche vom Papste die Erlaubniß erhielten, ihn im Kloster Indersdorf zu beerdigen.

„Wie ein glänzender Stern vom Himmel herab, also bist du gefallen, du Edelstein unter den Königen, untergegangen ist die Sonne, und es ist Nacht geworden," klagte bei Philipps Tod ein Mönch im Kloster Salmannsweiler, und Tausende klagten mit ihm. Um so auffallender bleibt die That des Pfalzgrafen. Er wird uns freilich als ein roher, gewaltthätiger, leidenschaftlicher Mensch geschildert, der sich aus Hängen und Todtschlagen nichts machte. Wann er ausritt, führte er immer eine Anzahl Stricke im Gürtel mit sich, um jeden Missethäter auf der Stelle nach dem drakonischen Gesetzbuch zu bestrafen. Wer etwas gestohlen hatte, und wenn es nur einen Heller werth war, wurde aufgehängt. Ja, ein Mönch im Siebengebirge erzählte von ihm: Wie er einst ausgeritten sei, habe er aus der Luft eine Stimme vernommen: „Wer Dir vor Deiner Burg zuerst in den Weg kommt, den knüpfe mit diesem Stricke auf." Einer seiner Schultheißen, dem er sonst nicht übelwollte, hatte die Ehre der ersten Begegnung, und jener rief ihm zu: „Es thut mir leid, daß Du mir begegnest, denn Du wirst gehängt werden." Auch dem Schultheißen war es leid; doch fügte er sich in das Unvermeidliche, zumal er mehrere Verbrechen auf dem Gewissen hatte, die er denn auch bei dieser unerwarteten Gelegenheit beichtete.

Mit einem solchen Gesellen war nicht zu spaßen, und man kann es Philipp nicht übelnehmen, wenn er ihn nicht zum Schwiegersohne haben wollte. Da nämlich Otto sich als einen der entschiedensten Anhänger der Staufen zeigte und bei mehreren Feldzügen große Treue und glänzende Tapferkeit bewies, so versprach ihm Philipp seine älteste Tochter Beatrix zur Ehe. Als aber jene Ermordung des bairischen Edelmanns Wolf und seine Promptheit in der Verwaltung einer schrecklichen Justiz bekannt

wurde, schauderte Philipp bei dem Gedanken, einem solchen Menschen seine Tochter zu übergeben, und er nahm sein Versprechen wieder zurück. Otto fühlte sich sehr gekränkt, dachte aber bald an eine andere Verbindung. Nach der Darstellung eines Zeitgenossen kam Otto zu König Philipp und bat ihn, unter Hinweisung auf die ihm geleisteten Dienste, um ein Empfehlungsschreiben an den Herzog Heinrich von Schlesien, um dessen Tochter Gertrud er sich bereits beworben hatte. Der König habe versprochen, ihm einen Brief mitzugeben. Als Otto diesen erhielt, habe er ihn geöffnet und gefunden, daß Philipp den Herzog abgemahnt habe, eine so edle Jungfrau einem so unverständigen, grausamen und gottlosen Manne zur Gemahlin zu geben. Da Philipp mit dem Herzog verwandt war, hielt er sich um so mehr zu einer solchen Fassung seines „Empfehlungsschreibens“ für verpflichtet. Der Pfalzgraf dagegen, der sich nun zum zweitenmal abgewiesen sah, warf nun allen Haß auf seinen königlichen Widersacher, und bald hatte er nur noch den einen Gedanken, Philipp zu ermorden. Dem Gedanken folgte die That in raschem Fluge.

Irene hatte ihrem Gemahl in einer elfjährigen Ehe keinen Sohn, aber vier Töchter geboren. Von diesen verheirateten sich später die drei jüngeren an den König von Böhmen, an den Herzog von Brabant und an den König von Kastilien. Beatrix war als reiche Erbtochter und als Besitzerin der wärmsten Sympathien ihrer Partei dem neuen König Otto schon durch die politischen Verhältnisse zur Ehe bestimmt. Wollte er nicht die staufische Partei, welche mit stiller Hoffnung nach dem sicilischen Friedrich hinblickte, von sich stoßen, so blieb ihm nichts anderes als diese Heirat übrig. So kam der Reichstag von Würzburg im Mai 1209 heran. Allgemein wurde der Wunsch geäußert, daß Otto sich mit Beatrix verloben möchte. Er erhob noch Zweifel über die Zuläßigkeit einer solchen Ehe, da er, freilich erst im vierten Grad, mit Beatrix verwandt war. Die anwesenden Kardinäle versicherten, daß der Papst seine Einwilligung zu einer das Wohl des Kaisers so sehr fördernden Vermählung gebe, und Herzog Leopold von Oestreich erklärte, daß er zur Beruhigung seiner Seele zwei Klöster bauen und Arme und Geistliche mit Wohlthaten überhäufen könne. Darauf erwiderte Otto: „Einem so verständigen und gewichtigen Rath wollen wir nicht widersprechen; man rufe das Mägdlein!“ Von den Herzogen von Oestreich und von Baiern geführt, trat die elfjährige Königstochter in den Saal und blieb vor dem Throne stehen.

Von Bewunderung hingerissen blickten alle nur auf sie, die einer zarten Rosenknospe gleich, schön und sanft wie Vater und Mutter, an den Zuschauer die Frage zu richten schien, ob es wohl möglich sei, das Kindliche und das Jungfräuliche, das in ihr so lieblich in einander floß, in ihrer Erscheinung zu unterscheiden. Die Erinnerung an das große Unglück, von dem Beatrix durch den jähen Tod geliebter und liebender Eltern heimgesucht war, vollendete den Zauber, welcher die Tochter Irene's umgab. Man konnte sich niemand denken, der fähiger war, den klaffenden Riß zwischen Welfen und Staufen zu schließen, niemand, der es besser verstehen würde, das aufgeregte Blut des Königs Otto in die Bahn der Sanftmuth und Besonnenheit zu lenken, als dieses wunderbar reizende Kind.

Von den Fürsten gefragt, ob es ihr freier Wille sei, den König Otto zum Gemahl zu nehmen, erwiderte sie erröthend: „Ja." Da erhob sich Otto von seinem Throne, stieg herab, reichte ihr den Verlobungsring, umarmte und küßte sie und sprach zu den Fürsten: „Sehet, hier habt ihr eine Königin, ehret sie, wie sich's gebührt!" Sofort wurde sie, da wegen ihrer Jugend die Vermählung noch auf einige Jahre hinausgeschoben werden mußte, in Gesellschaft einer ihrer Schwestern mit glänzendem Gefolge nach Braunschweig geführt, um in dem Kreise einer verwandten Familie am Hofe des Pfalzgrafen Heinrich, der Otto's Bruder war und eine Hohenstaufin zur Gemahlin gehabt hatte, während des Königs Abwesenheit eine sichere und angenehme Stätte zu haben.

Otto's herrschsüchtigem und abenteuerlichem Sinn genügten die Grenzen Deutschlands nicht, er wollte seinen thatkräftigen Vorgängern, Heinrich VI. und Barbarossa, in nichts nachstehen, strebte so gut wie diese nach einer Universalmonarchie und zog mit einem stattlichen Heere nach Rom. Nachdem er dem Papste die gewünschten Zugeständnisse gemacht hatte, wurde sein Haupt mit der römischen Kaiserkrone geschmückt. Kaum aber war dieser sein Wunsch erfüllt, so nahm er jene Zugeständnisse fast alle wieder zurück, rückte in Apulien ein, dem Erbe des jungen Königs Friedrich, dessen Vormund eben der Papst war, eroberte ganz Unteritalien bis Tarent und schickte sich an, nach Sicilien überzusetzen, um Friedrich auch von dort zu vertreiben.

Aber schon zuckte der päpstliche Bannstrahl um sein trotziges Haupt und entzündete in Deutschland die alte Feindschaft. Der Papst, welcher

vor wenigen Jahren den Welfen Otto in seinen besonderen Schutz genommen und den hohenstaufischen Philipp samt seiner ganzen Partei verflucht hatte, verwünschte nun eben diesen Otto, entband dessen Unterthanen ihres Eides und stellte ihm in der Person des sechzehnjährigen Hohenstaufen Friedrich, welchen er den Deutschen zur neuen Königswahl vorschlug, den gefährlichsten Gegner gegenüber. Noch hatten die Staufen in Deutschland einen großen Anhang, ganz Schwabenland war für sie, und auf den päpstlichen Vorschlag hin giengen als Abgeordnete der deutschen Fürsten Heinrich von Neuffen und Anselm von Justingen nach Palermo, um Friedrich einzuladen, nach Deutschland zu kommen. Otto erkannte nun, daß er, wenn er sich die Krone von Deutschland noch erhalten wolle, nicht länger an der Meerenge von Messina stehen bleiben dürfe. Er zog rasch über die Alpen zurück. Aber bereits war Deutschland für ihn so gut wie verloren, und hinter ihm stürzten seine italienischen Eroberungen wie ein Kartenhaus zusammen. Da erinnerte er sich, daß er eine Braut besitze, daß sie im fünfzehnten Jahre stehe, daß seine Vermählung mit ihr als das einfachste und sicherste Mittel zur Versöhnung der beiden großen Parteien angesehen worden sei. Es galt, diejenigen Anhänger der Staufen, welche es noch mit ihm hielten, in der Treue zu erhalten. Daher feierte er am 7. August 1212 unter großen Festlichkeiten zu Nordhausen seine Vermählung mit Beatrix.

Groß war die Freude des Volkes über die Ausführung dieser längst beschlossenen Verbindung; auch Otto, den die Abreise Friedrichs aus Italien sehr beunruhigte, gab sich im Anblick seiner jungen lieblichen Gemahlin mit vollem Herzen der Freude hin, und hoffnungsreich schaute Beatrix, welche sich nach einer fast klösterlichen Einsamkeit plötzlich in dieses reiche, wogende Leben versetzt und sich als Gegenstand der Huldigungen so vieler vornehmen Männer und Frauen umworben sah, der Zukunft entgegen. Da fühlte sie sich am vierten Tage der Hochzeitsfeierlichkeiten von heftigem Fieber wie dämonisch erfaßt, und am Abend dieses Tages war „die Rose, der schönen Mutter schöne Tochter", todt.

Von der Hochzeitsfeier giengs zur Leichenfeier, und als Otto von dieser in sein Lager zurückkam, fand er kaum noch die Hälfte seiner Mannschaft und auch die Zurückgebliebenen voll düsterer Ahnungen. Die Schwaben und Baiern hatten Nachts das kaiserliche Lager verlassen, um sich der neuaufgehenden Sonne zuzuwenden. Denn das, was sie veranlaßt

hatte, mit Hintansetzung langjähriger Eifersucht und Fehde sich an den Welfen anzuschließen, war ja nur der Gedanke an Beatrix gewesen; mit ihrem Tode gab es für sie auch nicht mehr jene versöhnenden Motive, und dazu kam noch jenes unheimliche Gerücht, das um so williger geglaubt wurde, je räthselhafter der Tod der jungen Kaiserin war. Otto, welcher sich stets seinen Leidenschaften zügellos hingegeben, hatte trotz seiner hohenstaufischen Braut einer Italienerin gehuldigt, dieselbe mit nach Deutschland, bis in die Nähe des Tranaltars genommen. Der Anblick der schönen, sittsamen Braut, für welche der Kaiser so viel Liebe und Aufmerksamkeit zu haben schien, erregte die volle Eifersucht der Italienerin, entzündete ihre vulkanische Natur, und nicht den Schuldigen, den sie wieder zu fesseln hoffte, traf die vernichtende Glut ihres Hasses, sondern jenes Bild der Unschuld. Heimtückisch und zum Mord bereit, wie der Italiener sich so häufig gezeigt hat, wußte sie sich eine Gelegenheit zu verschaffen, um einem für Beatrix bestimmten Trank Gift beizumischen.

Mit dieser Katastrophe war der Sturz des Welfen besiegelt. Vom Papste gebannt, vom größten Theil der Deutschen verlassen, von vielen der mittelbaren Schuld an dem Tode seiner Gemahlin bezichtigt, mußte er der Wucht des über ihn hereinbrechenden Verhängnisses unterliegen. Schon stand Friedrich in Konstanz, gewann durch seine Freundlichkeit und Freigebigkeit schnell die Herzen, zog in schnellem Lauf über Basel und das Elsaß nach Frankfurt und wurde dort zum deutschen König gewählt und später in Aachen gekrönt. Otto raffte im nordwestlichen Deutschland ein Heer zusammen, zog gegen Friedrichs Bundesgenossen, den König Philipp August von Frankreich, und wurde in der Schlacht bei Bouvines im Jahre 1214 geschlagen. Auf seine braunschweigischen Erblande beschränkt, starb er „versunken und vergessen“ am 19. Mai 1218 in der Harzburg und wurde in der Kirche des heiligen Blasius zu Braunschweig im vollen kaiserlichen Schmucke neben seinen Eltern beerdigt.

Der geistvolle Hohenstaufe Friedrich war nun anerkannter Herrscher in Deutschland und Unteritalien und führte in einer Regierung von mehr als drei Jahrzehnten das staufische Programm seines Vaters und Großvaters in titanischen Kämpfen bis zum eigenen Untergang durch.

Maria von Brabant.

Maria von Brabant.

Im Schlosse zu Donauwörth saßen zwei Frauen in traulichem Gespräch Abends bei einander. Es war der 18. Januar 1256. Zu den Füßen der beiden Frauen saß auf einem Schemel ein Knabe von etwa 4 Jahren. Es war ein bildschöner Knabe: mit seinem blondlockigen Haar, mit seinem feinen hohenstaufischen Profil, mit seinem milden und doch entschlossenen, verständigen Blick glich er am meisten seinem Großvater, dem Kaiser Friedrich II., und seinem Oheim, dem König Enzio, der schon seit sieben Jahren in der Gefangenschaft zu Bologna schmachtete. „Mutter,“ sagte er, „kommt der Oheim nicht bald zurück?“

„Es geht Dir, scheint's, wie uns,“ erwiderte Elisabeth, die Gemahlin König Konrad's IV. und seit zwei Jahren Witwe. „Auch wir vermissen den Oheim sehr und wünschen dringend seine baldige Rückkehr.“

„Warte nur, lieber Konrad,“ sagte die andere, etwas jüngere Frau, „der Herzog wird wohl noch in dieser Woche kommen, und dann wird er den Unterricht in den ritterlichen Künsten bei seinem gelehrigen Schüler wieder fortsetzen.“

„Glaubst Du wirklich, fragte Elisabeth ihre Schwägerin, die Herzogin Maria von Brabant, „daß Dein Gemahl, mein Bruder Ludwig, noch in dieser Woche zurückkommen wird? Er ist zwar schon seit längerer Zeit im Felde; aber der Krieg ist, wie du wissen wirst, so heftig entbrannt und die Augsburger mit ihrer zahlreichen und reichen Bürgerschaft leisten so entschlossenen Widerstand, daß sich noch gar kein Ende absehen läßt. Was man gern wünscht, das glaubt man gern, und so scheint es Dir diesmal zu gehen.“

„Gerade weil ich weiß,“ entgegnete Maria, „wie hitzig der Streit geführt wird, wünschte ich allerdings sehnlichst sein Ende. Ludwig ist

zwar mit dem festen Vorsatz in's Feld gezogen, nicht eher zu ruhen, als bis er dieses stolze Augsburg gedemüthigt hat. Aber ich weiß von meiner Heimat, von Brabant her, recht wohl, welche Kraft in diesen Städten liegt, wie alle Tapferkeit der Ritter wenig oder nichts vermag gegen die festen Mauern und Thürme dieser Städter, gegen ihre Geschicklichkeit und Ausdauer in der Vertheidigung, gegen ihren unbezwinglichen Freiheitssinn. Ludwig hat nun schon mehrere kleine Vortheile errungen, hat einige Ausfälle glücklich zurückgeschlagen und kann somit, ohne seiner Ehre zu nahe zu treten, den Kampf aufgeben. Es ist nicht bloß rühmlich, den Feind zu überwältigen, es ist auch rühmlich, Maß zu halten und einen edlen Gegner zum Freunde zu gewinnen. Ich bin seit anderthalb Jahren hier in Baiern und die Gemahlin des Herzogs Ludwig, aber wie selten ist er bei mir zu Hause! wie muß ich fortwährend in Angst um ihn sein, da ich täglich höre, welchen Gefahren er sich aussetzt, indem er es allen Rittern zuvorzuthun sucht!"

„Daran erkenne ich den Wittelsbacher," sagte Elisabeth lebhaft; „und als eine Tochter dieses Hauses wünsche ich, daß nie ein Wittelsbacher anders handle, anders denke."

„Und dennoch glaube ich, daß Ludwig in den nächsten Tagen zurückkommt," erwiderte Maria.

„Darf ich vielleicht fragen," sagte Elisabeth, „mit welchem Zaubermittel Du ihn so schnell herbei bringen willst? So etwas hätte mir auch frommen können, als mein Gemahl drei Jahre in Italien blieb und dann, wie er im Begriff war, von Italien aus Deutschland wieder zu erobern und die päpstliche Partei samt ihrem Pfaffenkönig zu vernichten, von einem Fieber ergriffen wurde, fern von der Heimat, fern von Frau und Kind.

„Das ganze Zaubermittel," antwortete Maria, „besteht in zwei Briefen, welche ich gestern früh in das Lager vor Augsburg abgeschickt habe. Ich hatte schon einmal an Ludwig geschrieben und ihn gebeten, sich doch ja zu schonen und bald zurückzukehren; aber da dies vergebens war, schrieb ich ihm noch dringender und schilderte ihm meine ganze Herzensangst. Zugleich schrieb ich aber auch dem Ritter Rucho von Ottlingen. Du kennst ihn ja, diesen Ritter, der sich bei den Männern durch seine Tapferkeit, bei den Frauen durch seine Feinheit und Gewandtheit Achtung und Beliebtheit zu verschaffen weiß. Er ist ein sehr guter Schachspieler,

und da auch ich dieses Spiel allen anderen vorziehe, so habe ich ihn schon öfter zu einem Wettstreit aufgefordert. Dies machte ihn nun so zutraulich, daß er mich bat, ich möchte ihn nicht mehr als einen fremden Ritter ansehen, sondern wie die Diener meines Hofes behandeln und ihn daher künftighin nicht mehr mit „Ihr," sondern mit „Du" anreden. Da ich aber keinem einzigen der fremden Ritter je diese Auszeichnung erwiesen habe und auch bei ihm keinen Grund dazu einsah, so erfüllte ich seine Bitte nicht und wies sie schweigend ab. Nun gilt aber kein anderer Ritter so viel bei Ludwig als eben dieser Ottlinger, und so suchte ich ihn dadurch zu meinem Verbündeten zu machen, daß ich ihm schrieb, wenn er seine Bitten mit den meinigen vereinige und durch seine Beredsamkeit den Herzog bewege, das Feld zu verlassen und zu den Seinigen zurückzukehren, so würde ich ihm den Wunsch, um dessen Erfüllung er mich so oft angegangen habe, gewähren. Du siehst nun, Elisabeth, worauf sich meine Hoffnung gründet."

„Ich bewundere Deinen Scharfsinn und Deine List," erwiderte Elisabeth; „fürwahr, wenn es einem gelingt, den Herzog zu etwas zu überreden, so ist's der Ottlinger. Wenn Du durch ihn Deinen Zweck erreichst, so hast Du dies sehr wohlfeil erkauft. Doch was ist das für ein Geräusch vor der Thüre?" setzte sie besorgt hinzu.

Alle drei hielten an sich, die Frauen mit Reden, der Knabe mit seinen Bauhölzchen, und lauschten verwundert, wer in dieser Abendstunde mit heftigem Geschrei, mit polternden Schritten die Gänge erfülle. Der Lärm kam näher, die Thür wurde weit aufgerissen, und mitten im Zimmer stand auf einmal der von seiner Gemahlin so heiß ersehnte Herzog Ludwig von Baiern, von seinen Zeitgenossen „der Strenge" genannt. Freudig sprangen ihm alle entgegen, Maria voran, und unter den Worten: „Wie lieb ist es von Dir, daß Du jetzt schon kommst!" wollte sie ihn eben in ihre Arme schließen. Da stieß er sie mit gewaltiger Hand von sich, seine Augen funkelten vor Wuth, und mit geballter Faust rief er ihr zu: „Weg von mir, falsches Weib! Noch in dieser Stunde mußt Du sterben!" Maria, Elisabeth und Konrad sahen ihn an, als wollten sie ihn und sich selbst fragen, ob sie auch recht gehört hätten. Es war eine lautlose Stille im Zimmer; aber sie wurde bald wieder durch Ludwig unterbrochen, welcher einige Schritte auf Maria zulief und ihr entgegendonnerte: „Verrätherin! Treulose, Du sollst Deinen Lohn bekommen!"

Da faßte sich Maria und entgegnete ihrem Gemahl mit würdevoller Haltung: „An ein Vergehen, wie Du mich dessen zeihst, auch nur zu denken, ist mir unmöglich. Hast Du aber wirklich diesen unglückseligen Verdacht auf mich, so bitte ich Dich nicht um Schonung, sondern nur um kurzen Aufschub der Rache, nur um so viel Frist, um Dir und jedermann das Ungegründete Deines Argwohns, meine gänzliche Unschuld darthun zu können."

Aber Ludwig rief ihr zu: „Ich brauche nichts weiter von Dir zu wissen, ich weiß genug und nur zu viel, nicht eine Viertelstunde gebe ich Dir Frist."

Auch Elisabeth bat ihn, von dieser schrecklichen Beschuldigung abzustehen, die offenbar nur auf einem Mißverständniß, auf einer Verleumdung beruhe, und seiner Gemahlin Zeit zu lassen, von einer so schweren Anklage sich zu reinigen. Er werde gewiß, sobald sich seine Aufregung lege, einsehen, daß Maria die tugendhafteste aller Frauen sei. Vergebens waren alle Bitten, alle Betheurungen. Der Herzog ließ sich weder erweichen, noch zur Besinnung bringen. Der Wüthende schrie sich in eine immer größere Wuth hinein, erfüllte das ganze Haus mit seiner lärmenden Rache- und Mordlust und befahl den Wächtern in das Zimmer zu treten.

Inzwischen waren auch die Frauen, welche zum Hofstaate der Herzogin gehörten, aufgeschreckt durch das Geschrei, hereingekommen, und die Oberhofmeisterin trat mit Entschiedenheit vor den Herzog und erklärte ihm, daß sie, die alle Schritte seiner Gemahlin kenne, für ihre Schuldlosigkeit bürge. In seiner Abwesenheit sei nicht das Geringste vorgefallen, was auch nur einen leisen Schatten auf die Ehre der Herzogin werfen könne.

„Der Brief!" rief Ludwig.

„Welcher Brief?" fragten die Frauen.

„Der Brief!" rief Ludwig noch einmal.

Alle besannen sich, was für einen Brief er denn meinen könne.

„Der Brief!" rief Ludwig zum drittenmal.

„Ich weiß von keinem Brief," erwiderte endlich die Oberhofmeisterin, „als von dem einen, den die Herzogin an Euch, und von dem andern, den sie an den Ritter Rucho von Ottlingen.—"

„Wer hat ihn geschrieben?" schrie der Herzog.

„Ich habe ihn auf Befehl der Herzogin geschrieben," sagte das Hoffräulein Eilika von Brennberg.

„Und ich habe beide dem Boten übergeben," setzte die Oberhofmeisterin hinzu.

„So seid Ihr schuldig wie sie!" tobte der Herzog, zog rasch ein Messer und durchbohrte das Fräulein Eilika. Lautlos stürzte sie nieder, ein dicker Blutstrom quoll aus dem getroffenen Herzen. Alles stand entsetzt und erstarrt. „Und diese," befahl der Herzog (auf die Oberhofmeisterin deutend) seinen Trabanten, „führet ihr sogleich auf den Thurm und werft sie von der Zinne herab! Sie war über das Höchste, was ich auf Erden hatte, gesetzt, sie soll nun auch von der Höhe zur Erde geschleudert werden!"

Die Wächter führten nicht, sondern sie schleppten die Unglückliche, von welcher man die Herzogin mit Gewalt wegreißen mußte, aus dem Zimmer, laut tönte ihr Klagegeschrei, allmählich wurde es schwächer und schwächer, man hörte nichts mehr als Tritte, es wurde ganz still, ein dumpfer Fall, und die That war vollbracht.

Kaum hatte das zweite Schlachtopfer die Schwelle des Zimmers verlassen, so befahl der Herzog drei anderen Wächtern, seine Gemahlin vorzuführen und niederknien zu lassen. „O mein Vater! o meine Mutter!" rief Maria. „Nimmt sich denn niemand meiner an? Ludwig!, Ludwig! ich schwöre Dir's bei der heiligen Jungfrau, ich bin unschuldig, ich bin Dein treues Weib von Anfang bis zu dieser Stunde gewesen. Ludwig! Du wirst mich doch nicht tödten wollen? O nur nicht heute, nur so laß mich nicht sterben!"

Auch Elisabeth machte noch einen letzten Versuch. Sie umklammerte ihres Bruders Kniee und flehte ihn unter vielen Thränen an, sein Gewissen nicht mit einem solchen Verbrechen zu belasten. „Hast Du noch nicht genug an den zwei unschuldigen Opfern? Soll auch noch das Haupt Deiner Gemahlin fallen? Willst Du das Unglück, das der Staufen Haus fast ganz vernichtet, mit der Hand eines Wahnsinnigen in Dein eigenes tragen? Laß ab, Ludwig! bei Deinem Seelenheil, bei dem Andenken an unsere guten Eltern bitte ich Dich, laß ab!"

Auch der kleine Konrad, der sich indessen ängstlich an seine Mutter angeschmiegt hatte, faßte bittend des Herzogs Hand und sagte: „Mußt nicht so böse sein, Oheim! Sieh nur wie die Mutter und die Herzogin weinen!"

„Ich kann nicht anders! ich muß!" rief der Herzog, „der Brief! der Brief!" Mit diesen Worten stieß er Elisabeth und Konrad von sich, winkte

dem Wächter, der hinter Maria stand, und als dieser zögerte, stampfte er mit dem Fuße und schrie: „Wollt ihr gehorchen, Schurken?“ Da gehorchte der Wächter. Ein rascher Hieb, und das schöne, blasse Haupt der Maria von Brabant flog von dem Rumpfe und rollte hin zu den Füßen des kleinen Konrad.

Mit einem lauten Schrei sprang dieser auf seine Mutter zu, und als Elisabeth das Entsetzliche vor Augen sah, raffte sie ihre letzte Kraft zusammen, stand auf und, das weinende Kind auf den Armen, schritt sie rasch der Thüre zu.

Noch standen die Wächter im Zimmer, den Blick starr auf den Herzog geheftet, welcher selbst keinen Menschen anblickte. Es war eine Todesstille im Zimmer, Todesstille im ganzen Hause. Hier lag der Rumpf der Herzogin, dort lag ihr Kopf, und wohin auch der Herzog sehen mochte, der Anblick seines Opfers wurde ihm nicht erspart. Er winkte den Wächtern und gieng langsam hinter ihnen zur Thüre hinaus. Draußen war kein Licht; rasch und heftig verlangte er ein solches, und er, der sonst keine Finsterniß fürchtete, wagte nun nicht ohne Wächter und ohne Licht über den Vorplatz in sein Schlafgemach zu gehen.

Da saß er nun, das Haupt wie nach einem schweren Tagewerk mit der Hand gestützt, lange Zeit unbeweglich. Er hatte seine Rache befriedigt, ohne dadurch Befriedigung zu finden. Hatte er als Othello gehandelt, so gieng es ihm nun auch wie Othello. Wie dieser sieggekrönte Mohr, Feldherr der Republik Venedig, wegen eines verlorenen Schnupftuchs, auf die Verleumdung eines Schurken hin, seine treue Frau Desdemona in rasender Eifersucht erwürgte, so ward Herzog Ludwig wegen eines verwechselten und mißverstandenen Briefes zum vierfachen Mörder. Der von Maria ins Lager abgesandte Bote hatte ungeschickterweise die Briefe verwechselt und den für Ritter Rucho bestimmten dem Herzog übergeben. Zufällig waren die beiden Ritter von Jsols und von Brokkensberk bei ihm, welche schon längst mit neidischen Augen zusahen, wie Rucho von der Herzogin ausgezeichnet wurde. Sie ließen keine Gelegenheit vorbei, wo sie ihm schaden konnten, suchten den Umstand, daß die Herzogin mit ihm öfters Schach spielte, zu mißdeuten, warfen in Gegenwart des Herzogs zweideutige Worte hin, und als er ihnen nun jenen Brief zu lesen gab, lachten sie höhnisch und brachten dadurch den Herzog, der die ihm unklaren Worte des Briefes sogleich aufs schlimmste mißdeutete, in eine so sinnlose

Wuth, daß er den Boten niederstieß und Tag und Nacht reisend unerwartet an diesem Abend in Donauwörth ankam. Auch dem Ritter Rucho war das gleiche Schicksal wie Maria zugedacht, und zwar sollten auf des Herzogs Befehl die zwei obengenannten Ritter ihn noch am nämlichen Abend ermorden. Aber er wurde noch rechtzeitig gewarnt, entkam der ihm zugedachten Rache und erwies seine und Maria's Unschuld auf's glaubhafteste.

Als Ludwig seinen Blick erhob, bemerkte er über seinem Bette einen Lorbeerkranz, welcher ein Papier umschloß, auf dem die Worte standen: „Meinem Ludwig zur baldigen Heimkehr.“ Auf dem Tische sah er eine Stickerei, auf welcher sein Lieblingshund abgebildet war, und daneben lag ein Zettel, in dessen Schrift er der Herzogin Hand erkannte. Zitternd nahm er den Zettel und las: „Am 10. Januar. Heute habe ich Ludwig nach Augsburg geschrieben und ihn zu baldiger Rückkehr ermahnt. Am 17. Januar. Heute habe ich ihm noch einmal geschrieben und zugleich dem Ritter Rucho, den ich für seine Mitwirkung dadurch zu gewinnen suchte, daß ich ihm versprach, ihm in diesem Falle seine Bitte, ihn nicht mehr mit „Ihr,“ sondern mit „Du“ anzureden, erfüllen zu wollen. Was thut man nicht aus Liebe zu seinem Gatten!“

Ludwig war wie versteinert; er las den Zettel noch einmal und zum drittenmal und wagte kaum zu athmen. Dann rief er einen Diener und befahl ihm, den Zettel der Königin Elisabeth zu überbringen und sie zu fragen, ob die Sache sich so verhalte, wie auf dem Zettel geschrieben stehe. Als der Diener zurückkam, fand Ludwig am Rande des Blattes die Worte bemerkt: „Unglücklicher Bruder! Maria's Schrift ist die lautere Wahrheit.“ Er konnte nicht mehr stehen, seine Kraft brach zusammen, mit kaltem Angstschweiß sank er auf das Lager. Die Furien des bösen Gewissens packten den starken Mann, und indem sie ihm das Bild seiner Gemahlin bald in ihrer rosigen Lieblichkeit, bald in ihrer blutigen Todesblässe vorhielten, erschütterten sie ihm Mark und Bein und raubten ihm fast aufs neue die Besinnung. Mit Mühe erhob er sich am andern Morgen von seinem Lager, und mit Entsetzen sahen seine Diener, wie der erst 27jährige braungelockte Mann über Nacht eisgrau geworden war. Er zögerte nicht, für sein Vergehen Buße zu thun, ließ Maria und Eilika im Kloster zum heiligen Kreuz in Donauwörth bestatten und erbaute als Zeichen seiner Reue das Kloster Fürstenfeld. Aber trotz Buße und Kloster

hatte er noch Lebenslust genug, um in dem nämlichen Jahre mit König Richard wegen seiner dritten Vermählung mit einer englischen Prinzessin zu unterhandeln. Zu einem solchen Humor konnte sich selbst der Mohr Othello nicht aufschwingen.

Elisabeth fand unter solchen Umständen ihren Aufenthalt in dem Schlosse ihres Bruders von Tag zu Tag unerträglicher. Sie sah es daher nicht ungern, als ihr der Graf Mannhard von Görz und Tirol seine Hand anbot. Sie vermählte sich mit ihm drei Jahre nach der Schreckensnacht von Donauwörth und wurde durch ihre Tochter Elisabeth, welche den Kaiser Albrecht I. heiratete, die Ahnfrau des habsburg-lothringischen Kaiserhauses.

Dem kleinen Konrad aber blieb die Greuelscene noch lange Zeit im Gedächtniß. Und wie bedeutungsvoll war für ihn jener Abend! Noch zwölf Jahre, und Konrad, oder wie er nach italienischer Bezeichnung gewöhnlich genannt wird, Konradin, erfüllt mit dem Zauber seines Namens ganz Italien, zieht in Rom ein, wird von dem Räuber seines Königreichs, dem französischen Prinzen Karl von Anjou, bei Skurkola geschlagen, von einem früheren Freunde seines Hauses, Frangipani, auf der Flucht gefangen und verrathen, von Karl zum Tode verurtheilt und steht auf dem Marktplatz von Neapel, den wunderschönen Golf vor seinen Augen. Er sinkt auf die Kniee, er betet, er küßt seinen Freund und Todesgefährten, Friedrich von Baden, er gedenkt seiner Mutter Elisabeth mit den Worten: „Mutter, welche Schreckenskunde wirst Du von mir hören!“ und gleich darauf fällt das Haupt des letzten Herzogs von Schwaben durch Henkers Hand, während Karl von Anjou von einem Thurme herab dem Schauspiele zusieht.

Margaretha von Thüringen.

Margaretha von Thüringen.

Es war der 24. Juni 1270, die Dämmerungsstunde nahte, und Margaretha öffnete ein Fenster ihres Gemachs, um frische Luft zu schöpfen. Der Hufschlag von Pferden erregte ihre Aufmerksamkeit: ein Ritter mit einem Fräulein, das den buntgestickten Schleier zurückschlug und nach dem geöffneten Fenster hinaufsah, sprengte über den Hof und verschwand rasch hinter dem nächsten Thurme. Mit einem tiefen Seufzer schloß Margaretha wieder das Fenster, legte sich in den Lehnstuhl und stützte ihr Haupt mit der rechten Hand. Lange saß sie so da, unbeweglich, den Blick starr auf den Boden geheftet, nur zuweilen mit den Lippen zuckend. Eine Dienerin brachte Licht, fragte die Frau Landgräfin, ob sie etwas befehle, wurde aber gar nicht gehört und entfernte sich wieder. Endlich erhob sich Margaretha mit den Worten: „Das ist stark; aber um meiner Kinder willen!“ Sie gieng nach der Thüre zu, um die Haushofmeisterin zu rufen. In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, und der Kopf eines Unbekannten zeigte sich mit ängstlicher Vorsicht. „Seid Ihr allein, Frau?“

„Ich bin es, aber wer seid Ihr, daß Ihr mein Zimmer, vollends zu dieser Tageszeit, zu betreten wagt?“

Der Unbekannte trat ein und fiel der Landgräfin zu Füßen. Es war ein Knecht, welcher schon seit längerer Zeit im Dienste des Landgrafen stand, von dem benachbarten Eisenach Brot und Fleisch holte und Holz auf die Burg lieferte. Margaretha erkannte ihn nach und nach wieder, fühlte sich zwar etwas getröstet durch das treuherzige Gesicht des Menschen, wollte aber doch eine Dienerin rufen. Als dies der Knecht bemerkte, sagte er: „Thut das nicht! Seid ohne Furcht! Ich muß allein mit Euch sprechen; ich habe Euch ein wichtiges Geheimniß anzuvertrauen.“

„Und welches denn? So rede!“

„O Frau! Ich kann es fast nicht sagen; es ist schrecklich.“

„Was es auch sei; sprich! Ich habe schon viel schlimmes gehört.“

„So etwas gewiß nicht, Frau! Aber ich muß es Euch sagen, sonst thut's ein Anderer.“

„Was gibt es denn, um Gotteswillen?“

„Ich soll Euch ermorden, Frau; der Landgraf will's.“

„Mich ermorden? Und dazu bist Du gekommen?“

„Dazu bin ich hergeschickt, aber nicht gekommen; ich wollte Euch warnen.“

Die Landgräfin nahm ein silbernes Krucifix vom Tisch, hielt es dem Knechte hin und sagte: „Bei diesem Kreuz! redest Du die Wahrheit oder nicht?“

„Ich möchte eine so edle und unschuldige Frau mit einer solchen Lüge nicht kränken; ich bin zwar nur ein armer, einfältiger Mann, aber glaubt mir, es ist alles so, wie ich Euch sage. Es sind heute vierzehn Tage, daß mich der Landgraf im Walde antraf, wie ich eben Holz fällte. „Wie geht Dir's, Kunz?“ fragte er. Ich hatte ihn noch nie so freundlich gesehen, faßte mir ein Herz und sagte: „Gut, Herr, wie es eben armen Leuten geht“. „Du bist ein fleißiger Knecht,“ fuhr der Landgraf fort, „ich meine es gut mit Dir, ich will Dir ein schönes Stück Geld zu verdienen geben, aber Du mußt mir pünktlich ausführen, was ich Dir jetzt sage.“ Ich versprach es dem Herrn als sein gehorsamer Knecht. Dann sah sich der Landgraf ein wenig im Walde um, kam wieder zu mir her und sagte mit leiser Stimme: „Meine Frau, die Landgräfin, ist eine Verbrecherin, sie verdient den Tod; geh heute Nacht in ihr Zimmer und erdroßle sie! Willst Du es thun? Du bekommst viel Geld dafür und ein großes Stück Land.“ Ich fragte ihn, ob es auch wirklich so sei, wie er sage, und er betheuerte es mir. Da versprach ich es ihm. Aber wie ich beim Heimgehen Euch mit dem jungen Herrn im Garten spazieren gehen sah, konnte ich es nicht mehr ausführen. Heute früh traf mich der Landgraf wieder, schalt mich wegen meines Ungehorsams, bezichtigte Euch noch einmal des Verbrechens und sagte, wenn ich heute Nacht Euch nicht ermorde, so wisse er schon Einen, der es morgen gewiß thue. Auch gab er mir an, ich solle mich als Teufel verkleiden und so in Euer Zimmer kommen; dann werde jedermann erschreckt werden und kein Lärm entstehen. Ich versprach es ihm wieder, diesmal aber nur, um Euch alles

zu entdecken. Denn ich glaube nicht, daß Ihr schuldig seid, und um des Geldes willen einen Menschen tödten, die Tochter des großen Kaisers, den ich bei dem alten Herrn selbst gesehen habe, das kann unser einer nicht."

Margaretha nahm das silberne Krucifix und gab es ihm mit den Worten: „Nimm dieses Kreuz und behalte es zum Andenken an diese Stunde! Der Gott, welcher Dich vor der Ermordung einer unschuldigen Frau behütet hat, sei Dir auch ferner stets nahe! Verlaß mich jetzt und warte in der Nähe des Zimmers auf meine weiteren Befehle!"

Der Knecht entfernte sich. Margaretha war allein. Ihre Kniee zitterten, ihre Füße trugen sie nicht mehr, sie schleppte sich mühsam auf das Ruhebett und legte sich halb bewußtlos nieder. Sie war zwar schon längst nicht mehr auf Rosen gebettet und wußte besser als irgend jemand, daß ihr Gemahl, Landgraf Albrecht von Thüringen, nicht mit Unrecht „der Entartete" hieß; aber daß er es bis zum Meuchelmord, bis zur Erwürgung seiner Gattin, er der Schuldige gegenüber der Unschuldigen, treiben könne, das wußte sie nicht, dessen hielt sie ihn nicht für fähig. Ihre Heirat war freilich, wie bei den meisten Töchtern dieses Standes, eine bloße Konvenienzheirat gewesen. Als Tochter des Kaisers Friedrich II. und der englischen Prinzessin Isabella konnte es ihr an einem Gemahl aus einem der ersten Fürstenhäuser Deutschlands nicht fehlen. Sie war kaum fünf Jahre alt, so verlobte sie ihr Vater (1246) mit dem Sohne des reichen und kunstsinnigen Markgrafen Heinrich des Erlauchten von Meißen, und da der Bräutigam nur ein Jahr älter war, so mußte man sich auf eine lange Brautschaft gefaßt machen. Dies benutzte Papst Innocenz IV. und schrieb an den Markgrafen Heinrich (1247) „er solle sich und seine Nachkommen nicht mit dem frevelhaften Blute des Kaisers besudeln und die Verlobung wieder auflösen." Aber der wackere Heinrich wußte diese seelsorgerische Aufmerksamkeit des Papstes wohl zu würdigen und feierte im Jahre 1256 die Vermählung seines Sohnes mit Margaretha.

Wenn Albrecht mit seinem eigenen Vater und mit seinem Bruder, dem Markgrafen Dietrich von Landsberg, Krieg anfieng, so läßt sich denken, daß er bei seiner Gemahlin auch nicht immer den zärtlichen Troubadour spielte. Es kam aber noch etwas anderes hinzu. Margaretha, welche an dem Hofe zu Palermo und Neapel erzogen worden war, besaß

neben einem sehr feinen, anmuthigen Aeußern einen Scharfsinn, eine allseitige Bildung, ein zartes weibliches Benehmen und eine freundliche Milde im Umgang, wodurch sie jeden Gemahl, der für geistige Ausbildung und gemüthliche Eindrücke nicht abgestumpft war, fesseln und glücklich machen mußte. Allein daran fehlte es eben bei Albrecht. Er brauchte nicht gerade den dichterischen Geist seines Vaters oder jenen Mäcenassinn seines mütterlichen Ahnen, des Landgrafen Hermann von Thüringen, zu haben, unter welchem die Meister der Minnesängerkunst, Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, den unter dem Namen „Wartburgkrieg“ bekannten Wettkampf veranstalteten. Einen solch hohen Flug muthete ihm niemand zu. Aber sein ganzes Wesen bewegte sich in einer so untergeordneten Sphäre, daß ihm die feine Weiblichkeit und der gebildete Geist seiner Gemahlin durchaus zuwider waren. Er hatte seine eigenen Ansichten über die Ehe, von Grundsätzen der Religion und Humanität war bei ihm keine Rede, und da Margaretha auf diesem Standpunkt nicht stand, so fühlte sie sich sehr unglücklich, er sich nicht befriedigt. Besser gefiel ihm ein Hoffräulein seiner Gemahlin, Kunne (Kunigunde) von Eisenberg, deren ganzes Wesen seinem derben Geschmack mehr zusagte. Die Abneigung, von der Nebenbuhlerin geschürt, wurde nun zum Haß, und statt seine genug gekränkte Gemahlin von der Wartburg zu entfernen, griff er, um durchaus freies Feld zu haben und Kunne als seine rechtmäßige Gemahlin heimführen zu können, geradezu zum Meuchelmord.

Als sich Margaretha von ihrem betäubenden Schmerze etwas erholt hatte, sah sie ihre Haushofmeisterin und ein Hoffräulein neben sich stehen, welche sich ängstlich besorgt nach ihrem Befinden erkundigten. Sie ließ ihren Haushofmeister rufen, theilte diesen drei Personen den Vorfall mit dem Knechte mit und fragte, was sie thun solle. Der Hofmeister erklärte, daß er für sie keinen anderen Ausweg sehe, als zu fliehen, daß sie an Kleidern, Geld und Kleinodien so viel als möglich zusammenpacken und noch in dieser Nacht die Burg verlassen solle, da es in der nächsten vielleicht schon zu spät sei. Die beiden Frauen baten sich die Erlaubniß aus, jedes Los mit ihrer Herrin zu theilen. Darauf fragte Margaretha den Hofmeister, ob er sie begleiten und ihnen, bis sie ein Unterkommen gefunden hätten, seinen ritterlichen Schutz angedeihen lassen wolle. Dieser entschuldigte sich mit seiner Dienstpflicht gegen den Landgrafen. Der

Knecht wurde herbeigerufen. „So geht dieser Mann mit uns,“ sagte Margaretha, „wenn uns ein langjähriger Diener, wenn uns ein Ritter verläßt. Nicht wahr, Kunz, Du verläßt die Landgräfin von Thüringen nicht?“ „Frau,“ erwiderte dieser, „mein Leben steht in Eurer Hand. Befehlt mir, was Ihr wollt.“ Sofort erhielten die beiden Frauen und der Knecht die Weisung, alles zur Flucht Nöthige herbeizuschaffen und in einer Stunde bereit zu sein. Der Hofmeister schwur, den Plan nicht zu verrathen, und verabschiedete sich. Margaretha gieng allein in ein Nebenzimmer.

Sie hatte einen furchtbaren Kampf zu bestehen. Sollte sie wirklich die Flucht unternehmen, einer ungewissen, abenteuerlichen Zukunft entgegengehen und dem verbrecherischen Gemahl das Feld überlassen, oder sollte sie standhaft auf ihrem Posten ausharren und mit Muth und Entschlossenheit jedem Schicksal, auch dem Tod ins Auge sehen? So viel Verführerisches das letztere auch für die Würde einer Kaiserstochter hatte, so mußte sie sich doch selbst sagen, daß dies eigentlich nichts anderes heiße, als ihr Leben nutzlos preisgeben, daß für sie mehr Muth zur Flucht als zum Dableiben gehöre, und daß sie mit der Wahl der ersteren noch den christlichen Zweck erreiche, ihrem treulosen Gemahl die Gelegenheit zu entziehen, ein Mörder zu werden. Aber es gab noch eine andere Frage. Wie war es mit ihren Kindern? Sie kannte die große Achtung und Liebe, welche ihre beiden Söhne gegen sie hegten; sie wußte recht wohl, daß dieselben sich in eben dem Grade zu ihr hingezogen, als von ihrem Vater abgestoßen fühlten; sie zitterte bei dem Gedanken, daß ihr Vater sie dies schwer entgelten lassen könnte. Sollte sie die Söhne mitnehmen und sie dadurch vor jedem Unrecht, vor jeder Mißhandlung schützen, oder sollte sie sie zurücklassen bei dem entarteten Vater? So sehr ihr Gefühl für das erstere sprach, so war doch klar, daß sie dadurch ihre Söhne leicht um ihr Erbe, um ihre ganze Zukunft bringen dürfte, und dazu konnte sich ihre mütterliche Liebe nicht entschließen. „So will ich allein das Opferlamm sein,“ rief sie aus, „vielleicht sind dann die Rachegeister meines Hauses versöhnt.“ Sie warf sich auf die Kniee und suchte in heißem Gebete Trost und Kraft. Als sie das Nebengemach verließ, fand sie im Wohnzimmer ihre drei Reisegefährten bereit. „Habt Ihr alles Nöthige gerüstet,“ fragte sie, „und seid Ihr immer noch entschlossen, mir zu folgen?“ Beide Fragen wurden bejaht. „So wollen wir unsern Gang antreten!“

Zuerst begab sie sich in das neben dem Thurme gelegene Haus, wo das Schlafzimmer ihrer beiden Kinder war. Während ihre Begleitung außen wartete, trat sie in dasselbe. Da lagen sie friedlich bei einander, die herrlichen Söhne, von tiefem Schlaf umfangen. Es war ihr wunderbar zu Muth. Sie mußte alle ihre Kraft zusammennehmen, um nicht in laute Klagen auszubrechen. Sie beugte sich zuerst über Dietzmann, den jüngeren Sohn, und küßte ihn mehreremal. Als er unruhig zu werden anfieng, gieng sie an Friedrich's Bett. Wie sie diesen, den Stolz ihres Lebens, sah, ihn mit dem halb kindlichen halb männlichen Gesichtsausdruck, mit der tadellosen, muthvollen Gesinnung, da übermannte sie der Schmerz. Sie nahm ihn mit Heftigkeit in die Arme und küßte ihn so leidenschaftlich, daß sie ihn dabei in die Wange biß. „Was ist das? Wer hat mir wehe gethan?“ rief der halb Träumende. „Sei ruhig, lieber Friedrich! ich bin es, Deine Mutter; ich wollte Dich noch einmal küssen.“ „Mutter, komm! ich will Dich auch küssen.“ Mutter und Sohn hielten sich umschlungen, er süß träumerisch lächelnd, sie heftig und immer heftiger weinend. Endlich riß sie sich los, sah noch einmal bei hellem Mondschein das Antlitz der beiden Söhne und verschwand dann. Hierauf begaben sie sich in den unteren Stock des Ritterhauses; denn nur von hier aus war es möglich, aus der Burg zu entkommen. Es war aber keine so leichte Sache. Das Mauerwerk des Hauses war ziemlich hoch, und noch weit höher war der Fels, auf dem das Haus stand, und gerade hier mußte man sich hinablassen. Der mit den Lokalitäten der Burg und der Umgegend sehr vertraute Knecht hatte bald die geeignete Stelle gefunden, wo er die Seile und die zusammengebundenen Leintücher am besten befestigen konnte. Die Mitternachtsstunde war nahe. Zuerst schwang sich der Knecht hinunter, eine Schatulle, welche ihm die Landgräfin übergab, im Arme haltend. Nach ihm unternahm das Hoffräulein die halsbrechende Fahrt. Die dritte, welche am Seile hinabglitt, war Margaretha selbst, die Tochter des großen hohenstaufischen Kaisers, vor dem Mordstahl ihres eigenen Gatten fliehend, ihrer Kinder beraubt, in die Nacht und in's Elend hinausgestoßen. Als alle, auch die Hofmeisterin, am Fuße der Felsenburg glücklich angekommen waren, gieng es unter Führung des Knechtes die ganze Nacht hindurch über Berg und Thal, durch Wald und Feld bis Kreigenberg. Hier ruhten die Frauen bei einer treuen Bauernfamilie aus, während der Knecht zu dem Abt nach Hersfeld eilte.

Dieser schickte seinen Amtmann und einen Diener mit Lebensmitteln und einem Reitpferd für die Landgräfin nach Kreigenberg und ließ die Frauen nach Hersfeld führen und von da zum Abt nach Fulda geleiten, welcher sie nach einiger Rast nach Frankfurt brachte. Es bedurfte kaum seiner besonderen Empfehlung bei dem Rathe der Stadt; denn Rath und Bürger thaten, im Andenken an den Vater der Landgräfin und an ihr ganzes Geschlecht, alles, was in ihren Kräften stand, um das Los der unglücklichen Frau zu mildern. Sie mieteten ihr ein Haus und versorgten sie mit der größten Freundlichkeit und Zuvorkommenheit. Aber ihre Gastfreundschaft wurde nicht lange in Anspruch genommen. Wenn sich auch die Landgräfin über die Treulosigkeit ihres Gemahls erheben, wenn sie die Schreckensnacht ihrer Flucht vergessen, wenn sie über ihre dürftige Lage sich trösten konnte, so lag doch eine Bürde zu schwer auf ihrem Herzen, als daß sie sie lange zu tragen im Stande war. Das Heimweh nach ihren geliebten Söhnen, die Angst um deren Leben quälte sie Tag und Nacht, malte ihr die Gefahren in den schrecklichsten Bildern vor und sog ihr alle Lebenskraft Tropfen für Tropfen aus. Am 8. August des nämlichen Jahres starb Margaretha zu Frankfurt, zerknickt und zerschmettert.

Kurze Zeit nach Margaretha's Flucht reiste auf Betreiben ihrer Anverwandten Markgraf Dietrich von Landsberg zu seinem Bruder und fragte ihn nach der Veranlassung dieser Flucht. Albrecht der Entartete antwortete, daß Margaretha sich der Untreue schuldig gemacht habe und mit dem Verführer entflohen sei. Dietrich nahm dies zum Vorwand, um seinem Bruder anzutragen, daß er die Kinder, deren Anblick ihm eine beständige Erinnerung an dieses Ereigniß sein müsse, zu sich nehmen wolle. Albrecht, der besonders an Friedrich mit großem Widerwillen das Abbild seiner Mutter sah, willigte gerne ein, und so wurden die Kinder aus ihrer trübseligen Lage erlöst und am Hofe ihres Oheims erzogen. Da aber Albrecht fortwährend feindselig gegen sie verfuhr, so kamen schon im Jahre 1281 Friedrich und Dietzmann in Krieg mit ihrem Vater. Als man Friedrich, der von jenem Biß den Beinamen „der Gebissene“ oder „mit der gebissenen Wange“ erhielt, diesen Schritt vorhielt, entgegnete er: „Alles, was er meinem Bruder und mir thut, vergesse ich wohl, aber des Bisses, den mir meine selige Mutter in die Wange gegeben hat, kann ich so wenig vergessen, als mir die Narbe ganz vergeht.“

Später wollte Albrecht seinem geliebten Sohn Apitz, welchen ihm Kunne geboren hatte, mit völliger Uebergehung der andern Söhne, das ganze Erbe zuwenden; aber dieser Plan scheiterte an dem Widerstand der Stände und an dem festen Auftreten dieser Söhne und ihres bedeutenden Anhangs. Darauf bot er, nur damit seine älteren Söhne nichts bekommen sollten, Thüringen und die meißnische Erbschaft für 12000 Mark zum Verkauf aus, und wirklich fand sich ein Käufer in der Person des länderarmen Kaisers Adolf von Nassau. Allein dieser fand überall Widerstand, drang zwar mehrere Jahre nach einander verwüstend im Lande ein, wurde jedoch bei Mühlhausen von Friedrich und Dietzmann und ihren tapferen Rittern geschlagen. Als der habsburgische Albrecht den Kaiserthron bestieg und das von Adolf erkaufte, aber nicht beherrschte Land als Reichsland ansprach, ließen sich die Brüder auch von diesem Kaiser nicht schrecken und brachten seinem Heere bei Lucka (1307) eine solche Niederlage bei, daß fortan niemand mehr Lust hatte, die Söhne im Namen ihres entarteten Vaters dafür zu bestrafen, daß sie das Blut einer Hohenstaufin in sich trugen und dieses glänzenden Namens sich würdig zeigten.

Anna Boleyn.

Anna Boleyn.

„Ein räthselhaftes Geschenk! Von wem, sagst Du, ist Dir der kostbare Schmuck übergeben worden?“ fragte das Hoffräulein der Königin von England.

„Ich habe Euch noch keinen Namen genannt,“ erwiderte der Diener, „und bin auch nicht beauftragt, Euch einen solchen zu nennen.“

„Dann kann ich aber das Geschenk nicht annehmen,“ versetzte das Fräulein.

„Das hat gute Wege,“ meinte der Diener; „einen solchen Schmuck kann im ganzen Königreich nur eine einzige Person herschenken.“

„Und Du weißt gewiß, daß Du ihn mir überbringen sollst?“ fuhr das Fräulein fort.

„Wenn Ihr Anna Boleyn seid, so weiß ich's gewiß,“ sagte der Diener.

„So heiße ich allerdings.“

„Soll ich meinem Herrn,“ fragte der Diener, „irgend etwas von Euch ausrichten?“

„Nichts,“ antwortete Anna, „als was Du eben jetzt siehst.“ Mit diesen Worten trat sie vor den Spiegel und schlang das Halsband um ihren schönen weißen Hals. Der Diener entfernte sich langsam, noch im Weggehen die herrliche Jungfrau bewundernd.

Das Band war geknüpft, der Würfel war gefallen, England sollte es bis in seine innersten Fasern, bis in das Heiligthum seiner religiösen Anschauungen fühlen, daß König Heinrich VIII. die schöne Anna Boleyn liebe.

Es war nicht das erstemal, daß Heinrich ihr seine Aufmerksamkeit schenkte. Hatte er sie ja schon als siebenjähriges Kind zur Hofdame seiner jüngern Schwester Maria ernannt, welche in ihrem sechzehnten Lebensjahr mit dem 53jährigen verwitweten König Ludwig XII. von

Frankreich sich vermählte. Nach dem baldigen Tode dieses Königs und nach der Rückkehr der Königin Maria, welche darauf in England den Herzog von Suffolk heiratete, blieb Anna in Paris als Hofdame der neuen Königin Klaudia, Gemahlin Franz I. Dieser lange Aufenthalt am französischen Hofe war für Anna's Bildung entscheidend: mit dem Graziösen, das sie dort lernte, nahm sie auch die ganze Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit, womit die dortige Luft zersetzt war, in sich auf.

Als Heinrich im Begriff war, an Franz den Krieg zu erklären, berief er Anna Boleyn von Frankreich zurück und machte sie zur Hofdame seiner Gemahlin Katharina. Ihre Erscheinung erregte am englischen Hofe einiges Aufsehen. Wenn die Männer diese französische Engländerin bewunderten und ihre natürliche Lebhaftigkeit und Munterkeit priesen, so wußten dagegen die Frauen allerhand an ihr auszusetzen. Doch war keine Frage, daß sie an gesellschaftlichen Formen und Künsten allen Damen des Hofes weit überlegen war, daß sie mit einer Meisterschaft sang und tanzte, wie keine andere. König Heinrich, welcher ein großer Liebhaber von Musik und Tanz war, veranstaltete häufig musikalische Abendunterhaltungen, an welchen die Königin und ihre Damen, die fremden Botschafter und der Adel theilnahmen, und trotz ihrer spanischen Ruhe konnte die Königin ihre innere Bewegung nicht verbergen, wann sie sah, mit welcher Begeisterung ihr Gemahl den französischen Liedern, die Anna vortrug, lauschte, mit welch verschlingenden Blicken er jede ihrer Bewegungen während des Tanzes verfolgte. Eine solche Hofdame war in ihrem häuslichen Budget nicht vorgesehen.

Es konnte Anna an Anbetern nicht fehlen, und der junge Percy, Sohn des Grafen von Northumberland, trug ihr seine Hand an. Sie wurde nicht zurückgewiesen. Aber so sehr er auch sein süßes Geheimniß vor jedermann, selbst vor seinem Vater verbarg, so konnte es doch dem eifersüchtigen Auge des Königs nicht entgehen. Percy erhielt von seinem Vater eine scharfe Strafpredigt über seine Verwegenheit und den gemessenen Befehl, auf der Stelle die Tochter des Grafen Shrewsbury zu heiraten.

Damals merkte Anna zuerst, welch hohen und gefährlichen Liebhaber sie habe. Durch die Uebersendung des Halsbandes ward es ihr zur Gewißheit.

König Heinrich stand in seinen besten Jahren. Er hatte eine schöne Gestalt, ritterliche Manieren, hübsche Kenntnisse in den fremden Sprachen,

und verstand von der Theologie mehr, als seinen Ministern lieb war. Er war noch nicht ganz achtzehn Jahre alt, als er (1509) den Thron bestieg, und der letztwilligen Bestimmung seines Vaters folgend vermählte er sich mit der spanischen Prinzessin Katharina von Aragonien, obgleich sie acht Jahre älter war als er. Sie war bereits mit seinem älteren Bruder Arthur vermählt gewesen; aber dieser junge Prinz starb schon wenige Tage nach seiner Hochzeit. Heinrich mußte, um seine Schwägerin heiraten zu können, um päpstliche Dispensation nachsuchen. Dieselbe wurde auch von Julius II. ohne Anstand gewährt. Katharina war nicht ohne persönliche Anmuth und besaß manche liebenswürdige Eigenschaften, wenn auch ihre vielen Bußandachten und Kasteiungen nicht nach jedermanns Geschmack waren. Auch zeigte sie stets, besonders in ihren trüben Tagen, ein würdevolles Benehmen, das ihr nicht nur den Beifall des Hofes und die Theilnahme der ganzen Nation erwarb, sondern auch Heinrich Achtung abnöthigte. Von fünf Kindern, die sie ihm gebar, war nur noch eines, Maria, am Leben, welche später mit dem Beinamen „die Katholische" den Thron bestieg. Geraume Zeit lebte das Königspaar glücklich beisammen. Mit den Jahren mochte Heinrich, zumal bei der fortwährenden Kränklichkeit seiner Gemahlin, der Altersunterschied immer mehr auffallen, und reizende Gestalten, wie Anna Boleyn, erregten nun noch mehr als sonst seine Aufmerksamkeit. Ihr Vater, Sir Thomas Boleyn, stammte von einem Lordmayor von London ab und wurde vom König zum Rang eines Vicomte Rochefort erhoben; ihre Mutter war die Tochter des Herzogs Thomas von Norfolk. Als der König in einer günstigen Stunde ihr seine Liebe gestand und mit flehenden Worten um Erhörung bat, erwiderte sie mit eben so viel Verbindlichkeit als Entschiedenheit: „Ich würde mich sehr glücklich schätzen, Sire, Ihre Gemahlin zu sein; aber zur Rolle Ihrer Geliebten werde ich mich nie hergeben."

Durch diese Antwort wurde des Königs Leidenschaft noch mehr gereizt, und Anna besaß Gewandtheit genug, seinen wiederholten Liebesbetheurungen nur so weit nachzugeben, um ihn immer wieder mit neuer Hoffnung, mit heftigerer Sehnsucht zu erfüllen. Ihre Schönheit, ihr lebenslustiges und geistvolles Wesen machten einen so überwältigenden Eindruck auf den König, daß er nicht mehr ohne sie leben zu können glaubte. Er vergaß auf einmal all das Gute und Gediegene, das in Katharina's Charakter lag, und wünschte nichts sehnlicher, als die heitere Anna an

ihrer Stelle zu sehen. Ihr Umgang war ihm unentbehrlich, und offen, vor fremden Gesandten, bei Zusammenkünften mit anderen Monarchen, zeichnete er sie aus. Als französische Gesandte nach England kamen, um wegen eines Allianzvertrags zu unterhandeln, gab ihnen Heinrich vor ihrer Abreise ein prächtiges Fest zu Greenwich. Nachdem man Nachmittags dreihundert Lanzen gebrochen hatte, begab sich die Gesellschaft Abends in einen Tanzsaal, wo Gesänge und Maskentänze stattfanden. Um Mitternacht entfernte sich der König mit einigen Gästen, sie kehrten als venetianische Edelleute zurück und forderten Damen zum Tanz auf. Des Königs Tänzerin war Anna Boleyn. Auch befand sie sich mit Heinrich in Calais, als König Franz diesen dort besuchte. Nach dem Abendessen öffnete sich plötzlich die Thüre und zwölf weibliche Masken traten ein, von welchen jede einen Herrn zum Tanz einlud. Als sie später die Masken ablegten, bemerkte Franz, daß er mit Anna Boleyn getanzt hatte. Er sprach einige Zeit mit ihr allein und schickte ihr am folgenden Morgen einen sehr werthvollen Schmuck zum Geschenk.

Nachdem Heinrich achtzehn Jahre lang mit Katharina in einer, wenn auch nicht immer glücklichen, so doch auch nicht unglücklichen Ehe gelebt hatte, äußerte er auf einmal in Gegenwart seiner Vertrauten die Befürchtung, daß seine Ehe mit der Witwe seines Bruders gegen die göttlichen Gesetze verstoße. Er berief sich auf das Verbot, das allerdings im dritten Buch Mosis 20, 21 enthalten ist, und sagte, daß gegenüber einem so klar ausgesprochenen göttlichen Gesetz die päpstliche Dispensation durchaus ungiltig sei, da das göttliche Recht über dem päpstlichen stehe. Aber abgesehen davon, daß die allgemeine Anwendung des mosaischen Gesetzes auf alle Zeiten und Völker einigen gerechten Bedenken unterliegt, hatte der gelehrte König ganz vergessen, daß das fünfte Buch Mosis 25, 5 die Ehe mit des Bruders Weib geradezu befiehlt, für den Fall, daß der Bruder ohne Kinder gestorben ist. Und eben dies war ja bei Heinrich's Bruder, Arthur, der Fall.

Es war klar, daß für Heinrich's „geheime Angelegenheit“, wie man sie nannte, mit der heiligen Schrift nicht viel zu machen war. Doch meinte Kardinal Wolsey, welcher zugleich die Stelle eines Kanzlers und päpstlichen Legaten bekleidete und als solcher fast die ganze päpstliche Gewalt in England ausübte, daß die Sache leicht auf eine andere Art gelingen könnte. Freilich wollte er seine Dienste nicht für Anna Boleyn

aufwenden, deren Verhältniß zum König er als eine gewöhnliche Liebschaft ansah. Begeistert von dem Gedanken einer engen Allianz zwischen England und Frankreich, hatte er als Katharina's Nachfolgerin bereits eine französische Prinzessin auserſehen. Er war daher sehr erstaunt, als er aus seinen Bemühungen für den Abschluß dieser Allianz durch die Erklärung Heinrich's, daß es sein fester Wille sei, Anna zu heiraten, herausgerissen wurde. Knieend beschwor er seinen Herrn, einem Gedanken zu entsagen, der ihn mit Schande bedecken werde. Als er aber des Königs entschiedenen Willen sah, gab er seinen Widerstand auf, zollte dem Plane seinen vollen Beifall und suchte durch seine guten Dienste, die er der Sache widmete, seine kurzdauernde Opposition vergessen zu machen. Der geschmeidige Hofmann und scharfsichtige Minister hatte diesmal die Neigungen seines Herrn zu wenig studirt und sich zu sehr von seinen politischen Berechnungen einnehmen lassen. Es entgieng ihm nicht, daß seine voreilige Warnung bei Heinrich einen schlechten Eindruck zurückgelassen und daß er die Gunst der Anna Boleyn bereits gründlich verscherzt habe. Nur eins konnte ihn noch retten: wenn es ihm gelang, die Scheidung des Königs von seiner Gemahlin Katharina so schnell als möglich beim Papste durchzusetzen. Aber eben dies, so leicht es an sich gewesen wäre, war gerade damals eine Sache von der größten Schwierigkeit.

Es war die Zeit der heiligen Liga im Jahre 1527. Papst Clemens VII. hatte mit Frankreich, Mailand und Venedig einen Bund geschlossen, um die Unabhängigkeit der italienischen Staaten zu erhalten, beziehungsweise um die Uebermacht des Kaisers Karl V. in Italien zu brechen. Da zog der kaiserliche Feldhauptmann Georg Frundsberg mit 14,000 deutschen Landsknechten heran, vereinigte sich mit dem Connetable von Bourbon, welcher, von König Franz beleidigt, wie später Prinz Eugen von Savoyen zum Hause Habsburg übergegangen war, und beide zogen gegen Rom. Während Frundsberg in Ferrara krank lag, langte Bourbon vor den Thoren Roms an und führte sein Heer zum Sturm; er selbst fiel, als er eine Leiter hinanstieg, durch eine Musketenkugel, aber die Stadt wurde genommen und fünf Tage lang der Wuth der kaiserlichen Soldaten preisgegeben. Die Spanier und Italiener hatten es auf die reichen Privathäuser und Paläste abgesehen, die deutschen Lutheraner, von welchen sich viele zu diesem Feldzug gegen den Papst hatten anwerben lassen, fielen über die Kirchen und Klöster her, plünderten die Heiligthümer und

stolzirten mit Meßgewändern und Bischofsmützen in den Straßen Roms umher. Der Papst war in die Engelsburg geflohen und wurde dort sorgfältig eingeschlossen. Zwar gelang es ihm, aus seiner Gefangenschaft zu entrinnen und als Gärtner verkleidet in die feste Stadt Orvieto zu kommen. Aber Rom und der Kirchenstaat waren von den Kaiserlichen besetzt, und weitere Feindseligkeiten gegen Karl zu unternehmen wäre von Clemens eine sehr gewagte Sache gewesen. Eine Feindseligkeit war nun eben das, was die englischen Gesandten vom Papst verlangten. Sie waren die ersten, welche sich ihm zu Orvieto vorstellten und ihm zu seiner Befreiung Glück wünschten. Zugleich verlangten sie aber auch, daß er sich sogleich mit dem Gesuch ihres Königs beschäftigen und den Kardinal-Legaten Wolsey bevollmächtigen solle, die Scheidungssache vorzunehmen und zu entscheiden, und daß er Heinrich erlauben solle, an Katharina's Stelle eine andere Gattin zu nehmen.

Gern hätte Clemens dem König von England, der sich stets als einen treuen Anhänger des päpstlichen Stuhles gezeigt hatte, diesen Gefallen erwiesen, wenn nur nicht diese Katharina die Mutterschwester, die leibliche Tante des Kaisers gewesen wäre, der entschlossen war, für die Ehre der unschuldig gekränkten Verwandten einzustehen. Beide Fürsten, Heinrich und Karl, gaben dem Papst deutlich zu verstehen, daß ihr Gehorsam gegen den römischen Stuhl für die Zukunft davon abhängen werde, wie dieser in der Scheidungssache gegen sie verfahre. Willfuhr er Heinrich, so mußte er befürchten, daß der Kaiser ihn nicht nur all seiner weltlichen Macht in Italien entkleide, sondern auch in Deutschland die ganze Reformation gegen ihn aufbiete und dieses den Päpsten unentbehrliche Land von ihrer Herrschaft lostrenne. Das letztere mußte er auch von Heinrich befürchten, falls er ihn abwies; nur war England nicht Deutschland und Heinrich's Heere standen nicht in Italien. Zwar äußerte sich der Kaiser gegen eine englische Gesandtschaft, die zu ihm und dem Papste nach Bologna kam, ein paar Jahre später mit scheinbarer Resignation. An der Spitze dieser Gesandtschaft stand der zum Grafen von Wiltshire ernannte Vater Anna Boleyns, und der später als Erzbischof von Canterbury berühmte Thomas Cranmer war ihm als theologischer Kämpfer beigegeben. Heinrich ließ durch seine Gesandten dem Kaiser für seine Einwilligung 300,000 Kronen, die Zurückbezahlung von Katharina's Heiratsgut und die Zusicherung eines lebenslänglichen, ihrer Geburt entsprechenden Unter-

halts anbieten. Der Kaiser erwiderte, er sei kein Krämer und werde die Ehre seiner Tante nicht verkaufen. Die Sache sei jetzt vor dem Richter, vor den sie gehöre. Entscheide der Papst für Katharina, so werde er sie mit allen Mitteln unterstützen, die ihm Gott gegeben, entscheide er gegen sie, so werde er sich damit beruhigen. Allein der Papst wußte recht wohl, was er von dieser Beruhigung zu halten habe, sowie auch der Kaiser bei seiner Uebermacht in Italien wegen der päpstlichen Entscheidung sehr beruhigt sein konnte.

So war der Papst in dieser Scheidungssache, welche schon damals eine europäische Berühmtheit erlangt hat, zunächst auf eine geschickte Balancirkunst angewiesen. Mit keinem von beiden Theilen es zu verderben, jedem ein wenig Recht zu geben, Hoffnung auf Entscheidung zu machen und diese doch immer hinauszuschieben, zwei Schritte vorwärts zu machen und dann wieder drei rückwärts, dies war die Politik, welche Clemens von seinen gewiegtesten Kardinälen angerathen wurde. Er konnte nicht anders; denn er war weder ein Gregor VII. oder Innocenz III., noch war die Zeit für solche Männer mehr geschaffen. Dabei hoffte Clemens auch, daß irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß ihn aus dieser Verlegenheit ziehen werde. Und es war wirklich Aussicht dazu vorhanden. Im Jahr 1528 brach in England die Schweißkrankheit aus, welche schon 1485 so große Verheerungen angerichtet hatte. Doch hatte man seitdem sie mehr beherrschen gelernt. Diese Krankheit fieng mit Uebelkeit und Kopfweh an, und sobald diese Symptome eintraten, mußte der Patient sogleich zu Bett gebracht werden. Darauf erfolgte ein starker Schweiß, und wenn dieser ungestört vorübergieng, war die Gefahr nach 24 Stunden beseitigt; trat aber durch Entblößung irgend eines Körpertheiles eine Erkältung und in Folge deren ein Zurücktreten des Schweißes ein, so fieng der Kranke an zu deliriren und war nach wenigen Stunden todt. Am Hofe wurde die weibliche Dienerschaft Anna's zuerst von der Krankheit befallen, worauf der besorgte König sogleich befahl, daß Anna auf den Landsitz ihres Vaters in Kent gebracht werde. Aber sie trug den Krankheitsstoff schon in sich und mußte bei ihrer Ankunft im Vaterhause gleich zu Bett gebracht werden. Heinrich selbst fürchtete ernstlich für sein Leben, hielt viel auf Luftveränderung, wechselte häufig seine Residenz, enthielt sich alles Verkehrs mit seinen Dienern und mit Fremden, schob seine geheime Angelegenheit ganz bei Seite, wohnte den Andachtsübungen der Königin

bei, beichtete täglich und kommunicirte alle Sonn- und Feiertage. Er lebte wieder im besten Einvernehmen mit Katharina, und man glaubte, er werde auf die Scheidung ganz verzichten. Aber einstweilen hatte Anna die Krankheit glücklich überstanden und erschien wieder bei Hof, so schön, so rosig wie je. Nun hatte das Beichten ein Ende, und Heinrich kommunicirte täglich wieder mit Anna.

Inzwischen giengen die Verhandlungen mit dem Papste ihrem Ende entgegen. Clemens hatte der Gesandtschaft von 1527 zwar zugestanden, daß Wolsey über die Scheidungssache erkennen und daß Heinrich eine andere Gattin nehmen dürfe, dabei hatte er aber den König beschworen, damit noch zurückzuhalten, weil er für sein Leben fürchten müßte, wenn der Kaiser jetzt schon erführe, welche Schmach über seine Tante verhängt sei. Zwei Jahre darauf schickte er den Kardinal Campeggio nach England. Dieser sollte in Gemeinschaft mit Wolsey die Sache entscheiden. Beide Legaten eröffneten im Parlamentssaal ein Gericht, vor welchem der König und die Königin erschienen. Die letztere protestirte gegen die Richter, da diese vermöge ihrer Pfründen vom König abhängig, also nicht unparteiisch seien, und appellirte an den Papst. Campeggio konnte nicht wohl umhin, diese Appellation anzunehmen und die Sache nach Rom zur Entscheidung zu bringen. Damit war sie aber in die ungewisseste Ferne gerückt.

Nun war Cardinal Wolsey verloren. Er hatte die bestimmtesten Versprechungen gemacht, alle Unterhandlungen geleitet, und doch war alles gescheitert. So lange Anna die Scheidung von ihm hoffte, schmeichelte sie ihm und schrieb ihm Briefe voll Liebenswürdigkeit und Dankbarkeit. Als sie nichts mehr von ihm hoffte, klagte sie ihn an, daß es ihm nie Ernst mit der Scheidung gewesen sei, und bewirkte ohne Mühe seine Verabschiedung. Das Jahr darauf starb er als ein gebrochener Mann. „Hätte ich“, sprach er sterbend, „Gott so fleißig gedient, wie ich dem König gedient habe, er würde mich nicht verlassen haben in meinen grauen Haaren“.

Als alle Versuche nicht gelangen und auch die großen Stöße von Gutachten, welche Heinrich mit bedeutenden Kosten von einigen Universitäten Italiens und Frankreichs eingeholt hatte, ihn keinen Schritt weiter brachten, war dem König, welcher nun fünf Jahre prozessirt hatte, der ganze Handel verleidet. Er äußerte gegen seine Vertrauten, daß er, da er weder den Widerstand des Kaisers überwinden, noch die Einwilli-

gung des Papstes erhalten könne, im Sinne habe, den Scheidungsplan für immer aufzugeben. Als Anna und ihre Anhänger dies erfuhren, kamen sie in die größte Bestürzung. Ihre Feinde triumphirten und sprachen von ihrem Sturze als von einer ausgemachten Sache. Sie war verloren, wenn nicht ein kluger und durchgreifender Mann die Sache in die Hände nahm. Dieser Mann aber fand sich: es war Sir Thomas Cromwell. Er war der Sohn eines Walkmüllers, nahm in Italien Kriegsdienste, beschäftigte sich auf dem Comptoir eines venetianischen Kaufmanns und studirte zuletzt in England die Rechtswissenschaft. Von Wolsey in die Staatsgeschäfte eingeweiht, führte er seine Aufträge zur Zufriedenheit des Kardinals aus und versäumte nicht, sich selbst dabei zu bereichern. Seine Grundsätze waren durchaus machiavellistisch. Tugend und Laster, sagte er, seien nichts als leere Worte, welche wohl den Gelehrten in seinem Studirzimmer angenehm beschäftigen könnten, aber jedem verderblich seien, der sein Glück am Hof zu machen suche. Die Kunst des klugen Hofmanns bestehe darin, den Schleier zu durchblicken, den die Fürsten über ihre Neigungen zu ziehen pflegen, und die angemessensten Mittel zu ersinnen, wie sie dieselben befriedigen könnten, ohne daß sie die Sittlichkeit und die Religion zu beleidigen schienen. Ein solcher Charakter war für Heinrich wie gemacht.

Den Tag nachdem Heinrich jene konservative Absicht geäußert hatte, erbat sich Cromwell eine geheime Audienz bei dem König und stellte ihm vor, wie er, ohne seinen Glauben zu verändern, das Beispiel der deutschen Fürsten insoweit nachahmen könne, daß er statt des Papstes sich selbst zum Oberhaupt der Kirche von England mache. England sei jetzt ein zweiköpfiges Ungeheuer, halb weltlich, halb geistlich. Wenn aber der König diese päpstliche Autorität übernehme, so hänge die Ehescheidung nur von ihm selbst ab, und die Geistlichkeit, deren Leben und Vermögen in seiner Hand stehe, werde das gehorsame Werkzeug seines Willens werden. „Sire," schloß er seine Rede, „werden Sie englischer Papst, und Ihre Macht wird größer sein, als die des Kaisers und des Papstes zusammen!" Das waren Worte für ein königliches Ohr! Heirat mit Anna Boleyn, unumschränkte Macht über die Geistlichkeit, unbedingte Verfügung über ihre Reichthümer, Feststellung der Thronfolgeordnung, Herrschaft über das Parlament, unvergleichlicher Nimbus des Königthums, und alles das erreicht mit einem einzigen Griff! Cromwell wurde auf der Stelle zum Mitgliede des Ge-

heimen Raths, später zum Kanzler, zum ersten Sekretär des Königs und Generalvikar ernannt.

Man könnte es auffallend finden, daß Heinrich nicht, und zwar schon weit früher, einfach die lutherische Lehre annahm, wodurch er seinen Zweck eben so gut erreichen konnte. Dabei ist nur zu bedenken, daß es Heinrich nicht um eine Reinigung und Verbesserung seines Glaubens, sondern nur um eine Erhöhung seiner Macht zu thun war, daher er auch trotz seiner vielgerühmten Reformation in allem, was nicht die päpstliche Oberherrschaft betraf, nachher so gut katholisch war als vorher. Was in Deutschland aus der Tiefe des Gemüths und der Spekulation hervorgieng, war in England Sache der „rohen sinnlichen Faust", was man dieser neuen Schöpfung bis auf den heutigen Tag noch ansieht. Doch machte sich noch ein anderer Umstand geltend. Als Luther in seiner Schrift von der „babylonischen Gefangenschaft der Kirche" die Siebenzahl der Sakramente angriff, schrieb Heinrich 1521 eine Vertheidigung derselben, wofür er vom Papst Leo X. den Titel Defensor fidei „Beschützer des Glaubens" erhielt. Luther gieng in seiner Antwort nicht auf's feinste mit ihm um und nannte ihn einen Narren, Esel, Gotteslästerer, Lügner, über welche Sprache die Freunde Luthers sich eben so sehr entsetzten, als seine Feinde sich freuten. Auf das Begehren des Königs Christian II. von Dänemark verstand sich Luther zu einer schriftlichen Abbitte, worin er von der Annahme ausgieng, als sei jene Schrift dem König fälschlich zugeschrieben, und über den Kardinal von York (Wolsey), „diese Pest Englands", in Schmähungen sich ergieng, was dem König wieder zu einer neuen Erklärung Veranlassung gab. Luthers Schriften wurden in England öffentlich verbrannt und blieben verboten.

Zeigte Heinrich bei seinen kirchlichen Reformen wenig Vorliebe für Luther, so zeigte er um so mehr Vorliebe für sich selbst. Schlag auf Schlag folgten seiner Unterredung mit Cromwell die Maßregeln, welche dem endlosen Scheidungsprozeß ein Ende machten, das konstitutionelle Königthum in einen Despotismus verwandelten und des Königs leere Kasse in eine sehr glückliche Stimmung versetzten. Die gesamte Geistlichkeit mußte eine Urkunde unterschreiben, worin der König als „alleiniger und oberster Lehensherr und Oberhaupt der Kirche und der Geistlichkeit" anerkannt wurde. Der Zusatz: „soweit es Christi Gebot gestattet", welcher dem Klerus so manche Hinterthüre offen ließ, wurde anfangs zugegeben,

aber bald nachher zurückgenommen. Darauf wurde der Peterspfennig abgeschafft, die Ablieferung der Einkünfte des ersten Jahres von allen Pfründen und geistlichen Würden, welche bisher als Preis der päpstlichen Bestätigung nach Rom floßen, wurde verboten und der geistlichen Synode das Recht entzogen, ohne vorherige königliche Genehmigung Vorschriften in Kirchensachen zu erlassen. Diese Einkünfte und Zehnten wurden in die königliche Kasse geleitet, von 500 Klöstern etwa 380 aufgehoben, der größte Theil der Beute dem König überlassen und in den nächsten Jahren auch den übrigen Klöstern und den meisten geistlichen Stiftungen der Todesstoß versetzt.

Das Parlament gab zu diesen Veränderungen und zu allem, was Heinrich sonst noch Eigenmächtiges von ihm verlangte, bereitwillig seine Zustimmung. Denn die reichen und mächtigen Adelsfamilien, welche den früheren Königen so viel zu schaffen gemacht hatten, waren in dem Krieg der beiden Rosen fast alle vernichtet; was von weltlichen Peers da war, waren meist Emporkömmlinge, welche Heinrich und seinem Vater Reichthum und Würde verdankten und sich selbst sehr eifrig an dem geistlichen Raube betheiligten. Das Haus der Gemeinen hatte zwar nach Heinrichs Ansicht und Ausdruck eine „anständige" Redefreiheit; aber er allein entschied, was anständig sei und was nicht. Beschloßen sie etwas, was ihm nicht anstand, so schickte er ihnen eine drohende Botschaft oder erschien persönlich unter ihnen und schalt sie „Bärenhäuter". So wurde das Parlament zu einer reinen Dekretirmaschine. Und alles das um ein paar schöner Augen willen! Die Reformation in England und ihr Fortgang in Deutschland, der Krieg der englischen Krone mit Spanien oder mit Frankreich, die Duldung des Papstes als eines weltlichen Monarchen oder seine gänzliche Beraubung und Herabdrückung zu einem gewöhnlichen Bischof durch Kaiser Karl — dies waren lauter Fragen, die von dem liebenswürdigen Lächeln einer hübschen Engländerin abhiengen. Und die Inhaberin desselben hatte sich diesmal als die glücklichste Diplomatin bewährt: sie hatte über die schlauen Windungen der italienischen Kardinäle und über die säbelrasselnden Drohungen des Kaisers einen vollständigen Triumph davongetragen.

Anna hatte schon längst einen eigenen Hofstaat und eine eigene reichmöblirte Wohnung hart neben der königlichen erhalten, und die Hofleute waren genöthigt, ihr täglich ihre Aufwartung zu machen, wie sonst nur

der Königin. Zwei Jahre darauf, beim Beginn der kirchlichen Reform 1531, erhielt Katharina den Befehl, das Schloß Windsor zu verlassen. „Wohin ich auch gehe," antwortete sie, „bleibe ich doch seine rechtmäßige Gattin." Seit jenem Tage, dem 14. Juni, sahen sich die beiden Eheleute nicht mehr. Katharina nahm ihre Residenz an verschiedenen Orten, zuletzt zu Ampthill. Darauf wurde Anna zur Marquise von Pembroke ernannt, und einige Zeit darauf folgte auch die Vermählung. Am 25. Januar 1533 erhielt der königliche Kaplan, Dr. Rowland Lee, früh Morgens den Befehl, in einer Kapelle des Palastes zu Whitehall Messe zu lesen. Er fand daselbst den König und Anna Boleyn nebst drei weiteren Personen. Der Kaplan war sehr erstaunt, als er hörte, um was es sich handle. Einen Mann zu trauen, der noch in rechtmäßiger Ehe mit seiner Gattin lebte, der die Scheidung von dieser unzweifelhaft beim Papste nie durchsetzte, dies war denn doch eine Frage, die dem Herrn Lee auf's Gewissen fiel. Aber der König schnitt alle Einwendungen durch die Erklärung ab, er habe die Sache „vor dem Gericht seines eigenen Gewissens untersucht, welches erleuchtet und geleitet worden sei durch den Geist Gottes, der die Herzen der Fürsten bewohne und leite". Die Trauung ward vollzogen.

Nun wurde auch zur Scheidung geschritten. Thomas Cranmer eröffnete als Erzbischof von Canterbury ein geistliches Gericht und lud die Königin vor, ohne ihr den Grund dieser Vorladung anzugeben. Da sie nicht erschien, so wurde sie als widerspenstig verurtheilt und entschieden, daß ihre Ehe mit Heinrich „null und nichtig sei, da sie dem göttlichen Verbot zuwider geschlossen und vollzogen und daher vom ersten Augenblick an ungiltig gewesen sei". Auch wurde durch einen Parlamentsbeschluß festgesetzt, daß des Königs Nachkommenschaft aus der ersten, nicht giltigen Ehe von der Thronfolge ausgeschlossen sei und daß die Nachkommen aus zweiter Ehe den Thron erben sollten. Ein so unnatürlicher Vater wurde Heinrich, daß er sein eigenes Kind, die achtzehnjährige Maria, für illegitim erklärte und ihr die Vorrechte ihrer Geburt verkümmerte. Auch war er kleinlich genug, Katharina den Titel „Königin" zu nehmen und ihr zu befehlen, sich mit dem Titel einer verwitweten Prinzessin von Wales zu begnügen. Wer von ihren Dienern ihr den königlichen Titel gab, wurde unnachsichtlich aus ihrem Dienste entlassen. Andererseits bestand sie darauf, daß eben diesen Titel ihre Dienerschaft ihr gebe. Dadurch kam diese in eine nicht sehr beneidenswerthe Stellung. Katharina's Schicksal erregte

allgemeine Theilnahme. Die Männer waren so klug zu schweigen, den Frauen fiel dies schwerer, sie sprachen sich mit lauter Mißbilligung über die Scheidung aus, bis Heinrich die vorlautesten in den Tower schickte.

Um übrigens alle unliebsamen Bemerkungen über seine neue Ehe niederzuschlagen, ließ Heinrich durch Cranmer ein Gericht halten und in demselben erklären, daß Heinrich und Anna in rechtmäßiger Ehe verheiratet seien und daß er sie überdies noch kraft seiner richterlichen und geistlichen Gewalt bestätige. Dann wurde die Krönung der neuen Königin mit ungewöhnlicher Pracht unter Theilnahme des ganzen englischen Adels mit Aufzügen, Triumphbögen und Turnieren gefeiert. Drei Monate nachher, am 7. Sept. 1533, im achten Monat nach ihrer Vermählung, gebar Anna eine Tochter, die später so berühmt gewordene Königin Elisabeth. Heinrich, dem so vieles gelang, hatte sicher auf einen Sohn gerechnet und machte nicht das freundlichste Gesicht zu dieser zweiten Prinzessin.

Nachdem diese Verhältnisse in England sich bereits festgestellt hatten, fällte endlich der Papst sein Urtheil. Er erklärte die Ehe Heinrich's und Katharina's für rechtmäßig und giltig, das Verfahren gegen letztere für ungerecht und befahl dem König, sie als seine rechtmäßige Gattin wieder zu sich zu nehmen. Aber Heinrich kümmerte sich um diesen Ausspruch so wenig, als um die Bulle Pauls III., worin er in den Bann gethan, seiner Krone verlustig erklärt, seine Länder mit dem Interdikt belegt, seine Unterthanen nicht nur der Treue entbunden, sondern geradezu aufgefordert wurden, die Waffen gegen den König zu erheben. Dieser Blitzstrahl erwies sich als der Blitzstrahl in einer Komödie. Es war ein einfacher Anachronismus.

In seiner doppelten Eigenschaft, als König und als Papst von England, verlangte Heinrich von allen seinen Unterthanen unbedingten Gehorsam in politischen wie in Glaubenssachen, sprach sich so gut als irgend ein Kirchenfürst das Vorrecht der geistlichen Unfehlbarkeit zu und verhängte die grausamsten Strafen über alle, die eine andere, als die vom König publicirte, Lehre aufstellten. Wer daran zweifelte, daß Heinrich das rechtmäßige Oberhaupt der englischen Kirche, daß seine erste Ehe ungiltig, seine zweite nebst der sich darauf gründenden Thronfolgeordnung allein giltig sei, verlor, er mochte sein, wer er wollte, seinen Kopf. Sir Thomas More, ein allgemein geachteter, rechtschaffener Mann, welcher, um nicht das Werkzeug des Despotismus zu sein, seine Kanzlerwürde aufgab und

in den Privatstand zurückkehrte, weigerte sich zu schwören, daß die Ehe mit Katharina von Anfang an ungiltig gewesen sei. Er wurde in den Tower und später auf das Schaffot geschickt. Mit sokratischem Scherz sagte er zum Scharfrichter: „Mein Hals ist so kurz, daß ich fürchte, Du wirst bei mir wenig Ehre einlegen!“ Sein Haupt wurde auf der Londonerbrücke aufgesteckt. Auch Bischof Fisher von Rochester, welcher gegen die Rechtmäßigkeit der geistlichen Suprematie des Königs Bedenken hatte, wurde zum Tode verurtheilt. Der Kardinalshut war für diesen beim Papst gut angeschriebenen Geistlichen schon unterwegs. Als Heinrich dies hörte, rief er: „Mag ihm Paul den Hut schicken; ich werde dafür sorgen, daß er keinen Kopf mehr hat, um ihn aufzusetzen.“ Sein Leichnam mußte einige Stunden lang zur Schau liegen gelassen werden.

Katharina führte indessen in ihrer Verbannung ein kummervolles Leben. Sie wurde besonders in der Person ihrer treuesten Diener schwer beleidigt und gequält, ließ sich aber weder durch Versprechungen, noch durch Drohungen zu irgend einem Zugeständniß bewegen. Sie that dies hauptsächlich mit Rücksicht auf ihre Tochter Maria, deren Thronfolgerecht durch nichts beeinträchtigt werden sollte. Als sie sich ihrem Ende nahe fühlte, wiederholte sie die schon oft verweigerte Bitte, wenigstens einmal noch, ehe sie sterbe, ihre Tochter zu sehen. Dieselbe war seit der Scheidung von ihrer Mutter getrennt, und da sie darauf bestand, sich Prinzessin zu nennen, ihrer Schwester Elisabeth aber diesen Titel verweigerte, so wurde sie vom Hofe verbannt und auf einen Landsitz unter strenger Aufsicht gehalten. Aber weder die Bitten der Sterbenden, noch die thränenvollen Klagen der zwanzigjährigen Tochter konnten Heinrichs Herz erweichen. Er versagte der unglücklichen Katharina den letzten Trost. Diese diktirte noch einen Brief an ihren „theuersten Herrn, König und Gemahl“, worin sie ihre Tochter Maria seinem väterlichen Schutz empfahl und alles Unrecht, das er ihr angethan, ihm vergab. Als Heinrich diesen Brief las, weinte er und ließ ihr einige freundliche und tröstende Worte sagen. Aber ehe der Bote zurückkam, starb sie, den 8. Januar 1536. Auf Heinrich's Befehl wurde sie mit geziemendem Gepränge begraben und des Königs Dienerschaft mußte an ihrem Begräbnißtag Trauerkleider anlegen. Anna Boleyn aber kleidete sich an diesem Tage in gelbe Seide, verheimlichte ihre Freude nicht und sagte, jetzt erst sei sie wahrhaft Königin, denn sie habe keine Nebenbuhlerin mehr. Aber darin täuschte sie sich sehr.

Es gab damals in England zwei Parteien: eine protestantische, antipäpstliche, an deren Spitze Cromwell und Cranmer standen, welche, von der Königin Anna und ihrer Familie unterstützt, einer förmlichen Reformation zusteuerte, und eine papistische, welche unter der Leitung Gardiners den Staatswagen gerne wieder in das römische Geleise zurückgeführt hätte. So lange Anna Königin war, konnte die zweite Partei nichts ausrichten. Daher galt es, die mächtigste Patronin des Protestantismus, die Königin selbst, zu stürzen. Dies war weniger schwer, als es den Anschein hatte. Diese Partei kannte recht wohl die schwächste und empfindlichste Seite des Königs und machte sie zu ihrer Operationsbasis. Bald fand sich eine Dame, welche katholischer zu sein versprach, als Anna, und diese durch ihre jüngere und frischere Schönheit in Schatten zu stellen drohte. Der schwache König ließ sich leicht in diesem Netze fangen. Zugleich arbeitete Anna selbst ihren Feinden in die Hände. Sie besaß nicht jene Würde, welche der König von seiner Gemahlin verlangte, behielt vielmehr die ihr fast angeborenen leichten Manieren bei. So gern aber der König diese an ihr sah, so lange sie noch das Hoffräulein Anna Boleyn war, so ungern sah er sie an ihr als Königin. Bei ihrer Schönheit, bei ihrem geistreichen und liebenswürdigen Wesen und bei ihrer hohen Stellung konnte es nicht fehlen, daß sie unter dem hohen Adel viele Anbeter und Bewunderer hatte, die jeden Augenblick bereit waren, aus der Rolle eines Ritters von Toggenburg in den aktiven Dienst überzugehen. Solche Leute in einer anständigen und ehrerbietigen Entfernung zu halten, war sie, die in der französischen Galanterie auferzogen worden war, nicht immer im Stande. Vielmehr lag es ganz in ihrer Art, sowohl sich selbst gewisse Freiheiten zu erlauben, als auch anderen solche zu gestatten, und wenn dieselben auch noch so harmlos und unschuldig waren, so konnten sie doch leicht mißdeutet und dem König, der indessen nichts daran zu rügen gefunden hatte, ein schwerer Verdacht beigebracht werden.

Eines Abends, als sie in das Zimmer des Königs trat, erblickte sie in demselben ihr Hoffräulein, die schöne Johanna Seymour. Blaß vor Schrecken entfernte sie sich sogleich, begab sich in ihr Zimmer und mußte zu Bett liegen. Wenige Tage darauf, am 29. Januar 1536, gebar sie einen todten Knaben. Wäre der Knabe lebend gewesen, so hätte er seine Mutter noch retten können; da er aber todt war, so gieng es mit ihr um so rascher abwärts. Heinrich, welcher seine Hoffnung auf einen

Sohn zum zweitenmal getäuscht sah, verbarg seinen Aerger hierüber nicht. Anna erwiderte ihm, er dürfe niemand anklagen als sich selbst. Aber in dem Wörterbuch des Königs gab es für den Artikel „Selbstanklage“ keinen Raum.

Drei Monate nachher, am ersten Mai, war zu Greenwich ein Turnier. Anna's Bruder, Lord Rocheford, und der schöne Sir Heinrich Norris waren die vorzüglichsten Kämpfer. Während gerastet wurde, ließ Anna — sei es zufällig, sei es absichtlich — ihr Schnupftuch vom Balkon fallen. Es viel zu den Füßen Norris' nieder. Dieser hob es rasch auf, und mit einem glühenden Liebesblick auf die Königin wischte er sich damit die Stirne ab. Dieses Intermezzo war dem eifersüchtigen Auge des Königs nicht entgangen. Er fuhr hastig von seinem Sitze auf und verließ die Gesellschaft. Anna, das Gewitter ahnend, folgte ihm, wurde aber schon unterwegs für eine Gefangene erklärt und als solche in ihr Zimmer geführt. Am folgenden Tage wurde sie in den Tower gebracht, wo ihr das nämliche Gemach als Gefängniß angewiesen wurde, in welchem sie die Nacht vor ihrer Krönung geschlafen hatte. Man sagte ihr, sie sei der Untreue gegen den König beschuldigt und sperrte mehrere ihr befreundete Personen gleichfalls in den Tower. Diese waren: Heinrich Norris, Brereton, Weston, Smeaton und sagar der eigene Bruder der Königin, Lord Rocheford. Von diesen legte Smeaton in der Hoffnung auf Begnadigung beim zweiten Verhör ein Bekenntniß seiner Schuld ab, während die vier andern standhaft ihre Unschuld behaupteten. Trotzdem wurden sie alle für überwiesen erklärt und zum Tode verurtheilt.

Anna sah vom Augenblick ihrer Verhaftung an ihr Schicksal voraus und überließ sich einer grenzenlosen Verzweiflung. Bald in Thränen zerfließend, bald starr wie eine Bildsäule, saß das arme Weib in der einsamen Zelle. Der Konstabler und der Lieutenant des Towers, Namens Kyngston, führten sie unter Begleitung ihrer weiblichen Dienerschaft am 15. Mai vor die Schranken des Gerichts, das aus einer Kommission von 26 Peers, unter Vorsitz des Herzogs von Norfolk, bestand und in der Halle des Towers sich versammelt hatte. Die Anklage lautete dahin, daß sie mit obengenannten fünf Personen zu verschiedenen Verräthereien sich verbunden und mehrere Anschläge auf das Leben des Königs gemacht habe. Obgleich sie sämtliche Klagepunkte mit großer Gelassenheit und Ruhe, aber eindringlich und schlagend widerlegte, wurde sie doch

von den diensteifrigen Richtern für schuldig erklärt und verurtheilt, daß sie verbrannt oder enthauptet werden solle, wie es dem König gefalle.

Zwei Tage darauf, am 17. Mai, erhielt Erzbischof Cranmer, der Katharina's Ehe aufgelöst hatte, den Befehl, auch diese Ehe zu lösen. Gerade für ihn, der drei Jahre vorher diese Ehe für rechtmäßig und giltig erklärt und noch einmal feierlich bestätigt hatte, war dieser Auftrag eine wahre Ironie. Da er aber wohl wußte, daß bei dem despotischen Charakter des Königs sein Kopf auf dem Spiel stehe, so ließ er sich lieber auch die beschämendste Ironie gefallen und entschied „nach gerufenem Namen Christi und Gott allein vor Augen habend", daß die zwischen Heinrich und Anna Boleyn geschlossene Ehe null und nichtig sei, ja sogar, daß sie es stets gewesen sei. Dadurch war Elisabeth, Anna's Tochter, ebenso für illegitim erklärt und von der Thronfolge ausgeschlossen, wie Katharina's Tochter, Maria.

Am nämlichen Tage wurde Smeaton als ein Bürgerlicher gehängt, die vier andern wegen ihres höheren Ranges enthauptet. Anna erhielt noch zwei Tage Frist und benützte sie größtentheils dazu, um sich mit ihrem Beichtvater zu besprechen. Am letzten Abend bat sie knieend Lady Kyngston, in ihrem Namen zu Lady Maria zu gehen, ebenso vor ihr zu knieen und sie zu bitten, einer unglücklichen Frau das viele Unrecht, das sie ihr angethan, zu verzeihen. Am 19. Mai, kurz vor Mittag, wurde sie auf den Grasplatz im Tower geführt. Die Herzoge von Suffolk und Richmond, der Lordmajor, die Sheriffs und Aldermen und eine Deputation der Bürgerschaft waren zugegen. Anna richtete folgende Worte an sie: „Gute christliche Leute! Ich bin hieher gekommen, um dem Gesetze gemäß zu sterben und durch das Gesetz bin ich verurtheilt zu sterben und will also nichts dagegen sagen. Ich bin nicht hieher gekommen, um jemand anzuklagen oder über das zu sprechen, dessen ich angeklagt und weßhalb ich zum Tode verurtheilt bin. Aber ich bitte Gott, den König zu erhalten und ihn lange über euch herrschen zu lassen; denn einen gütigeren und gnadenreicheren Fürsten gab es nie, und mir ist er stets ein guter, gütiger und gnadenreicher Herr gewesen. Und wenn sich jemand mit meiner Sache befassen will, so bitte ich ihn, das Beste davon zu denken. Und somit nehme ich Abschied von euch allen und bitte euch herzlich, daß ihr für mich betet!" Hierauf kniete sie am Block nieder, ihr Haupt wurde auf einen Streich vom Rumpf getrennt und der Leichnam in einem

Sarg von Ulmenholz in der Kapelle des Towers beigesetzt. Dies geschah vier Monate nach Katharina's Tod.

Als Katharina am Sterben war, vergoß Heinrich Thränen; an dem Hinrichtungstag Anna's kleidete er sich weiß und am folgenden Morgen heiratete er Johanna Seymour. Mit dieser dritten Gemahlin lebte er in glücklicher, jedoch kurzer Ehe. Sie gebar ihm am 12. Oktober 1537 den längst gewünschten Sohn, den nachherigen König Eduard VI., starb aber 12 Tage darauf. Schon im nächsten Monat bewarb sich Heinrich um die Hand der verwitweten Herzogin Marie von Longueville, bekam aber einen Korb. Eine Prinzessin von Modena, welche er zu heiraten wünschte, gab ihm zur Antwort, sie würde es sich zur großen Ehre rechnen, seine Gemahlin und Königin von England zu werden, müßte aber, um ihn heiraten zu können, zwei Köpfe haben; denn mit einem riskire sie es nicht. Nun kam Cromwell, dem der Einfluß der Papisten über den Kopf zu wachsen drohte, auf den Gedanken, den König durch eine Heirat an die protestantischen Fürsten Deutschlands, an den schmalkaldischen Bund zu fesseln und dadurch der deutschen Reformation geneigter zu machen. Zu einer Zeit, wo Kaiser und Papst auch den König von Frankreich für ihre Plane gegen den Protestantismus gewonnen und der Papst endlich den Bannfluch gegen Heinrich geschleudert hatte, war es offenbar ein sehr geschickt angelegter Plan, den König mit einer deutschen protestantischen Prinzessin zu verbinden. Nur war die Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn Heinrich war kein Mann für politische Heiraten; er folgte hierin, wie in den meisten andern Dingen, nur seinen persönlichen Neigungen. Die von Cromwell ausersehene Prinzessin war Anna von Cleve, Schwester des regierenden Herzogs von Cleve und der Gemahlin des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, welcher letztere das Haupt des schmalkaldischen Bundes war. Da Heinrich's Gesandte versicherten, Anna sei schön, schlank und von majestätischem Aeußern, und diese Aussage durch ein herrliches, von Hans Holbein, dem größten der damaligen deutschen Maler, verfertigtes Porträt, worin der Prinzessin freilich sehr geschmeichelt war, ihre Bestätigung fand, so gieng Heinrich mit großer Freude auf die Sache ein. Die Prinzessin landete am 31. Dez. 1539 zu Dover, und Heinrich ritt ihr verkleidet bis Rochester entgegen, um ihr einen Blick abzustehlen und, wie er sich ausdrückte, seiner Liebe Nahrung zu geben. Aber wie erschrack er! wie sehr verwünschte er den galanten Maler Holbein, seine Gesandten

und vor allem seinen Kanzler Cromwell! Sie war allerdings so schlank und groß, als er es von seiner Gemahlin wünschte, im übrigen aber hatte sie grobe Züge und sehr wenig Anstand. Nachdem er sich etwas erholt hatte, ließ er sich bei ihr melden, und als sie das Knie vor ihm beugte, hob er sie auf und küßte sie, sprach aber kein Wort mit ihr und begab sich nach einigen Minuten wieder auf sein Zimmer. Am andern Morgen schickte er ihr einige Geschenke, eilte nach Greenwich, versammelte dort den Geheimen Rath und befahl Cromwell, ein Mittel ausfindig zu machen, um die Heirat zu verhindern. Aber weder Cromwell noch sonst jemand wollte ein solches einfallen. Die Sache war schon zu weit gediehen, als daß man mit einer auch nur halbwegs anständigen Ausrede einen so auffallenden Rückzug hätte beschönigen können. Verzweifelnd rief der König: „Gibt es denn keinen anderen Ausweg, als daß ich wider meinen Willen den Kopf in die Schlinge stecken muß?“ Er ließ sich endlich von Cromwell überreden, in die Trauung einzuwilligen, und so lebte das neue Ehepaar einige Monate zusammen. Doch war Anna nicht in der glücklichen Lage, den Mangel an körperlichen Reizen durch geistige Eigenschaften zu ersetzen. Vielmehr fehlten ihr gerade diejenigen Vorzüge, welche Heinrich für eine hauptsächliche Zierde einer adeligen Dame hielt. Er liebte leidenschaftlich die Musik, und sie konnte weder singen, noch irgend ein Instrument spielen; er sprach englisch und französisch, aber nicht deutsch, und sie konnte nichts als deutsch; er wünschte, daß seine Gemahlin bei allen Festlichkeiten glänze und den Ton angebe, und bei ihr drehte sich alles Wissen um Lesen, Schreiben und Nähen. So wuchs sein Widerwille von Tag zu Tag, und er mochte bei dieser zweiten Anna wohl manchmal an seine erste denken.

Zunächst mußte Cromwell dafür büßen, daß er seinen Herrn in diese unangenehme Lage versetzt hatte. Zwar machte ihn der König zum Grafen von Essex und fuhr fort, ihn mit Ehren und Gütern zu überhäufen, aber nur, um ihn desto schmählicher fallen zu lassen. Auch war der König darüber erbittert, daß Cromwell, wie aus seinen Papieren hervorgieng, mit den deutschen Fürsten in einem geheimen Briefwechsel stand, der zum Zweck hatte, die Reformation in England auf deutschem Fuß fortzusetzen. Hatte er seinem Herrn die despotische Lehre beigebracht, daß Hochverräther auf die bloße Anklage hin ohne Prozeß und ohne Geständniß verurtheilt werden dürfen, so sollte er jetzt sehen, daß er sehr ge-

lehrige Schüler gebildet habe. Er wurde verhaftet und ohne weiteren Prozeß als Hochverräther verurtheilt. Am 29. Juni 1540 starb er auf dem Blutgerüste. Gleich darauf erfolgte auch die Scheidung von der Königin, wobei Parlament und Klerus sich unbedingt dem königlichen Willen fügten. Als man mit Anna zuerst von dem Vorhaben des Königs sprach, fiel sie in Ohnmacht; nach und nach aber machte sie sich mit dem Gedanken vertraut, und ein jährliches Einkommen von 3000 Pfund, nebst dem Palast zu Richmond, war ihr zuletzt lieber als ihr launischer und tyrannischer Heinrich, bei dem niemand seines Lebens sicher war. Sie erhielt den Titel „Adoptivschwester des Königs“ und blieb in England.

Am 9. Juli wurde Anna von Heinrich geschieden, und am 8. August heiratete er Katharina Howard, die Tochter des verstorbenen Lord Edmund Howard und Nichte des Herzogs von Norfolk. Bei einem Gastmahl, welches der Bischof von Winchester gab, hatte sie durch ihre seltene Schönheit, durch ihre, wenn auch kleine, so doch regelmäßige Gestalt zum erstenmal Heinrich's Aufmerksamkeit erregt. Länger als ein Jahr lebte Heinrich glücklich mit ihr. Da wurden verschiedene Anklagen gegen sie erhoben, in Folge deren sie am 13. Februar 1542 hingerichtet wurde.

Da Heinrich bei seinen verschiedenen Verbindungen mit inländischen und ausländischen Fräulein nicht immer vom Glücke begünstigt war, so versuchte er es zuletzt mit einer Witwe. Der Versuch schlug nicht fehl: diese sechste Gemahlin überdauerte ihn. Im Juli 1543 war es, daß er Katharina Parr, die Witwe Lord Latimers, heiratete. An ihr hatte die protestantische Partei eine Beschützerin; denn sie war nebst ihrer Familie dem Protestantismus mit ganzer Seele ergeben. Um so feindseliger trat die papistische Partei, der damalige Kanzler und Gardiner, Bischof von Winchester, ihr entgegen. Diese beobachteten alle ihre Schritte, suchten den Religionseifer der Königin als Waffe gegen sie zu benützen und machten sie dem König verdächtig. Auch gieng sie wirklich in die Falle, und es gehörte ein bedeutender Aufwand von List dazu, um wieder glücklich herauszukommen. Sie las die Schriften Luthers, welche dem König schon wegen des Verfassers sehr verhaßt waren, ließ sich mit ihrem Gemahl in theologische Streitigkeiten ein und unterstand sich, an seiner geistlichen Unfehlbarkeit zu zweifeln. Aber Heinrich war an solche weibliche Vorlesungen und solchen Widerspruch nicht gewöhnt, und da er in Folge eines unheilbaren Geschwüres damals in's Zimmer gebannt war, so war ohnedies sein Humor nicht

der beste. Er gab daher Gardiner und dem Kanzler Befehl, Anklageartikel gegen die Königin aufzusetzen. Diese waren sehr bereit dazu. Aber die Königin, welche sich in einem benachbarten Zimmer befand, hatte die Sache mitangehört. Sie fiel in Krämpfe, schrie und weinte, was sie konnte, und erfüllte den ganzen Palast mit ihren kläglichen Jammertönen. Heinrich, durch ihr Geschrei zum Mitleid angeregt, schickte seinen Arzt zu ihr und ließ sich zuletzt selbst zu ihr tragen, um sie zu trösten. Dies wirkte besser als der Besuch des Arztes, und Abends war sie schon wieder so hergestellt, daß sie mit ihrer Schwester dem König einen Besuch abstatten konnte. Sie wußte das Gespräch auf die Religion zu lenken und bei Gelegenheit das Kompliment anzubringen, daß sie ihn für den größten Gelehrten halte und seinen Aussprüchen unbedingten Glauben schenke. Aber Heinrich erwiderte ihr: „Nein, nein, bei der heiligen Maria, ich kenne Dich zu gut, Käthchen; Du bist ein Professor!“ „Wenn ich“, versetzte sie darauf, „zuweilen gewagt habe, Euch zu widersprechen, so geschah es nicht, um meine Meinung durchzusetzen, sondern um Euch zu unterhalten; denn ich habe bemerkt, daß Ihr in der Hitze des Streites Eure Schmerzen ganz vergaßet.“ „Ist es nur das, mein Liebchen?“ rief der König, „so sind wir wieder Freunde.“ Damit war die Gefahr beseitigt. Als am andern Morgen der Kanzler mit der Wache kam, um sie zu verhaften und in den Tower zu führen, jagte ihn der König unter den heftigsten Vorwürfen zur Thüre hinaus. Das schlaue Käthchen aber hütete sich von da an sehr, die theologische Empfindlichkeit ihres Herrn Gemahls auf eine neue Probe zu stellen.

Doch gieng es mit diesem von jener Zeit an (1546) rasch seinem Ende zu. Die Sorge um seinen einzigen, immer kränklichen Sohn und seine eigenen üblen Gesundheitsumstände machten ihm das Leben zur Last. Da er sich seit längerer Zeit den Tafelfreuden gar zu sehr hingab, so wurde er so ungeheuer dick, daß er sein eigenes Gewicht nicht mehr tragen und ohne Hilfe von Maschinen nicht aus einem Zimmer in das andere kommen, ja nicht einmal seinen Namen unterschreiben konnte, sondern dies durch drei Kommissäre besorgen lassen mußte. Bis zum letzten Tage mit Hinrichtungsbefehlen beschäftigt, starb er am 28. Januar 1547.

Johanna Gray.

Johanna Gray.

Kaum war der fünfzehnjährige König Eduard VI., der seinem Vater Heinrich VIII. auf dem Throne von England und Irland gefolgt war, seinem Siechthum erlegen (6. Juli 1553), so wurde ein Kabinetsstück in Scene gesetzt, das die Augen von ganz Europa auf sich zog, die politischen und religiösen Leidenschaften Englands von neuem aufregte und einen tödtlichen Bruderkrieg unter den Fahnen der Reformation und des Papismus zu entflammen drohte. Die Beherrscher von Deutschland und Frankreich, Kaiser Karl V. und König Heinrich II., welcher letztere die junge reizende Schottin, Maria Stuart, und mit ihr das Königreich Schottland für seinen unmündigen Dauphin Franz gewonnen hatte, standen auch hier, wie in anderen großen Fragen, einander als Gegner gegenüber. Der Plan war nicht erst von gestern, sondern noch zu Lebzeiten Eduards gefaßt und von ihm sanktionirt worden. Die Seele desselben war der herrschsüchtige Dudley, von Eduard zum Grafen von Warwick, später zum Herzog von Northumberland erhoben. Als solcher beherrschte er England bei der Minderjährigkeit des Königs mit fast unumschränkter Macht. Er war, was ganz im Sinne Eduards lag, der eifrige Fortsetzer der von Heinrich VIII. der schönen Anna Boleyn zu lieb begonnenen Reformation und hatte schon deßwegen von der rechtmäßigen Nachfolgerin Eduard's alles zu fürchten. Die Thronfolgeordnung, wie sie Heinrich vor seinem Tode, das an seinen Töchtern begangene Unrecht wieder gut machend, mit Gutheißung des Parlaments festgesetzt hatte, bestimmte, daß bei dem kinderlosen Absterben Eduard's die beiden älteren Schwestern desselben, Maria, die Tochter der spanischen Katharina, und Elisabeth, Anna Boleyns Tochter, die nächsten Erbinnen seien. Erst nach diesen sollte Heinrich's jüngere Schwester, Maria, welche den König Ludwig XII. von Frankreich als

ersten und den Herzog von Suffolk als zweiten Gemahl hatte, erbberechtigt sein. Heinrich's ältere Schwester, Margaretha, welche an den König Jakob IV. von Schottland vermählt worden war, wurde ganz übergangen. Diese Thronfolgeordnung umzustürzen, den letzten zum ersten zu machen und dadurch sein eigenes Haus auf den Thron zu bringen, war das Streben Northumberland's. Eine Tochter jener Maria, der Herzogin von Suffolk, war Franziska; sie heiratete den Grafen Gray, der gleichfalls zum Herzog von Suffolk erhoben wurde. Die älteste ihrer drei Töcher war Johanna Gray, und diese bestimmte Northumberland zur Gemahlin für seinen Sohn, Lord Guilford Dudley, und zur künftigen Königin. Bei der Vorliebe, welche Eduard für Johanna Gray besaß, und bei seiner Besorgniß, daß seine Schwester Maria als fanatische Katholikin den Protestantismus in England wieder ausrotten möchte, gelang es Northumberland ohne Mühe, Eduard dazu zu bringen, daß er seines Vaters Erbfolgeordnung aufhob und Johanna Gray, die Schwiegertochter Northumberland's, für die Thronfolgerin in England erklärte. War es seinem Vater erlaubt, durch ein Testament die Thronfolge zu ordnen, wer wollte es dann Eduard verwehren, gleichfalls ein solches Testament zu machen? Aber jenes war durch den Beschluß des Parlaments zu einem förmlichen Staatsgesetz geworden; dieses war nichts weiter als die Privatäußerung des Königs und bekam durch die Billigung seiner Räthe an Geltung keinen großen Zuwachs. Auch Eduard hätte wohl die Sanktion des Parlaments eingeholt, ohne Zweifel auch bekommen; aber an der Ausführung hinderte ihn sein rasches Hinwelken. An dieser Versäumniß konnte sein ganzer Plan scheitern, wenn er sich gleich auf die noch nicht widerrufenen Parlamentsbeschlüsse berief, wonach die beiden Ehen, aus denen Maria und Elisabeth hervorgegangen waren, für ungesetzlich, diese selbst also für illegitim erklärt worden waren. Die Geheimen Räthe und die Oberrichter von England unterschrieben das Testament nur nach langem Sträuben und nach den heftigsten Drohungen Northumberland's.

Von diesem Plane des Königs und seiner Rathgeber, von diesem Staatsstreich gegen die Legitimität wußte diejenige Person, welche dabei die Hauptrolle spielen sollte, auch nicht das Geringste. Warum sollte man sie auch noch vorher fragen? Johanna Gray und ihr Gemahl Dudley waren beide kaum siebzehnjährig, so recht gemacht, meinte Northumberland, um seinen Intriguen zum Spielball zu dienen. Aber an Bildung war die

schöne und tugendhafte Johanna ihren Jahren weit vorausgeeilt. Sie sprach mehrere neuere Sprachen, las die Griechen und Römer in der Ursprache und war, was damals eine Hauptsache war, in den theologischen Streitigkeiten ihrer Zeit auf's genaueste unterrichtet. Sie korrespondirte lateinisch mit den Schweizer Reformatoren und vergaß, über ihrem Plato sitzend, die Genüsse des Lebens, denen sich ihre Freundinnen hingaben. An dieser zurückgezogenen Lebensweise änderte ihr eheliches Verhältniß, in welchem sie sich gerade nicht überglücklich fühlte, nicht viel, und erst in den letzten Monaten hatte sie von König Eduard die Erlaubniß begehrt, London zu verlassen und einige Tage im stillen Landleben zu Chelsea zuzubringen. Am 9. Juli, also drei Tage nach Eduard's Tod, erhielt sie von dem geheimen Rath die Weisung, unverzüglich nach Sionhouse zurückzukehren und dort die Befehle des Königs zu erwarten. Als sie dort angekommen war, verfügte sich am folgenden Morgen der Herzog von Northumberland, der Marquis von Northampton und die Grafen von Arundel, Huntington und Pembroke zu ihr, sprachen anfangs über gleichgiltige Dinge, zeigten aber doch eine so ungewöhnliche Ehrfurcht, daß sie dadurch in einige Verlegenheit gerieth. Bald darauf trat die Herzogin von Northumberland, ihre Schwiegermutter, die Herzogin von Suffolk, ihre Mutter, und die Marquise von Northampton in's Zimmer und nun eröffnete ihr der Herzog, daß ihr Vetter König Eduard VI. gestorben sei, und daß er, um das Reich vor dem Papismus und der schlechten Regierung seiner beiden nicht guten Schwestern Maria und Elisabeth zu sichern, sie, Lady Johanna, zu seiner Erbin erklärt habe. Bei diesen Worten knieten die Lords nieder, erkannten sie als Königin und schwuren, ihr Blut für sie zu vergießen. Johanna, diese zarte, schüchterne Frau, welche bisher mehr ihren Studien als dem praktischen Leben und den Fragen der Staatskunst sich gewidmet hatte, erschrack auf's heftigste bei dieser Ankündigung. Aus ihrem stillen, sonnigen Pflanzenleben herausgerissen, sollte sie sich auf einmal mitten in dem Wirbel der politischen und religiösen Gegensätze herumtreiben und dem wogenden Andrang der Leidenschaften ihr unbefangenes Herz entgegenstellen. Das war zu viel auf einmal für eine so anspruchslose Seele; sie zitterte an allen Gliedern, stieß einen lauten Schrei aus und fiel ohnmächtig zu Boden. Als sie wieder zu sich kam, sagte sie unter heißen Thränen, sie glaube durchaus nicht die Fähigkeiten zu einer Königin zu besitzen; falls sie aber das

Recht auf ihrer Seite habe, so hoffe sie, Gott werde ihr die Kraft verleihen, den Scepter zu seiner Ehre und zum Besten der Nation zu führen. Den Tag darauf, am 11. Juli, begab sich die junge Königin zu Wasser nach dem Tower, wo sich die Könige vor ihrer Krönung aufzuhalten pflegten, und hielt ihren Einzug in London mit großem Gepränge. Ihre Mutter, die Herzogin von Suffolk, trug ihr die Schleppe, der Lordschatzmeister überreichte ihr die Krone und ihre Verwandten begrüßten sie knieend. Nachmittags verkündigten die Herolde in der Hauptstadt den Tod Eduard's und die Thronbesteigung Johanna's und in einer Druckschrift, welche man ausstreute, wurde das Volk mit den Gründen bekannt gemacht, auf denen ihr Thronrecht beruhe.

Schweigend, ja mit Murren wurde diese Ankündigung vom Volke aufgenommen. Man hatte sich schon längst daran gewöhnt, Maria als nächste Thronerbin anzusehen, und konnte nicht begreifen, wie nun plötzlich eine entfernte Verwandte des Königs vorgezogen werden sollte. Was Eduard in seinem Testament, ohne die Bestätigung des Parlaments nachzusuchen, festgesetzt hatte, galt jenem durch Parlamentsbeschluß festgesetzten Rechte Maria's gegenüber für durchaus ungesetzlich, für null und nichtig, und man sah in dieser Proklamation eine offenbare Beraubung der rechtmäßigen Erben. Hatte man auch wenig Sympathieen für den Papismus der Prinzessin Maria und für ihre Absicht, die Krone von England dem Papste wieder zu Füßen zu legen, so war doch das englische Volk noch zu sehr von katholischen Anschaüungen erfüllt, der religiöse Zwiespalt war in England noch zu wenig erstarkt, als daß man hier die Grundsätze des Rechts darüber vergessen hätte. Nicht die Konfession, sondern die Frage des Rechts und der Legalität entschied hier und zwar diesmal ebenso für eine katholische Königin, als 1688 gegen einen katholischen König.

Dieses beredte Schweigen des Volkes hatte Northumberland nicht erwartet, noch weniger die rasche Entschlossenheit und das Glück Maria's. Als Eduard am Abend des 6. Juli in Greenwich starb, lag dem Herzog alles daran, seinen Tod geheim zu halten und sich der Person Lady Maria's zu bemächtigen. Die Wachen im Palast wurden verdoppelt und die Prinzessin erhielt einen königlichen Befehl, sogleich an den Hof zu kommen. Schon war sie unterwegs und die Gefangenschaft im Tower war ihr, sobald sie nach London kam, sicher; da erhielt sie noch in der nämlichen Nacht vom Grafen von Arundel einen Brief, der ihr den Tod

ihres Bruders mittheilte und den Plan des Herzogs enthüllte. Schnell stieg sie zu Pferd und ritt mit ihrer Dienerschaft nach Kenninghall in Norfolk. Von dort schrieb sie an den Geheimen Rath, verwies ihm, daß er ihr den Tod ihres Bruders nicht angezeigt, und befahl ihm ihre Proklamirung als Königin. Aber die Lords, denen alle Schätze, alle Truppen zur Verfügung standen, glaubten, eine hilflose Frau wenig fürchten zu müssen, und antworteten ihr, daß sie ihren ungegründeten Ansprüchen entsagen und sich als getreue Unterthanin ihrer rechtmäßigen, unzweifelhaften Königin unterwerfen solle. Bald aber hörten sie, daß Maria nicht so hilflos und verlassen sei, als sie geglaubt hatten. Die Grafen von Bath und Sussex ergriffen für sie die Waffen, in Norwich wurde sie als Königin ausgerufen, ganz Norfolk und Suffolk erkärten sich zu ihren Gunsten und der ganze Landadel scharte sich um sie. In wenigen Tagen sah sie sich in dem Schlosse zu Framlingham, wohin sie, ohne zu rasten, vierzig Meilen weit geritten war, von mehr als 30,000 Mann Freiwilliger umgeben.

Somit mußte auch Northumberland, dessen Unbeliebtheit beim Volke für Johanna's Königthum ungünstig war, ein Heer aufstellen. So gern er auch dem Herzog von Suffolk das Kommando überlassen hätte, um selbst das verdächtige London zu bewachen, so konnte er doch dem Lobe, das Graf Arundel seiner Geschicklichkeit und Tapferkeit spendete, nicht widerstehen und zog mit 10,000 Mann wohl gerüsteter Truppen gegen die regellosen Scharen Maria's. Aber als er durch die Straßen der Hauptstadt ritt, äußerte er mit bekümmertem Herzen: „Das Volk drängt sich herzu, um uns zu sehen, aber niemand ruft: Gott geleit' euch!" Es wäre ihm wohl nicht schwer gewesen, seine Gegner im Felde zu besiegen; als er sich aber von der Neigung des Volkes zu Maria überzeugte, und als er hörte, daß er für einen Rebellen erklärt und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt sei, entsank ihm aller Muth und alles Vertrauen, und je mehr er zurückwich, desto mehr lichteten sich die Reihen seines Heeres durch Desertion. Sein eigenes Heer entschied sich für Maria, und um seinen Kopf zu retten, beschloß er, die Fahne, welche er in den Staub herabgezogen, selbst zu erheben, und ließ in seinem Lager Maria als Königin ausrufen.

Stand es so bei dem Heer, so ließ sich leicht denken, wie es in der Hauptstadt zugieng. In der neugeschaffenen königlichen Familie selbst brach Unfriede aus. Johanna hatte bei der tiefen geistigen Bildung, die sie besaß, durchaus nicht im Sinne, sich zu einem Werkzeug des ehrgeizigen

Northumberland, zu einer Kreatur der Dudley's, zu einer Puppe dieser übermüthigen Hofkamarilla herabzuwürdigen. Wenn sie ein so gutes Recht auf den Thron hatte, wie man ihr sagte, so wollte sie es mit niemand theilen, auch nicht mit ihrem Gemahl, wollte nicht bloß Königin heißen, sondern es auch sein. Sie hatte einen so hohen Begriff von dem Königthum, daß sie es für eine Entweihung ansah, dasselbe auf einen andern überzutragen oder auch nur mit ihm zu theilen. Trotz der dringenden Vorstellungen ihrer Schwiegermutter und ihres Gemahls weigerte sie sich entschieden, den letzteren neben sich krönen zu lassen, und wollte ihn nur zum Herzog ernennen. Dieser Familienzwist wirkte auch auf die Mitglieder des Geheimen Rathes ein und ließ sie den Eid, welchen sie Eduard und Johanna geschworen hatten, um so leichter vergessen. Auf Veranstaltung des Geheimen Rathes, besonders des Grafen von Arundel, der eben noch vor Johanna auf den Knieen gelegen war, wurde Maria in London als Königin ausgerufen, und der Tower von ihren Anhängern in Besitz genommen. Johanna legte nun die Krone, welche sie nur neun Tage getragen hatte, nieder. Sie hatte sie wider ihren Willen angenommen und konnte sich mit leichtem Herzen von einem Kleinod trennen, das ihr nichts als Widerwärtigkeiten gebracht hatte. Nach stiller Einsamkeit, nach dem Studium der alten Klassiker sich zurücksehnend, begab sie sich am folgenden Morgen, den 20. Juli, nach Sionhouse, wurde aber zwei Tage darauf nebst ihrem Gemahl, ihrem Vater und Schwiegervater und dreiundzwanzig anderen Personen als Gefangene in den Tower gebracht.

Am 31. Juli hielt die Königin Maria, ihre Halbschwester Elisabeth zur Seite, zu Pferd ihren feierlichen Einzug in London, in dessen Straßen die verschiedenen Zünfte in ihren besten Anzügen aufgestellt waren. Es war ein sehr ungleiches Paar, diese königlichen Schwestern: hier die achtunddreißigjährige Maria, der man fast ihr ganzes Leben lang ihre Mutter und ihren Glauben vorgeworfen und möglichst viel Schlimmes zugefügt hatte, eine kleine, magere, blasse Figur, ohne die Majestät und den Anstand ihrer Eltern, das Gesicht abgehärmt und vom Kummer verzehrt, mit schwarzen, stechenden Augen, das Herz voll Bitterkeit und Rache, allen religiösen Neuerungen feind, zu einer vollständigen Restauration entschlossen, das Vorbild jener unglücklichen Tochter Ludwigs XVI., Marie Therese, welche als Herzogin von Angoulème 1814 aus langjähriger Verbannung nach Frankreich zurückkehrte und in ihrem Groll gegen die Revolutions-

männer die Restauration so raschen Schrittes in den Abgrund treiben half; neben Maria die zwanzigjährige Elisabeth in voller Jugendblüte, mehr anziehend als schön, von kräftigen Körperformen, von dunkler Gesichtsfarbe, aus welcher der Glanz ihrer blauen Augen um so lebhafter sich abhob, ihre zierliche Hand, welche sich gerne sehen ließ, versprach Schonung und Gunst. Wie ein heranziehendes Gewitter stellte sich Maria dar, heiter und kräftig wie ein Sonnenaufgang Elisabeth. Mit ungeheurem Jubel wurden sie vom Volke empfangen und bis zum Tower begleitet.

Von den Gefangenen wurde Northumberland nebst zwei seiner Genossen am 21. August enthauptet, acht andere, worunter Johanna, wurden zurückbehalten, die übrigen in Freiheit gesetzt, eine Milde, welche in jener verfolgungssüchtigen Zeit Aufsehen erregte. Vergebens drangen die kaiserlichen Minister, welche Kaiser Karl V. seiner Base Maria zur Seite gestellt hatte, in sie, auch über Johanna das Urtheil zu fällen. Wenn man diese schone, sagten sie, so werde die Königin nimmer in Frieden herrschen, die nächste Faktion werde sie als Nebenbuhlerin ihr entgegenstellen; Johanna habe die Krone an sich gerissen und müsse nach den Gesetzen einer richtigen Politik ihre Vermessenheit mit dem Leben bezahlen. Aber Maria entgegnete ihnen, sie könne es weder mit ihrem Herzen noch mit ihrem Gewissen vereinbaren, ihre unglückliche Base zum Tod zu verurtheilen. Johanna sei weniger strafbar, als der Kaiser glaube; sie sei nicht Northumberland's Mitschuldige, sondern nur eine Puppe in seinen Händen gewesen. Auch seine Schwiegertochter sei sie nicht; denn ehe sie Guilford Dudley geheiratet, sei sie schon mit einem Andern verlobt worden. Die Gefährlichkeit ihrer Prätensionen bestehe nur in der Einbildung, und überdies könne man vor ihrer Freilassung alle erforderlichen Vorsichtsmaßregeln treffen. Dabei blieb es vorderhand.

Zwei Sachen waren es, welche Maria in der nächsten Zeit durchzuführen sich vorgenommen hatte: die Wiederherstellung der Herrschaft der katholischen Kirche und ihre Vermählung. Hinsichtlich des Dogma's hatte das erste keine Schwierigkeiten, da der größte Theil des englischen Volkes nicht aus Ueberzeugung, sondern auf Befehl seiner Regierung die Konfession gewechselt hatte und leicht zu bewegen war, einen nochmaligen Wechsel vorzunehmen. Anders aber war es, wenn man von der Wiederherstellung der päpstlichen Gerichtsbarkeit und von der Rückgabe der Kirchen-

güter sprach. Gegen jene sträubte sich der angeborene Sinn der Engländer für ein unabhängiges Staatswesen, gegen diese das Interesse so vieler Adeligen und aller jener, in und durch deren Hände jene Güter gekommen waren. Wenn Maria hierin nicht sehr behutsam auftrat, so war es bald um sie geschehen. Gleich ihre ersten Maßregeln deuteten auf dieses Ziel hin, und ihre vornehmsten Räthe, welche sie aus den unter der vorigen Regierung abgesetzten katholischen Bischöfen auswählte, unterstützten sie. Rascher aber brach die Unzufriedenheit wegen des zweiten Punktes aus. Das Volk, das Parlament, selbst der von ihr so hochgeschätzte Bischof Gardiner wünschten, daß sie sich mit einem der englischen Großen vermähle und hatten es dabei auf den jungen Eduard Courtenay, einen Abkömmling des Hauses York, abgesehen. Aber Maria konnte ihn nicht zum Gemahl nehmen wollen, weil er ein roher und wüster Geselle war und weil sie es mit ihrer Ehre nicht vereinigen konnte, einen Unterthan zu heiraten. So griff sie denn mit beiden Händen zu, als Kaiser Karl, den sie in allen wichtigen Dingen um Rath fragte, ihr seinen Sohn Don Philipp vorschlug, verbindlich hinzusetzend, wenn es ihm seine Jahre erlaubten, würde er selbst nach der Ehre ihrer Hand streben. Zwar war Philipp noch nicht dreißig Jahre alt und bereits zum zweitenmal Witwer; aber die Verbindung Englands mit dem habsburgisch-spanischen Hause verhieß dem englischen Throne einen ungeheuren Einfluß auf die Geschicke des Kontinents. Anders sah das Volk die Sache an, Katholiken wie Protestanten. Nichts als Unheil versprach man sich von dieser spanischen Heirat, in der Politik, wie in der Religion; die Aufregung hätte kaum größer sein können, wenn das vernichtende Urtheil, welches Schiller in seinem Don Karlos über Philipp fällt, dem englischen Volke schon bekannt gewesen wäre. Aber Maria blieb taub gegen alle Vorstellungen, bestand fest auf ihrer Vermählung mit Philipp und zeigte sich über die Maßen verliebt in ihn, ehe sie ihn nur gesehen hatte.

Diese allgemeine Mißstimmung schien der gestürzten Partei eine günstige Gelegenheit, sich der verhaßten Siegerin zu entledigen. Im Februar 1554 brach eine Empörung aus, an welcher auch Johanna's Vater, der Herzog von Suffolk, theilnahm. Aber die königlichen Truppen wurden überall Meister, die Häupter des Aufstandes wurden gefangen und enthauptet, darunter auch Suffolk. In sein Schicksal wurde auch seine Tochter, die edle Johanna Gray, und deren Gemahl verwickelt. Obgleich sie nicht

den mindesten Antheil an der Empörung hatte, so genügte doch schon der Umstand, daß ihr Name wenigstens dabei genannt worden war, sie auf das Schaffot zu bringen. Maria glaubte, ihre Milde als die Ursache dieser neuen Empörung bereuen zu müssen, gab denen, welche auf die Vernichtung der Northumberland'schen Partei hinarbeiteten und schon früher ihre drakonischen Rathschläge gegeben hatten, jetzt, nachdem sie sich erprobt zu haben schienen, Recht und vergaß die schöne Antwort, mit der sie im vorigen Jahre die kaiserlichen Aufhetzer zurückgewiesen hatte. Sie unterzeichnete den Befehl zur Hinrichtung Guilford Dudley's und seiner Gattin. Um Johanna's protestantische Seele zu retten, schickte sie katholische Geistliche in ihr Gefängniß, welche sie bekehren sollten. Diese wurden aber von der wohl belesenen und standhaften Johanna unverrichteter Sache heimgeschickt. In einem griechischen Briefe, dessen Inhalt sie wohl durch diese fremde Sprache der allgemeinen Kenntniß entziehen wollte, nahm sie von ihrer Schwester Abschied und gieng mit Heiterkeit und Entschlossenheit dem Tode entgegen.

Der 12. Februar war der verhängnißvolle Tag. Johanna erhielt die Erlaubniß, ihrem Gemahl das letzte Lebewohl zu sagen, und dieser, der getrennt von ihr war, bat sie um einen nochmaligen Abschied. Aber sie ließ ihm sagen, daß sie sich nicht getraue, diesen erschütternden Auftritt mit der Fassung zu ertragen, die ihr letzter Gang erfordere; auch bedürfe es ja des Abschieds nicht, da sie in wenigen Augenblicken auf ewig vereint sein würden. Als ihr Gatte aus dem Tower geführt wurde, um öffentlich vor einer unermeßlichen Volksmenge enthauptet zu werden, stand sie am Fenster ihres Gemachs und winkte ihm mit zärtlicher Hand ihr Lebewohl zu; bald sah sie seinen blutigen Rumpf zurückbringen und freute sich, als sie hörte, wie standhaft er gestorben sei. Nun kam die Reihe an sie. Wegen ihrer königlichen Abkunft wurde ihr die Schmach einer öffentlichen Hinrichtung erspart, vielleicht aber auch das Innere des Towers nur in der Absicht dazu ausersehen, damit dieses unschuldige Blut der edelsten Frau nicht das Mitleid und den Zorn des Volkes errege. Festen Schrittes und mit freudiger Miene trat sie vor den Henker und hielt eine Rede an die Umstehenden, in welcher sie sich zwar als schuldig bekannte, aber nicht weil sie die Hand nach der Krone ausgestreckt, sondern weil sie denen, die sie zum Werkzeug ihres Ehrgeizes machen wollten, nicht beharrlich genug widerstanden habe. Dann betete sie mit Farkenham, dem ehemaligen

Abt von Westminster, einen Psalm, ließ sich ruhig von ihren Frauen entkleiden und legte mit Gelassenheit und Würde ihr Haupt auf den Block. Auf einen einzigen Streich war es vom Rumpf getrennt. In ihr Tagbuch hatte sie geschrieben: „Wenn mein Fehler Strafe verdiente, so dürften mich meine Jugend und Unerfahrenheit mindestens entschuldigen. Gott und die Nachwelt werden mir günstig sein.“ Dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Die Nachwelt hat ihr ihre volle Theilnahme und Liebe zugewandt, während sie Maria, welche in ihrer Vermählung mit Philipp kein Glück, in den Scheiterhaufen, auf welchen sie 290 Ketzer verbrennen ließ, keine Ruhe fand und kinderlos, von niemand geliebt, 1558 starb, als eine herzlose, fanatische Thörin ansah, die mit Feuer und Schwert, nicht mit Liebe und Verstand ihr Volk zu beherrschen suchte und mit ihrer schwachen Kraft den Strom des Jahrhunderts aufhalten oder gar rückwärts lenken zu können meinte. Als eines der dunkelsten Blätter in der Geschichte Englands ist die Regierung der katholischen Maria bezeichnet.

Maria Stuart und Elisabeth.



Maria Stuart und Elisabeth.

Es war Samstag den 9. März 1566 zwischen sieben und acht Uhr Abends. Maria Stuart saß in Holyroodhous, ihrem Palast zu Edinburg, mit dem Kommandeur des Schlosses und der Gräfin von Argyle, ihren natürlichen Geschwistern, und einigen anderen Mitgliedern ihres Haushaltes, worunter auch ihr Kabinetssekretär David Riccio war, in ihrem Schlafgemach beim Abendessen. Dinge von Wichtigkeit wurden besprochen. Zwei Tage vorher war das schottische Parlament eröffnet worden, durch welches Maria den Katholicismus wieder herstellen und die aufständischen protestantischen Lords verurtheilen lassen wollte. Riccio, der schlaue Piemontese, welcher früher dem Erzbischof von Turin als Sekretär gedient hatte, später mit dem Gesandten des Herzogs von Savoyen nach Schottland gekommen war, hatte alle Fäden zu diesem Kabinetsstreich in der Hand. Wegen seiner guten Stimme war er auf den Wunsch der Königin aus den Diensten jenes Gesandten in die königliche Hauskapelle gekommen, hatte sich aber bald durch ganz andere Dinge als durch Psalmen und liebliche Lieder zu empfehlen gewußt. Schön war er gerade nicht; sein ernstes, unfreundliches Wesen nahm dem noch jungen Manne den Reiz der Jugend und ließ ihn älter aussehen, als er wirklich war. Aber durch seine Kenntniß der italienischen und französischen Sprache, durch seine Geschicklichkeit im schriftlichen Ausdruck, durch seine scharfe Diagnose bei diplomatischen Handlungen, durch seine Gewandtheit in Behandlung der politischen Geschäfte hatte er sich der Königin bald unentbehrlich gemacht. Er führte ihre auswärtige Korrespondenz, besorgte alle ihre Briefe an den Papst, an König Philipp II. von Spanien und an den französischen Hof, arbeitete an der Gründung einer katholischen Liga, deren Spitze gegen die schottische Reformation, gelegenheitlich auch gegen Elisabeth von England ge-

richtet war, und war seiner Gebieterin ebenso ergeben als brauchbar. Kein Wunder, wenn der Fremde Haß, der Vertraute Eifersucht, der katholische Korrespondent den höchsten Argwohn erregte.

Der König war nicht bei der Tafel, trat aber plötzlich durch eine geheime Thüre, zu welcher ihn eine verborgene Treppe führte, ein und setzte sich neben seine Gemahlin, den Arm um ihren Leib legend. Bald darauf erschienen Lord Ruthven und einige andere als unangemeldete Gäste im Zimmer. Erschrocken fragte Maria den ersteren, unter dessen pelzverbrämtem Ueberkleid sie Panzer und Waffen erblickte, warum er in dieser ungewohnten Stunde zu ihr komme. Dieser, dessen Blicke wilde Mordlust verriethen, erwiderte, auf Riccio deutend: „Ich sehe hier einen Menschen, der einen Platz einnimmt, welcher ihm nicht gebührt; von einem Dienstboten, wie dieser, wollen wir uns in Schottland nicht regieren lassen." Mit diesen Worten gieng er auf Riccio zu, welcher aufsprang und hinter der Königin Schutz suchte. Vergebens erklärte sie, daß sie einen Angriff auf ihren Sekretär als Hochverrath bestrafen werde; weder ihre Drohungen noch ihre Bitten konnten die Leidenschaften in Schranken halten. Die Schwerter wurden entblößt, die Dolche gezückt, und über die Schulter der Königin hinweg fuhr das Eisen in den Rücken Riccio's. Es entstand ein verzweifeltes Ringen, der Tisch wurde umgeworfen, die Mörder packten Riccio und schleppten den um Hilfe Schreienden in den Flur. Dort stießen sie mit sinnloser Wuth auf ihn zu und ermordeten ihn mit 56 Stichen und Hieben. Dann kehrte Ruthven zur Königin zurück und erklärte ihr, Riccio's Ermordung sei für die protestantischen Lords eine politische Nothwendigkeit gewesen; seine Feindseligkeit gegen den schottischen Adel, seine Verbindungen mit fremden Fürsten, seine Plane zur Wiederherstellung des Katholicismus, der Einfluß, welchen sie, die Königin, mit Hintansetzung der Einheimischen, ihm, dem niederen Fremdling, gestattet habe, sei nicht mehr zu ertragen gewesen; sie müsse schlechterdings eine andere Politik einschlagen, und um sie hiezu zu zwingen, würden die verbannten Lords zurückkehren und mit den übrigen gemeinschaftliche Sache machen.

Damit war offen gesagt, daß der Mord nicht bloß ein Akt der persönlichen Rache, sondern zugleich der vernichtende Blitzstrahl religiöser und politischer Leidenschaften, daß es nicht bloß auf die Person, sondern auf das ganze bisherige Regierungssystem abgesehen, daß es mit einem Wort

eine Palastrevolution sei, wodurch die Königin durch einen mehr als bloß sanften Druck veranlaßt werden sollte, dem Papst und Frankreich zu entsagen, sich lediglich auf den nationalen Boden Schottlands zu stützen und das Banner des Protestantismus mit gleicher Entschlossenheit zu ergreifen wie ihre Base Elisabeth in England. Es war dies offenbar der einzig richtige Weg, den sie einschlagen konnte, wenn sie ihre Krone, vielleicht ihr Leben retten wollte. „Ich will Frieden haben mit meinem Volk“ ist ja so leicht gesagt; um so schwerer aber scheint es, ist es auszuführen. Die großen Herrscher des sechzehnten Jahrhunderts sind lieber durch Ströme von Blut hindurch gegangen, als daß sie den Willen des Volkes beachteten, geschweige zu dem ihrigen machten. Um so schwerer mußte es einer Frau werden, den Traditionen, in welchen sie aufgewachsen war, zu entsagen und in neue Formen sich zu fügen. Und doch pochten die Verschwörer so nachdrücklich an die Pforten ihres Palastes. Kaum war der Vertraute ihres Kabinets ermordet, so bemerkte sie, daß sie selbst nichts anderes als eine Gefangene war. Denn die Lords Morton und Lindsay hatten mit einer Anzahl handfester und zuverläßiger Leute alle Zugänge des Schlosses besetzt und hofften, all die Männer, welche für den Despotismus der Krone und für den Katholicismus schwärmten, die Lords Huntley, Athol, Bothwell, Fleming, Livingston und andere in ihre Gewalt zu bringen und auf einige Zeit unschädlich zu machen. Bothwell, später der böse Geist der Königin, und Huntley retteten sich durch's Fenster; die übrigen vertheidigten sich, so gut es gieng, und erhielten zuletzt freien Abzug. Der Palast war im Sinne der protestantischen Lords gesäubert, Maria sah sich all ihrer Anhänger beraubt, und nur ihr Gemahl Darnley, dessen passive Haltung während der Mordscene ihr so gerechten Argwohn eingeflößt hatte, blieb ihr übrig. Sie brachte eine schreckliche Nacht zu, bald für die Zukunft bangend, die ihr zwei Monate darauf ihren ersten Sohn gab, bald mit tiefem Heimweh nach dem schönen Frankreich sich zurücksehnend. „Keine Thränen mehr, ich muß auf Rache denken,“ rief sie zuletzt aus.

Maria Stuart gehörte zu jenen merkwürdigen Personen, welche schon durch ihre Geburt, durch ihre Rechte, die sich an dieselbe knüpften, den Stürmen der politischen Leidenschaften verfallen, dem Unglück geweiht sind. Sie mochte sich winden, wie sie wollte, sie konnte demselben nicht entrinnen. Entweder mußte sie ihren bisherigen Anschauungen und Gewohn-

heiten oder ihrer Krone entsagen. Sie wollte weder das eine noch das andere und vermochte es nicht über sich, jenen Schritt zu thun, zu welchem sich später König Heinrich IV. von Frankreich, nur in umgekehrtem Sinne, verstand, als er, das Haupt der Hugenotten, erklärte, die französische Krone sei wohl eine Messe werth. Und doch wölbte sich selten über einer Prinzessin der Himmel so rein und hoffnungsreich wie über dem Haupt der reizenden Schottin. Zwei Kronen zierten dieses Haupt, und auf die dritte behauptete sie, ein unzweifelhaftes Erbschaftsrecht zu haben. Aber eben dieses Recht war ihr Unglück; denn sie sah bei dessen Durchsetzung Elisabeth und die neu begründete anglikanische Kirche gegen sich in Schranken und wurde mit Waffen angegriffen, denen sie nicht gewachsen war.

Ihre Eltern waren König Jakob V. von Schottland und die französische Prinzessin Maria von Guise, welch letztere nach des Königs frühem Tode (1542) einige Jahre für ihre Tochter die Regentschaft führte. Ihr Großvater, Jakob IV., hatte die älteste Schwester des Königs Heinrich VIII. von England, welcher der Vater Elisabeth's war, geheiratet. Außer Elisabeth waren keine direkten Nachkommen Heinrich's mehr da, und wenn er in seinem Testament, für den Fall, daß seine Kinder ohne Erben stürben, nicht die Nachkommenschaft seiner älteren Schwester, sondern die der jüngeren, der Herzogin von Suffolk, zur Thronfolge berief, so kam es doch den Stuarts höchst sonderbar vor, daß König Heinrich die Befugniß sich anmaßte, über das Erbrecht seiner Schwester nach Willkür zu verfügen. Mit diesen Ansprüchen geboren, sah sich Maria bald zu einer noch höheren Stellung berufen. Der französische König Heinrich II. warb um sie für seinen unmündigen Dauphin Franz und fand mehr Gehör als ein anderer Bewerber. Einige Jahre früher, gleich nach Maria's Geburt (1542), hatte nämlich König Heinrich VIII. von England mit einigen der mächtigsten Magnaten Schottlands eine Vermählung dieses Wiegenkindes mit seinem damals fünfjährigen Sohn Eduard verabredet und zugleich die Reformirung der dortigen Kirche empfohlen. Dadurch sollte England und Schottland vereinigt, ein großes protestantisches Reich gegründet werden, stark genug, um den eifersüchtigen Herrschern von Frankreich und Spanien die Spitze zu bieten. Dieser Gedanke, einmal ausgesprochen, mußte sich nothwendig Bahn brechen, auch die stärksten Hindernisse niederwerfen und mit der Kraft einer Naturgewalt

seiner Realisirung entgegen gehen. Denn seine Ausführung lag zu sehr im Interesse beider Länder. Ehe es aber so weit kam, starb der König (1547). Der Plan wurde von dem Herzog von Somerset, der für den unmündigen Eduard als Protektor die Regierung von England leitete, wieder aufgenommen, und dieser glaubte sein Ziel am schnellsten und sichersten zu erreichen, wenn er, die Waffen in der Hand, den Schotten keine andere Wahl lasse, als entweder durch eine Vermählung Maria's mit Eduard oder durch einen Unterwerfungsantrag die Vereinigung der beiden Königreiche einzuleiten. Trotz seines glücklichen Vordringens und seines glänzenden Sieges bewirkte er das Gegentheil. Den Schotten kam der Antrag eines bis an die Zähne bewaffneten Bewerbers doch etwas zu stark vor. Maria wurde daher dem französischen Kronprinzen zugesagt und 1548 als sechsjähriges Mädchen nach Frankreich gebracht, um in die Sitten und Anschauungen des französischen Hofes schon als Kind eingeweiht zu werden. Mit jenem Plane stand es schlimmer als je: nicht mit England, sondern mit Frankreich sollte nun Schottland vereinigt werden. Dieser Ausgang kostete Somerset seine Stellung, später sein Leben. Englands Unabhängigkeit war auf's ernstlichste bedroht.

Die Verwicklung sollte übrigens noch steigen. Nicht genug, daß Schottland an Frankreich kam, bald darauf sollte England an Spanien kommen. König Eduard starb 1553, erst 15 Jahre alt, an der Schwindsucht. Seine ältere Schwester, Maria, die Tochter der spanischen Prinzessin Katharina, heiratete den König Philipp II. von Spanien. Ihr letztes Wort war ihr schönstes. Philipp, im Krieg mit Frankreich, hatte Maria zur Theilnahme an demselben bewogen. Die Engländer halfen den Spaniern siegen, verloren aber darüber ihre letzte französische Besitzung, die ihnen zur Herrschaft im Kanal unentbehrlich schien, die Stadt Calais. Im nämlichen Jahre (1558), nach einer nur fünfjährigen Regierung, starb Maria. Das nationale Unglück preßte ihr in den letzten Stunden die Worte aus: „Wenn ihr meine Brust öffnet, werdet ihr den Namen Calais in mein Herz gegraben finden." Die unnatürliche spanische Allianz schien mit ihrem Tod beseitigt; sie trat aber bald auf einige Zeit in einem noch unnatürlicheren Verhältniß auf. Daß Philipp, das Haupt des katholischen Europa, sich mit Maria der „Katholischen" vermählte, war, von dem Interesse der beiden Reiche, namentlich Englands, abgesehen, an sich natürlich; daß er nach ihrem Tode sich mit der protestantischen Elisabeth gegen das

katholische Frankreich und Schottland verbündete, könnte Verwunderung und Staunen erregen, wenn man nicht in der Politik schon längst an das Kunststück, auch die widerstreitendsten Elemente zusammenzuschweißen, gewöhnt wäre. Und so gar widerstreitend waren diese beiden Stoffe, beim Licht besehen, doch nicht; es kam nur darauf an, welche Bestandtheile man herauskehrte.

Maria war kinderlos gestorben, und so folgte ihr die noch einzige Schwester Elisabeth. Diese, die Tochter Anna Boleyns, war schon durch ihre Geburt auf den Protestantismus hingewiesen. Unter der Regierung ihrer Schwester war ihr Leben mehr als einmal bedroht gewesen; ihr Name wurde, als der Inbegriff aller Opposition, bei allen Aufständen genannt, besonders auch bei dem Aufruhr, welcher Johanna Gray das Leben kostete; in den Briefen der Rebellen wurde sie als die künftige Königin bezeichnet und hatte dafür Gefängniß und strenge Verhöre im Tower zu erdulden. Aber Beweise fand man lediglich keine gegen sie, so eifrig man auch darnach suchte. Maria hatte zwar dennoch Lust, sich der verhaßten Nebenbuhlerin und Todtenwärterin zu entledigen; aber des Volkes wegen durfte sie es nicht wagen. Elisabeth mußte freigelassen werden und kehrte unter dem Jubel der Bevölkerung Londons aus dem Kerker in ihre Wohnung nach dem Palast von Woodstone zurück, wo sie übrigens unter strenger Aufsicht gestellt, von Spähern umringt und von Wachen eingeschlossen war. Auch fand sie unerwarteterweise einen Fürsprecher an ihrem Schwager Philipp. So lange dieser Nachkommenschaft von seiner Gemahlin erwartete, war er ihr Gegner; als aber diese Hoffnung mit ihrem Hinsiechen verschwand, sprach er mit eindringlichen Worten für ihre Begnadigung und für ihre Thronfolge. Ja, nach dem Tode seiner Gemahlin trug er der fünfundzwanzigjährigen Königin Elisabeth seine verwitwete Hand an; nicht als ob er ein Gefühl von Liebe zu ihr in sich gespürt hätte, sondern bloß aus politischen und religiösen Gründen. Elisabeth, welche, um den Haß und Argwohn ihrer Schwester zu besänftigen, zum katholischen Glauben zurückgekehrt war, hatte damals in Sachen der Konfession ihre freie Wahl noch nicht getroffen. Daher hoffte Philipp, durch eine Verbindung mit ihr England bei der Allianz mit Spanien und beim Katholicismus zu erhalten. Aber obgleich ihr gegen die französischen Ansprüche die Bundesgenossenschaft Spaniens sehr erwünscht schien, gab sie ihm doch zuerst eine ausweichende, bald eine verneinende

Antwort. Sie ließ ihm sagen, daß sie sich überhaupt nicht vermählen wolle. Wenn sie auch später noch manchmal rückfällig zu werden schien, so blieb sie doch immer schließlich bei ihrem Grundsatz, daß sie mit ihrem Volke vermählt sei, also keinen Gatten brauchen könne. Sie sei zufrieden, wenn man auf ihr Grab setze, sie habe regiert und sei gestorben als eine jungfräuliche Königin.

Als sie dann die Reformation im Sinne ihres Vaters und ihres Bruders wieder einführte, die oberste Leitung in allen Angelegenheiten, kirchlichen wie weltlichen, ergriff, die volle Obergewalt über die Geistlichkeit des Landes sich zueignete, und zwar dies alles mit Willen und Hilfe des Parlaments, war von einer Verheiratung mit Philipp keine Rede mehr, und sie mußte froh sein, wenn dieser sich nicht mit Frankreich gegen sie verband. Dieser Fall konnte noch eintreten; aber so lange die schottische Maria auf dem französischen Throne saß, war es der Politik Spaniens weit angemessener, sich der protestantischen Elisabeth als der katholischen Maria zu nähern. Denn diese hatte sich einstweilen mit dem schwachen und kränklichen Dauphin Franz vermählt, ihr Schwiegervater starb 1559, und so bestieg das junge Paar, das sich ganz in der Hand der politisch und religiös intoleranten Guisen, der Oheime der Königin, befand, den Thron von Frankreich, während Maria's Mutter die Regentschaft in Schottland führte und der Papst, auf die Illegitimität der Ehe Anna Boleyn's hinweisend, die englische Krone Elisabeth geradezu absprach und Maria Stuart für die rechtmäßige Königin von England erklärte. Damit war Philipp ebensowenig einverstanden wie das englische Parlament, nur aus anderen Gründen. Wenn dieses bei dem bloßen Gedanken, daß England eine französische Provinz werden und einen katholischen Beherrscher bekommen könnte, in die heftigste Aufregung gerieth, so konnte es jenem nicht gleichgiltig sein, wenn sein französischer Nachbar drei Reiche zugleich beherrschte und dadurch ein solches Uebergewicht bekam, daß Philipp für seine italienischen und holländischen Besitzungen in beständiger Furcht sein mußte.

Um so begieriger ergriffen die Katholiken Englands, welche sich von der herrschenden plötzlich zu einer kaum geduldeten Partei herabgedrückt sahen, diese Aussicht, welche ihnen der päpstliche Orakelspruch darbot. Von ihrem Standpunkt aus war die Ehe Anna Boleyn's mit Heinrich VIII. nicht legitim, da dieser die Dispensation zur Auflösung seiner ersten Ehe nie

hatte erlangen können; daraus folgte für sie, daß Elisabeth, trotz des Testaments ihres Vaters, von der Thronfolge ausgeschlossen sei und Maria Stuart als nächste Erbin angesehen werden sollte. Es gab aber noch einen anderen Standpunkt, und von diesem aus wurde dem Papst erwidert, daß seine Jurisdiktion sich nur auf Katholiken, nicht aber auf solche erstrecke, die sich vom päpstlichen Stuhl losrißen und eine eigene nationale Kirche gründeten. Solche brauchten in keiner Angelegenheit eine päpstliche Dispensation, seien vielmehr in kirchlichen so gut als in weltlichen Dingen ihre eigenen Herren, vollständig souverän.

Wie die englischen Katholiken, so dachte auch Maria Stuart und ihr Gemahl. Neben dem Wappen von Frankreich führten sie die vereinigten Wappen von England, Irland und Schottland. Maria Stuart hatte bereits durch förmliche Urkunde ein eventuelles Erbrecht auf ihre Krone dem französischen Königshause verliehen, die Guisen, welche jetzt allgewaltig waren, übten einen sehr gefährlichen Einfluß auf die schottischen Angelegenheiten und hofften, den Unabhängigkeitssinn des dortigen Adels und die Reformationsbestrebungen mit französischen Waffen zu bekämpfen und niederzudrücken. War einmal dieses Land ganz in ihren Händen, so war leicht vorauszusehen, daß die englisch-französischen Kriege, welche das 14. und 15. Jahrhundert mit Blut erfüllt hatten, auf's neue aufloderten, nur mit dem Unterschied, daß damals die englischen Könige die Krone von Frankreich begehrten und dieses Land zum Kriegsschauplatz machten, während jetzt Frankreich nach der englischen Krone greifen wollte und von Schottland und der nordfranzösischen Küste aus das weder durch Festungen noch durch geübte Kriegsheere beschützte England bedrohte.

Elisabeth blieb, wenn sie ruhig schlafen wollte, nichts anderes übrig, als auf den Rath ihres Staatssekretärs William Cecil (später Lord Burleigh) zu hören. Dieser erklärte ihr, daß sie das Uebel an seiner Wurzel fassen, daß sie den Franzosen gerade an dem Punkte, wo sie ihr am gefährlichsten seien, Schach bieten müsse, in Schottland. Dazu gäben die religiösen Streitigkeiten des Adels und des Volkes mit der Regentin Maria von Guise eine sehr willkommene Handhabe; man brauche die Unzufriedenen nur zu unterstützen, um den französischen Einfluß völlig zu vernichten und sich an dem protestantischen Schottland einen treuen Bundesgenossen zu erwerben. Elisabeth zögerte; sie hielt es unter ihrer Würde, sich mit den rebellischen Unterthanen eines befreundeten Souveräns

zu verbinden, und fand den Gang, den die schottische Reformation nahm, gar zu wenig nach ihrem Geschmack. Um so mehr drang Cecil, ein Mann von kaltem Verstand, der sein Ziel, die Größe Englands, nie aus den Augen verlor, in sie und beruhigte sie dadurch, daß er ihr sagte, die Pflicht der Selbsterhaltung verlange diesen Schritt, weil sonst Schottland im Bund mit Frankreich gegen England in's Feld ziehen würde. Gegen eine solche Logik wußte Elisabeth nichts mehr einzuwenden.

Die Reformation hatte in Schottland einen ganz anderen Charakter angenommen als in England. Hier war es ein sinnlicher, herrschsüchtiger König, der um einer Liebschaft willen dem geistlichen Oberhaupt den Handschuh hinwarf und sich selbst zum „obersten Haupt der Kirche" machte, bei seinen weiteren Reformen aber sehr sorgfältig alles vermied, was die Selbständigkeit des Klerus und der Gemeinden begünstigte, um so nachdrücklicher aber das betonte, was die Ausdehnung der königlichen Macht und die Bereicherung der Krone fördern konnte; es entstand so jenes Gemisch von Protestantismus und Katholicismus, welches Heinrich VIII. in England einführte, wobei die Geistlichkeit und das Volk sehr wenig, die Regierung aber sehr viel gewann. Anders in Schottland. Die Reformation gieng hier von einem Theil des Adels und vom Volke aus und war zunächst gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit gerichtet. Diese geistlichen Herren, größtentheils jüngere, mitunter natürliche Söhne vornehmer Häuser, sahen eine reiche Pfründe nur als eine melkende Kuh an, ergaben sich rohen Genüssen und vertheidigten sich auf die Angriffe, welche sie deßhalb zu erleiden hatten, nach der Sitte jener Zeit durch die Anzündung von Scheiterhaufen. Dadurch wurde der Gegensatz immer schärfer und die unterdrückte Partei mit wilder Rachgier erfüllt. Das ganze Land lag noch tief in mittelalterlichen Zuständen. Ein roher Adel trieb sich in beständigen Fehden und Abenteuern herum, die sittenlose Geistlichkeit strotzte von Trägheit und Unwissenheit, das Volk, ohne Handel und Gewerbfleiß, lebte arm auf seinem kargen Boden. König Jakob V., der in seinem meuterischen Adel wenig Stütze fand, warf sich der Geistlichkeit in die Arme, welches Beispiel die Regentin als eine Prinzessin von Guise natürlich befolgte. Zwei Parteien bekämpften sich, beide auf auswärtigen Beistand sich stützend; die katholische hoffte alles von Frankreich, die protestantische von England. Lange behielt jene die Oberhand.

Da trat Johann Knox auf. Er war von bürgerlichen Eltern in

Schottland geboren, hatte auf der Universität St. Andrews unter einem freisinnigen Lehrer studirt und war ein Freund jenes Wishart, welcher unter Begleitung einer ungeheuren Volksmenge durch das Land zog und die neue Lehre verkündigte, wofür ihn der Kardinal Bethune als Ketzer verbrennen ließ. Als bald darauf der Kardinal von einigen Edelleuten Nachts überfallen und in seinem Schlafgemach ermordet, sein Leichnam hoch am Fensterbalken aufgehängt wurde, frohlockte Knox und lobte die „gottselige That." Die Beste St. Andrews, in welcher die Mörder und ihre Anhänger sich verschanzten, wurde von den Regierungstruppen genommen, die Besatzung nebst ihrem Prediger und Seelsorger Knox gefangen und nach Frankreich geschleppt, wo er zwei Jahre lang in Eisen auf einer Galeere lag. Nachdem er frei geworden war, begab er sich nach England und nahm an den Arbeiten der dortigen Reformatoren unter König Eduard VI. Antheil. Aber dessen früher Tod und die Thronbesteigung seiner katholischen Schwester Maria zwangen ihn, auf den Kontinent sich zu flüchten. In Genf wurde er Schüler Johann Kalvin's und fand in ihm sein Ideal eines Reformators. Abscheu gegen alles Papistische in Lehre und Kultus, Intoleranz gegen jede widerstreitende Lehre, Selbstständigkeit der Kirche gegenüber dem Staat, dies waren die Grundsätze, welche Knox aus dem reformirten Freistaat in seine Heimat mitbrachte.

Dort theilte er in der Osterzeit 1556 zu Dun und an anderen Orten das Abendmahl nach protestantischem Ritus aus und trat mit aller Kraft gegen den Besuch der Messe auf. Im folgenden Jahr vereinigten sich mehrere Edelleute: Erskine, Murray, Morton, Glencaire und andere zu der Verpflichtung, Gut und Blut für das Evangelium zu wagen, nannten sich die Kongregation Christi und ihre Gegner die Kongregation Satans und erklärten, die Verfolgung Andersgläubiger von Seiten der Regierung nicht dulden zu wollen. Die Regentin schien nachzugeben und versprach Lord Erskine, das gerichtliche Verfahren gegen die protestantischen Geistlichen einzustellen, wenn die Kongregation die Waffen niederlege. Dies geschah, aber die Gerichte nahmen den Prozeß dennoch auf, verbannten und verfluchten die Prediger. Da brach es in Perth los. Knox, welcher inzwischen nach Genf zurückgekehrt und 1559 von dort wieder nach Schottland gekommen war, forderte in einer feurigen Predigt zur Zerstörung der Bilder, der Werkzeuge des Götzendienstes, auf. Eben schickte sich ein Priester zum Hochamt an, da entstand Lärmen und Toben in der Kirche, der Priester

wurde hinausgejagt, die Bilder, Altäre und Reliquien wurden vernichtet. Dann gieng es hinter die Klöster in Stirling, Glasgow, St. Andrews. Sie wurden zerstört, und viele herrliche Denkmale der Baukunst, darunter die alte Kathedrale von Scone, wo man die Könige krönte und begrub, dem Erdboden gleich gemacht. „Man verscheucht die Eulen nicht besser, als wenn man ihre Nester anzündet", pflegte Knox zu sagen. In kurzem wurde der größte Theil des Landes reformirt, und die Regentin stand mit ihrem Klerus allein da. Sie glaubte trotzen zu können und mit französischer Hilfe den Aufstand niederzuschlagen. Einige französische Kompagnien landeten in Leith und begannen, diese Stadt zu befestigen. Dies schien auf eine förmliche Unterjochung Schottlands unter den Willen Frankreichs hinzuzielen. Zu dem religiösen Zwiespalt gesellte sich der politische.

Der Adel griff zu den Waffen, sammelte Mannschaft und rückte gegen das von den Franzosen besetzte Leith an. Er wurde zurückgeschlagen, seine Besitzungen verwüstet, seine Lage von Tag zu Tag schlechter. Da wandte er sich an die Königin Elisabeth von England. Diese war zwar auf Knox' Lehren von Staat und Kirche, auf die Demokratie seiner Kirchenverfassung und vollends auf seine Schrift: „Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment" sehr schlecht zu sprechen; aber die Staatsklugheit gieng über persönliche Antipathien, und so schickte sie den Schotten Truppen und Geld. Ja, der Vorfechter des Katholicismus, König Philipp von Spanien, beschwerte sich nicht sowohl darüber, daß sie den Schotten Hilfe leistete, als daß sie dies nicht schnell genug that. Auch ihm schien es weniger drohend, wenn die Verbindung Schottlands und Frankreichs irgendwie gelöst würde. Zwischen Elisabeth und den schottischen Lords wurde ein Vertrag geschlossen, worin sich beide Theile verbanden, die Franzosen mit gemeinschaftlichen Kräften aus Schottland zu verjagen. Leith wurde zu Wasser und zu Lande eingeschloßen, die Regentin starb im Juni 1560, Bevollmächtigte der Maria Stuart und ihres königlichen Gemahls erschienen in Schottland und schloßen am 6. Juli mit den englischen Gesandten und den schottischen Ständen den Vertrag von Edinburg, wonach die französischen Truppen aus Schottland abziehen, der König und die Königin von Frankreich und Schottland die Wappen von England und Irland nicht mehr führen, in Abwesenheit der Königin ein ständischer Ausschuß die Regierung verwalten und künftig nur mit Beirath der Stände über Krieg und Frieden entschieden werden sollte. Sofort trat das Par-

lament zusammen, beschloß die Durchführung der kalvinistischen Lehre und Einrichtungen, schaffte die bischöfliche Jurisdiktion ab und verbot die Feier der Messe bei den härtesten Strafen.

So war in Schottland rasch ein ganz neuer Boden gegründet, das Alte radikal umgestaltet, und nicht die Krone war es, welche aus diesem Umschwung den reichsten Gewinn zog, sondern der Adel und die Gemeinden. Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Kirchengenossenschaft, von der Wahl des Dorfpfarrers bis hinauf zur allmächtigen Kirchenversammlung, waren die Grundzüge dieser Reformen, welche sich nicht allein auf das kirchliche Gebiet beschränkten, sondern in die bürgerlichen und politischen Verhältnisse tief eingriffen. Nicht einmal bei der Spoliation des Kirchenvermögens durfte die Krone für ihre anderweitigen Verluste eine materielle Entschädigung finden. Der stets raublustige Adel griff mit Begierde nach den Schätzen der reichen Abteien und Kirchen und kümmerte sich um die Armut der neuen Geistlichkeit so wenig als um den verzweifelten Zustand des Schulwesens. Knox mochte gegen dieses Raubsystem noch so beredt und feurig eifern, seine adeligen Bundesgenossen wollten ihren Lehrer hierin schlechterdings nicht verstehen. Als die Sache später dahin festgestellt wurde, daß zwei Drittheile des Kirchenvermögens in den Händen des Adels bleiben, ein Drittheil aber herausgegeben und zwischen der Krone und der Geistlichkeit und den Schulen getheilt werden sollte, was aber sehr ungenügend zu Stande kam, äußerte Knox: „Ich sehe zwei Theile des Kirchengutes dem Teufel übergeben und den dritten Theil zwischen Gott und dem Teufel getheilt.“

Dieses hastige Vorgehen des Parlaments war nicht geeignet, das französische Königspaar zu einer gleich raschen Aktion zu bewegen. Elisabeth freilich, welche aus dem Edinburger Vertrag großen Gewinn zog und das Hauptziel ihres Strebens, die Anerkennung ihres Rechts auf die englische Krone, darin bestätigt fand, beeilte sich, denselben zu ratificiren. Maria Stuart aber und König Franz erklärten, die Schotten hätten noch keine der Vertragsbestimmungen erfüllt, sondern so gehandelt, als bildeten sie eine von ihrer Monarchin unabhängige Republik. Auch das Wappen von England und Irland wollte Franz nicht aufgeben: „er habe es indessen mit gutem Recht geführt und sehe keinen Grund, anderen Genugthuung zu geben, ehe ihm solche selbst zu Theil geworden.“ Er fühlte sich auch dadurch verletzt, daß die Schotten an Elisabeth eine Gesandtschaft der

angesehensten Lords, an ihre eigene Monarchin in Paris aber nur einen Ritter abgeschickt hatten. Die Ratifikation wurde verweigert, und man schien nicht am Ende, sondern am Anfang zu stehen. Der Vernichtungskrieg, welchen die Guisen gegen die Hugenotten in Frankreich führten, warf einen blutigen Schatten auf die Plane der Königin von Schottland. Da starb plötzlich, den 5. Dezember 1560, König Franz II. an einem Geschwür im Ohr. Damit war die größte Gefahr für Schottland beseitigt, die Verbindung dieses Landes mit Frankreich zerschnitten, und einer friedlichen Entwicklung der Sache schien nichts mehr im Wege zu stehen. Sobald Maria Stuart, welche ihrem Gemahl keinen Erben gegeben hatte, den Edinburger Vertrag annahm, konnte sie mit den Schotten und mit Elisabeth im Frieden leben. Die letztere verlangte es auch von ihr, aber Maria verschob ihren Entschluß auf ihre Ankunft in Schottland und gab sich nur dazu her, das Wappen von England nicht mehr zu führen. Elisabeth, welche ihr schlimme Absichten zutraute, gerieth in heftige Aufregung und schlug ihrerseits ihre Bitte, durch England nach Schottland reisen zu dürfen, unter leidenschaftlichen Vorwürfen ab. Das Feuer war einmal angefacht, und an Bereitwilligkeit, es zu unterhalten, fehlte es nicht. Elisabeth's Weigerung konnte Maria Stuart nicht entmuthigen; sie sagte: „Ich bin einst wider den Willen ihres Bruders nach Frankreich gebracht worden; so will ich wider ihren Willen nach Schottland zurückkommen. Sie hat sich mit meinen rebellischen Unterthanen in Verbindung gesetzt; aber auch in England gibt es Mißvergnügte, die einem Antrag von meiner Seite mit Vergnügen Gehör geben werden; ich bin so gut Königin wie sie, ich habe so viel herzhaften Muth wie sie und so viele Freunde in der Welt wie sie."

Als neunzehnjährige Witwe verließ sie im August 1561 Frankreich, um den Thron ihrer Väter zu besteigen. Ihrem verstorbenen Gemahl war dessen zehnjähriger Bruder Karl IX. gefolgt, der später in der Bartholomäusnacht dem katholischen Glauben eine so furchtbare Hekatombe darbrachte. Sie selbst hatte in Frankreich, woran ihr Herz hieng, keinen Beruf mehr, in Schottland hatte sie ihn zu suchen, und obgleich sie den wahren Zweck der englischen Flotte, welche angeblich gegen Seeräuber im Kanal zu kreuzen hatte, recht wohl vermuthete, so schiffte sie sich doch, von mehreren schottischen und französischen Herren begleitet, mit zwei Galeeren und vier Transportschiffen in Calais ein. Als ob sie ihre Zukunft ge-

ahnt hätte, konnte sie bei der Abfahrt ihren Blick nicht von dem Lande abwenden, wo sie von Kindheit an gelebt und als Königin geherrscht, wo sie so sonnige Tage verlebt hatte, und als die Küste immer ferner ihr stand und kaum noch sichtbar war, breitete sie die Arme aus und rief: „Lebe wohl, geliebtes Frankreich! Lebe wohl!“ Der dichte Nebel, welcher am folgenden Tage entstand, entzog sie den spähenden Blicken des englischen Admirals, der sich mit der Wegnahme von drei Transportschiffen begnügen mußte. Maria landete glücklich in Leith und hielt unter dem Jubelruf des massenhaft zuströmenden Volkes ihren Einzug in der Hauptstadt. Den Vertrag von Edinburg bestätigte sie so wenig als die darauf gegründeten Parlamentsbeschlüsse, überließ jedoch die Leitung der Geschäfte ihrem Halbbruder Murray, der an der Spitze der protestantischen Lords stand, und so behielten diese die Oberhand. Zeigte sie hierin Staatsklugheit und Nachgiebigkeit, so war man auch bereit, bei ihr mit der Konfession eine Ausnahme zu machen. So sehr auch Knox darauf drang, daß das Verbot der Messe auch auf die Königin ausgedehnt werden solle, so erklärte doch Murray und andere Edelleute, daß die Königin in Ausübung ihrer Religion nicht gehindert werden dürfe, so lange sie die Landesreligion nicht gefährde, und über diesen Punkt stellte sie eine beruhigende Versicherung aus. Knox war wüthend über diese Inconsequenz, hielt fulminante Predigten, und als in der Schloßkapelle zum erstenmal Messe gehalten wurde, mußte Murray mit bloßem Schwert sich in die Thüre stellen, um die Aufgeregten vom gewaltsamen Eindringen abzuhalten.

Maria ließ den Eiferer kommen und machte ihm Vorwürfe wegen seines religiösen und politischen Verhaltens. Er erwiderte ihr: „In der Religion sind die Unterthanen Gott mehr Gehorsam schuldig als ihren oft ganz unwissenden Fürsten. Wäre dem nicht so, so hätten die Hebräer die Religion Pharao's, Daniel den Glauben Nebukadnezars, die ersten Christen den der ersten römischen Kaiser annehmen müssen.“ — „Aber“, sprach die Königin, „sie erhoben doch nicht das Schwert gegen ihre Fürsten.“ — „Gott hatte ihnen nicht die Mittel dazu gegeben“, war die Antwort Knox'. — „Wenn also Unterthanen diese Macht haben,“ fragte Maria, „dürfen sie nach Eurer Meinung ihren Fürsten mit gewaffneter Hand widerstehen?“ — „Allerdings,“ sagte Knox, „wenn Fürsten ihre Grenzen überschreiten. Binden nicht Kinder ihren Vater, wenn er im

Wahnsinn sie tödten will? Und soll der Gehorsam weiter gehen gegen Fürsten, welche die ihnen untergebenen Kinder Gottes morden wollen? Ihr blinder Eifer ist nur Wahnsinn. Ihnen also das Schwert entreißen, Ihre Hände fesseln und Sie in's Gefängniß werfen, bis Sie zur Besinnung kommen, ist nicht Ungehorsam gegen die Obrigkeit, sondern der wahre Gehorsam, weil er mit dem Willen Gottes übereinstimmt." Die Königin, tief erschüttert, blieb über eine Viertelstunde sprachlos und sagte endlich, sie wolle die römische Kirche, welche sie für die wahre Kirche Gottes halte, schützen. Darauf antwortete Knox: „Euer Wille, Königin, ist kein Grund, und Eure Meinung macht die verfallene römische Kirche nicht zur reinen unbefleckten Braut Christi." Als sich endlich Maria auf ihr Gewissen berief, rief ihr Knox zu: „Das Gewissen verlangt Erkenntniß; von der wahren Erkenntniß aber habt Ihr nicht mehr als die Juden, welche Christum kreuzigten."

An der starren Konsequenz dieses schottischen Kalvinisten scheiterte aller Liebreiz der jungen Königin; sie mochte ihn bitten, wie sie wollte, er hörte nicht auf, in seinen Predigten gegen sie zu donnern. Maria war offenbar in einer üblen Lage, aus der sie sich nur durch große Klugheit herausarbeiten konnte. Aufgewachsen an dem genußsüchtigen Hofe von Frankreich, als Kronprinzessin, später als Königin von Frankreich mit Huldigungen überhäuft, sah sie sich durch den Tod ihres Gemahls plötzlich nach diesem kalten Land verschlagen, wo ihr ihr Glaube zur Sünde, ihr Erbrecht zum Verbrechen angerechnet wurde. Wie anders waren doch die Verhältnisse Elisabeth's, gerade als ob diese für die Entbehrungen und Gefahren ihrer Jugendzeit nun entschädigt, jene für die genossenen Freuden bestraft werden sollte! Mit dem größeren Theile ihres Volkes in Uebereinstimmung, Herrin der kirchlichen und politischen Verfassung des Landes, fand Elisabeth bei allen und in allem unbedingten Gehorsam und handhabte die Regierung mit ebenso fester Hand wie einst ihr Vater Heinrich VIII. Auch an fürstlichen Bewerben fehlte es ihr nicht: Frankreich und Oestreich bewarben sich um ihre Hand. Sie spielte eine Zeitlang mit diesen Werbungen, ließ sie aber plötzlich fallen und kehrte immer wieder zu ihrem Dogma von ihrer Jungfräulichkeit und zu ihrem geliebten Robert Dudley, Grafen von Leicester, zurück, mit dem sie in einem Verhältniß lebte, das nicht gerade über jedes Bedenken erhaben war. Und gerade diesen schlug sie ihrer jüngeren Schwester, wie sie Maria nannte, zum Ge-

mahl vor. Aber auch dieser fehlte es nicht an Bewerbern. Die englisch-spanische Allianz war bereits erloschen, und der nämliche Philipp, welcher Elisabeth heiraten wollte und sich mit ihr gegen die Regentin von Schottland und gegen Maria Stuart verbündet hatte, verabredete nun eine Vermählung mit Maria und einen Bund mit ihr gegen Elisabeth. Doch nicht für sich wünschte er die Hand Maria's zu bekommen, sondern für seinen Sohn, den durch Schiller mehr als durch die Geschichte berühmt gewordenen Don Carlos. In England zitterte man bei dem Gedanken an eine Verbindung, welche unversöhnlichen Religionskrieg zur Folge gehabt hätte. Der Plan scheiterte an dem krankhaft aufgeregten Wesen des Prinzen, das noch nicht zu einer Vermählung reif zu sein schien; doch wurde die politische Verbindung mit Spanien fortgesetzt.

Um einer solchen Gefahr vorzubeugen, kamen die Rathgeber Elisabeths auf den Gedanken, Maria mit einem Protestanten und zwar mit dem eben erwähnten Grafen vön Leicester zu vermählen. So ungern auch Elisabeth ihren Günstling abtrat, so vereinigte dieser Plan doch zu große Vortheile, als daß sie nicht den Grafen, dessen fortdauernder Zuneigung sie sicher war, ihrer Schwester selbst empfahl. „Mir einen englischen Unterthanen und dazu den Mann, den sie selbst nicht entbehren kann?" rief Maria bei der ersten Nachricht aus, in dem vollen Bewußtsein der unwürdigen Rolle, welche man sie dabei spielen lassen wollte. Und doch hätte sie sich bewegen lassen, auf den Vorschlag einzugehen, wenn nur Elisabeth ihr dafür die längst gewünschte Koncession gemacht hätte. Ihr sehnlichster Wunsch war, daß ihr Erbrecht auf die Krone von England und Irland von Elisabeth und dem Parlament anerkannt werde. Um sich diese geneigt zu machen, that sie alles, was irgend von ihr verlangt werden konnte. Sie unternahm einen Kriegszug nach den nördlichen, zum Katholicismus hinneigenden Grafschaften, um sie zur Annahme der neuen Lehre zu zwingen. Außer dem Priester, welcher in ihrer Hofkapelle die Messe las, wurde in ganz Schottland keiner geduldet, und wenn an einem anderen Orte die Messe gehalten wurde, so trat unnachsichtlich Strafe ein. Sie ließ hierin Murray nach der ganzen Strenge des Gesetzes schalten. Bei festlichen Gelagen trank sie dem englischen Gesandten das Wohl seiner Königin zu.

Das beste Mittel, um die Mißhelligkeiten und Eifersüchteleien der beiden Herrscherinnen beizulegen, schien eine persönliche Zusammenkunft

zu sein. Dieselbe sollte in York stattfinden, und die nöthigen Vorbereitungen waren bereits getroffen. Plötzlich ließ Elisabeth absagen, und ihr Staatssekretär Cecil brachte als Gründe hiefür vor, daß der Regen die Straßen unbrauchbar gemacht habe, und daß in der kurzen Zeit der Bedarf an Wein und Geflügel nicht herbeigeschafft werden könne. Als nun ihre Vermählung mit dem Grafen Leicester zur Sprache kam, wollte Maria, namentlich von Murray hiefür gewonnen, unter der Bedingung darauf eingehen, daß dann ihr Erbrecht für sie selbst und ihre Nachkommen aus dieser Ehe von Elisabeth anerkannt würde. Zu diesem Ausspruch war Elisabeth durchaus nicht zu bewegen. Sie fürchtete, und zwar mit Recht, daß Maria als proklamirte Thronfolgerin auf die Katholiken in England und auf einen Theil des Adels einen zu großen Einfluß ausüben, ihnen bereits als die aufgehende Sonne erscheinen werde. Sie sagte, wenn Maria ihr traue und sich mit Leicester vermähle, so solle es sie nicht gereuen. Maria fühlte sich durch diese Antwort tief verletzt. Heißblütig und leidenschaftlich, wie sie war, rasch und feurig im Haß wie in der Liebe, brach sie in einen Strom von Thränen aus, ergoß sich in heftige Vorwürfe gegen Elisabeth und beschloß, ihrer Politik von jetzt an eine andere Richtung zu geben. Sie sagte, seit Jahren habe sie sich allen Zwang auferlegt, um Elisabeth's Beifall zu erringen, habe der Ausbreitung des Protestantismus freien Lauf gelassen, der Beschränkung ihrer eigenen bloß geduldeten Religion mit anerkennenswerther Ruhe zugesehen, die Leitung der Regierung der Hand eines Mannes übergeben, dessen Rücksichtnahme auf England jedermann bekannt sei, die Bewerbungen katholischer Prinzen ausgeschlagen und sei sogar Willens gewesen, sich einen Gemahl aufnöthigen zu lassen, der durch seine intimen Beziehungen zu Elisabeth die schottische Krone zu einem Filial von England herabgewürdigt, die Freiheit ihrer Entschließungen beschränkt und als Protestant ihr ihre natürlichen Alliirten in Frankreich und in Spanien geraubt hätte. Und was habe sie mit all diesem rücksichtsvollen Verhalten erreicht? Ihr Erbrecht stehe immer noch auf dem nämlichen lockeren Boden. Das Heiratsprojekt wurde verworfen, und Maria sah sich nach einem anderen Gemahl um.

Denn heiraten wollte sie wieder. Sie stand damals in ihrem dreiundzwanzigsten Lebensjahre und glaubte, in der Tiefe und Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen mit jeder Prinzessin in Europa sich messen zu können. Wenn Elisabeth mit ihrer Jungfräulichkeit kokettirte, so hatte Maria als

Katholikin eine heiterere Lebensanschauung und sah keinen Grund ein, warum sie ihr Witwenthum noch länger beibehalten sollte. Auch hatte ihre Regierung bei der Widerspenstigkeit des schottischen Adels und bei den Bestrebungen des Staatssekretärs Cecil, ihr den Boden zu unterwühlen, einen so schweren Stand, daß es zweckmäßig sein konnte, wenn sich mit ihrem Scharfsinn und ihrer Leidenschaft eine kräftige Männerhand verband. Es war nur schade, daß ihre Wahl auf keinen Besseren fiel als auf Lord Henry Darnley, der außer seiner vornehmen Abkunft und schönen Körperbildung durchaus nichts Königliches hatte. Er war der Sohn des Grafen Lennox, stammte, wie Maria, von König Heinrich VII. von England ab, war in England geboren, in der bischöflichen Kirche erzogen und konnte somit auch den Wünschen Elisabeth's entsprechen. Daß er mit seinen verwandtschaftlichen Ansprüchen das Erbrecht Maria's noch verstärkte, diente ihm freilich in England zu keiner Empfehlung, und so widersetzte sich Elisabeth dieser Heirat. Maria kehrte sich nicht daran und vollzog ihre Vermählung mit dem jungen Darnley am 29. Juli 1565. Derselbe trat bald zum Katholicismus über, einige Lords folgten seinem Beispiele, die Aktien der katholischen Kirche giengen am schottischen Hofe rasch in die Höhe. Zugleich wurden Unterhandlungen mit Spanien und dem Papste angeknüpft und bereits davon gesprochen, daß Maria den Katholicismus in Schottland wiederherstellen, die Macht des Adels brechen, die Unbeschränktheit der Krone durchsetzen und ihr Recht auf den englischen Thron zur Anerkennung bringen solle. Um einen solchen Staatsstreich auszuführen, brauchte sie Geld und Truppen. Papst Pius V. versprach ihr seinen Beistand, so lange er noch über einen Kirchenkelch verfügen könne und wollte ihr kriegsgeübte italienische Mannschaft schicken, und Philipp von Spanien rüstete für sie in den Niederlanden Geschütze und andere Kriegsbedürfnisse. Wie Elisabeth vermöge des Protestantismus Herrin in ihrem Lande war, so wollte sie es, auf Rom und Spanien gestützt, vermöge des Katholicismus sein und bedachte dabei nicht, daß jene nach dem Willen des größeren Theiles des Volkes handelte, sie aber gegen dessen Willen, und daß es unter allen Umständen eine unselige Politik ist, durch fremde Truppen die eigenen Unterthanen zu bekämpfen und seine Gesetze mit dem Blute derselben niederzuschreiben.

Wer dieser Vermählung und dieser Wendung der schottischen Politik am meisten entgegen war, dies war Maria's Halbbruder Murray. Er,

der bisher das gute Verhältniß zwischen Maria und dem Adel am meisten vermittelt, die Betheiligung derselben an den Lustbarkeiten des Hofes gefördert und die Duldung ihrer Hauskapelle durchgesetzt hatte, sah mit einem Gefühl von Verachtung und Entrüstung, wie er von dem ebenso unfähigen als ehrgeizigen Darnley verdrängt werden sollte. Daher versöhnte er sich wieder mit Knox, schloß sich an England an, erklärte, „der Glaube des Evangeliums sei in Gefahr", und verließ den Hof unter dem Vorwande, sein Gewissen erlaube ihm nicht mehr, Zeuge der „Abgötterei in der königlichen Kapelle" zu sein. Man entwarf den Plan, Maria, Darnley und dessen Vater zu überfallen, jene einzusperren und diese entweder zu ermorden oder gefangen an England auszuliefern. Die Verschwörung wurde verrathen, Maria appellirte an ihr Volk, 18,000 Streiter eilten zu ihrer Hilfe herbei, an ihrer Spitze zog sie gegen die von Elisabeth unterstützten protestantischen Lords in's Feld und zwang sie zur Flucht nach England.

Es war ein entscheidender Schritt, und ihr Auftreten imponirte jedermann. Ihr Muth wuchs. Sie umgab sich mit treuen katholischen Lords, berief ein Parlament und wollte durch dieses die Verbannung der flüchtigen Rebellen bestätigen lassen und allen Katholiken in Schottland Gewissensfreiheit zusichern. Auch Darnley begünstigte diesen Plan, verband aber damit den Wunsch, daß er zum König gekrönt werden und gleichen Antheil wie Maria an der Regierung bekommen sollte. Die Weigerung seiner Gemahlin, von ihrer Gewalt etwas abzutreten, glaubte er besonders auf Rechnung Riccio's schreiben zu müssen und faßte nebst seinem Vater den Plan, den widerwärtigen Fremden, dessen Vertrautheit mit der Königin zu allerhand unangenehmen Gerüchten Anlaß gab, aus dem Wege zu räumen und über seinen Leichnam zur königlichen Würde emporzusteigen. Aber sie konnten diese That nicht allein ausführen. Am sichersten giengen sie, wenn sie sich an die protestantischen Lords, wie Morton, Lindsay, Ruthven und Maitland, wandten, welche principielle Gegner der von Riccio eingeleiteten neuen Politik waren. Diese giengen auch darauf ein, jedoch unter der Bedingung, daß das neue System gestürzt, ihre flüchtigen Freunde zurückgerufen und Murray wieder an die Spitze der Regierung gestellt werden sollte. Darnley willigte ein und erhielt dagegen die Zusage, daß er als König gekrönt werde.

Riccio fiel als Opfer dieser Verschwörung. Murray und seine Freunde

kamen aus England zurück und die Verschworenen beschloßen, die Königin so lange im Schloß zu Stirling gefangen zu halten, bis sie die letzten Vorfälle durch das Parlament gutheißen, das Evangelium gesetzlich einführen und ihren Gemahl krönen lassen werde. Aber Maria fiel es nicht schwer, ihren Gemahl zu überzeugen, daß er eine große Thorheit begangen, daß diese Lords, welche alle Gewalt in ihre Hände bekommen wollten, mit ihm bald ebenso kurzen Prozeß machen würden wie mit Riccio, und beredete ihn, mit ihr zu entfliehen. Von wenigen Dienern begleitet erreichten sie glücklich das Schloß von Dunbar, pflanzten die königliche Fahne auf und sahen sich innerhalb einer Woche von 8000 getreuen Unterthanen umgeben. Mit diesen zogen sie nach Edinburg, nahmen die Hauptstadt in Besitz und zwangen die Hauptverschworenen, wie Ruthven und Morton, zur Flucht nach England. Doch war für Maria die Mordscene vom 9. März eine Warnung; sie zeigte ihr den Abgrund, der sie zu verschlingen drohte. Daher ließ sie auch ihre Restaurationsplane fallen, ertheilte allen Verschworenen, welche nicht unmittelbar an dem Mord theilgenommen hatten, Amnestie und gab Murray seinen früheren Einfluß zurück. So kam alles wieder in das alte Geleise, und Schottland schien einer ruhigen Zeit entgegenzugehen.

Da rächte sich Riccio's Ermordung an Darnley. Die protestantischen Lords grollten ihm, weil er ihre Sache verlassen hatte und mit Maria entflohen war; diese war im Innersten empört über ihn, als sie nachträglich seinen Antheil an der Verschwörung und an dem Mord erfahren hatte. Seine Neigung zur Trunkenheit machte dieses Verhältniß nicht besser. Auch durch die bald darauf erfolgte Geburt eines Sohnes (den 19. Juni 1566), der später seiner Mutter als Jakob VI. auf dem schottischen Throne folgte, wurde der Friede nicht hergestellt. Von der Königskrone war keine Rede mehr. Er selbst fühlte so sehr seine Nichtigkeit, daß er es nicht einmal wagte, bei der Taufe seines Sohnes zu erscheinen, obgleich er im nämlichen Palast wohnte; denn er fürchtete, eine persönliche Kränkung zu erfahren. Auch Elisabeth war über die Geburt eines Thronfolgers nicht sehr erfreut. Sie war eben auf einem Ball in Greenwich und tanzte nach Herzenslust, als Robert Cecil ihr die Neuigkeit in's Ohr flüsterte. Schnell brach sie ab, setzte sich, stützte den Kopf mit der Hand und schien in tiefe Gedanken versunken. Am folgenden Morgen zeigte sie wieder ihre gewohnte Ruhe, empfieng den schottischen Gesandten,

bezeigte ihre Theilnahme an dem glücklichen Ereigniß und versprach, bei dem neugeborenen Prinzen Pathenstelle zu vertreten. Um so heftiger war die Aufregung unter den Protestanten, welche in diesem Prinzen einen katholischen Thronfolger für England sahen. Daher bestürmten der Geheime Rath und das Parlament die Königin mit Bitten, sich zu vermählen. Aber Elisabeth wies dieses Ansinnen standhaft zurück und fragte mit gerechtem Stolz, ob jemand Ursache habe, über ihre Regierung zu klagen.

In der schlimmsten Lage war Darnley. Während sonst die Väter mit freudigen Blicken auftreten, wenn sie sagen können, daß ihnen der erste Sohn geboren sei, verkroch er sich, wie über einer bösen That ertappt. Er schwankte zwischen den entgegengesetztesten Entschlüssen: bald drohte er, nach England zu entfliehen, dann sah man ihn wieder am Hof zu Edinburg; bald wollte er Murray ermorden, die Königin entthronen und im Namen des Prinzen die Regierung ergreifen, dann erklärte er wieder vor ihr und ihrem Geheimen Rath, daß er keine Klage gegen sie vorzubringen wisse. Maria erkannte zu spät den Mißgriff, den sie bei der Wahl dieses Gemahls gemacht habe. Sie äußerte sogar zuweilen den Wunsch, seiner entledigt zu sein. Auf dem Wege der Scheidung gieng dies freilich nicht, es müßte denn wegen ihrer gegenseitigen Verwandtschaft die Ehe für ungesetzlich erklärt worden sein, wodurch aber zugleich ihr Sohn als illegitim der Thronfolge verlustig geworden wäre. Gegen dies letztere sträubte sich ihr mütterliches Gefühl, und als man ihr sagte, es würden sich Mittel finden lassen, die Sache durchzuführen, ohne daß ihr Sohn dadurch in Nachtheil komme, warnte sie vor einem solchen Vorhaben und bat, nichts zu unternehmen, was ihr mehr Leid als Freude bereiten könnte. Niemand wußte, wie dieses Verhältniß enden werde; nur das wußte man, daß Darnley ihr gründlich verleidet war, daß sie sich seiner schämte, und daß Graf Bothwell ihr besser gefiel. Dieser war ein Mann von kräftigem Körperbau, jugendlicher Frische, außerordentlicher Tapferkeit und Kühnheit und zeigte von jeher entschiedene Anhänglichkeit an die Königin. Voll Bewunderung für seinen persönlichen Muth, voll Dankbarkeit für seine Treue sah sie in ihm den zuverläßigen, thatkräftigen Freund, der ihrem Thron eine bessere Stütze sein würde, als der stets haltungslose Darnley. Sie richtete liebestrunkene Briefe und Sonette an ihn und gab sich dieser neuen Leidenschaft mit all dem Feuer, das in ihren Adern rollte, hin. Und doch hatte sie keine Aussicht, dem neuen

Geliebten die gewünschte Stellung zu verschaffen. Noch lebte Darnley, und Bothwell hatte erst vor kurzem geheiratet. Dieser, ein herzloser, gewaltthätiger, herrschsüchtiger Mensch, ließ sich das Auflodern dieser königlichen Flamme recht wohl gefallen, ohne sie zu erwidern. Sobald er sah, wie sehr Darnley durch seine Unfähigkeit und durch seine Betheiligung an der Ermordung Riccio's seine Stellung sich selbst untergraben habe, wie sehr Maria für ihn zu schwärmen anfange, wußte er seine treue Person überall in das vortheilhafteste Licht zu stellen und in Maria's Herzen Wünsche ausschweifender Natur zu entzünden. Nicht um Maria's Liebe, bloß um ihre Macht, ihren Thron war es ihm zu thun; mit ihr und durch sie wollte er sich den höchsten Rang in Schottland erringen. Wonach Darnley vergebens gestrebt, als König von Schottland gekrönt zu werden, das schien ihm, der überall mit roher Faust durchfuhr, ein Ziel, das ihm sicher entgegenwinkte. Aber eben dieser Darnley war ja noch Gemahl der Königin! Wie wollte er ihn so schnell aus seiner Stellung verdrängen? Nichts leichter als dies! dachte Bothwell und machte sich sogleich an die Arbeit.

Jene ganze Partei, welche Darley zu Riccio's Ermordung aufgefordert hatte, war, seit jener der Königin zur Flucht verholfen hatte, seine entschiedene Gegnerin und suchte eine Gelegenheit, sich seiner zu entledigen. Mit diesen verband sich Bothwell, obgleich er bei jenem Attentat sich selbst vor ihren Dolchen hatte retten müssen. Murray, der sich für künftige Zeiten auf der Höhe der Möglichkeit oder Nothwendigkeit erhalten wollte, hielt sich neutral, wollte weder helfen noch hindern. Morton, eben aus der Verbannung zurückgerufen, wollte persönlich nur theilnehmen, wenn die Königin mit der That einverstanden sei. Eine solche Erklärung konnte Bothwell nicht beibringen. Aber die anderen Magnaten, theils Freunde, theils principielle Gegner Bothwells: Huntley, Argyle, Maitland, Balfour und andere, traten unbedingt in die Verschwörung ein. Bothwell übernahm die Ausführung, jene seine Vertheidigung und Beschützung.

Darnley hatte den Hof verlassen und sich nach Glasgow in das Haus seines Vaters begeben. Die Blattern, welche gerade dort herrschten, ergriffen auch ihn. Auf die Nachricht hievon schickte Maria ihren Leibarzt zu ihm und ließ ihm sagen, daß sie ihn bald selbst besuchen werde. Sie hielt Wort und bezeugte durch diesen lebensgefährlichen Gang, daß noch nicht alle Liebe in ihr erloschen war. Das Krankenbett übte seinen gün-

stigen Einfluß auf beide Ehegatten: sie erkannten, daß sie für und mit einander zu leben hätten, daß es vorzugsweise fremde Personen gewesen seien, welche ihrer Liebe störend in den Weg traten. Sie versprachen sich gegenseitig alle Beleidigungen zu vergessen und ein neues Leben zu beginnen. Sobald er so weit hergestellt war, daß er transportirt werden konnte, nahm sie ihn mit sich zurück nach Edinburg, wo sie am 31. Jan. 1567 ankamen. Der besseren Luft wegen wies sie ihm eine außerhalb der Stadt gelegene Wohnung an, welche dem Probst von St. Maria gehörte und die Feldkirche genannt wurde. Dort besuchte sie ihn täglich, gab ihm wiederholte Beweise ihrer Zuneigung und schlief oft in dem Gemach unter seinem Schlafzimmer. Am 9. Februar kam sie, wie gewöhnlich, mit zahlreichem Gefolge nach der Feldkirche, blieb bei ihrem Gemahl von Abends sechs bis gegen elf Uhr, küßte ihn beim Fortgehen und steckte ihm einen Ring an, den sie von ihrem Finger abstreifte. Dann kehrte sie bei Fackelschein in ihren Palast, nach Holyroodhouse, zurück, um zur Feier einer Hochzeit, welche zwei Personen ihres Hofstaates, Sebastiani und Margaretha Carwood, begiengen, einem Maskenball beizuwohnen. Bald nach Mitternacht, nach Beendigung des Balles, begab sie sich auf ihr Zimmer. Kaum war sie eingeschlafen, so wurde die ganze Stadt durch eine Explosion erschüttert. Die Feldkirche war in die Luft gesprengt, die Leichname des Königs und seines Pagen Taylor lagen im Garten, drei andere Männer und ein Knabe waren unter den Trümmern des Gebäudes begraben. An dem Leichnam des Königs fanden sich Spuren von vorheriger Erdrosselung. Es war gegen zwei Uhr Morgens am 10. Februar.

Die Königin war außer sich vor Schmerz und Entrüstung. Sie erklärte mehrmals, an den Urhebern dieses Verbrechens volle Rache zu nehmen, und erließ eine Proklamation, worin sie für die Anzeige und Ergreifung der Mörder Belohnungen an Geld und Ländereien verhieß. Ihr Zimmer wurde schwarz ausgeschlagen, das Tageslicht verbannt, in tiefer Finsterniß und Einsamkeit verharrend empfieng sie die wenigen Personen, denen es vergönnt war, ihr Beileid bezeigen zu dürfen. Doch nahm sie mit den Personen ihrer Umgebung keine Veränderung vor; Bothwell und die anderen Adeligen giengen ungestört aus und ein im Palast. Das Volk war empört über die That, noch mehr über die mangelnde Justiz. Jedermann bezeichnete Bothwell und seine Diener als die Mörder, im

tumultuarischen Geschrei auf der Straße, in nächtlich angeschlagenen Zetteln wurde er offen Königsmörder genannt. Darnley's Vater, Graf Lennox, klagte ihn förmlich an, das Parlament wurde berufen, der Tag der Prozeßverhandlung bestimmt. Aber immer noch ließ Maria Bothwell in seinen Würden und duldete, daß er sich mit bewaffneter Mannschaft umgab. Aus Furcht vor einem so drohenden Auftreten erschien Lennox nicht bei der Verhandlung, bat aber schriftlich vorher um Vertagung, damit er die nöthigen Beweise herbeischaffen könne. Darum war es den Verschworenen nicht zu thun. Am 13. April fand die Sitzung statt. Bothwell begab sich mit 200 Soldaten und 4000 Edelleuten nach dem Gerichtsgebäude. Maitland ritt neben ihm, Morton begleitete ihn als sein Beistand, der Graf von Argyle führte als erblicher Oberrichter von Schottland den Vorsitz. Die Bitte um Vertagung wurde verworfen, der Angeklagte freigesprochen. Dieser schlug sofort eine Schrift an, worin er seine Unschuld behauptete und sich zum Zweikampf mit jedem Schotten, Engländer oder Franzosen erbot, der ihn des Mordes bezichtigen würde. Zugleich unterzeichneten 24 Lords, von Bothwell hiezu gedrängt, eine Schrift, in welcher sie versicherten, daß sie von Bothwell's Unschuld überzeugt seien, ihm ihren Beistand gegen alle seine Feinde versprachen und sich verpflichteten, alles aufzubieten, daß die Königin ihn heirate.

Es war die Summe von Niederträchtigkeit und Gemeinheit. Denn kein anderer als Bothwell war der Mörder. Kaum hatte er bemerkt, daß die Königin zu Darnley sich wieder hingezogen fühle, so zauderte er keinen Augenblick, durch einen raschen Streich den Folgen einer solchen Liebe vorzubeugen. Er wolle verhindern, sagte er, daß Darnley den Schotten den Fuß auf den Nacken setze. Auf sein Veranstalten und unter seiner Leitung wurde das Pulver in den Keller der Feldkirche gebracht und die gräßliche That unter der Decke der Nacht an einem Wehrlosen ausgeübt. Diesen Hergang wußten die Richter so gut wie jene 24 Unterzeichner; aber theils billigte man die That, theils fürchtete man sich vor dem gewaltthätigen Mann. Als ob er schon auf dem Throne säße, that er bereits, was ihm gut dünkte, und sagte offen, daß er sich mit der Königin vermählen werde, sie möge wollen oder nicht, auch wenn alle Welt dagegen sei.

Welche Ansicht auch Maria Stuart von seiner Schuld oder Unschuld hatte, selbst wenn sie ihn — was übrigens unmöglich war — für ganz

unschuldig hielt: ihr Verhalten war ihr durch die Moralität und Sitte ebenso wie durch die Politik genau vorgeschrieben. Sie mußte mit allem Nachdruck darauf dringen, daß die Mörder ihres Gatten entdeckt und nach der ganzen Strenge des Gesetzes bestraft würden; Bothwell, von der öffentlichen Stimme als Thäter bezeichnet, mußte auf der Stelle vom Hofe verbannt, ein unparteiisches Gericht eingesetzt und dem Grafen Lennox Zeit und Mittel für seine Beweisführung gestattet werden; sogar wenn aus irgendwelchen Gründen Bothwell's Betheiligung nicht evident erwiesen werden konnte, mußte sie, der Ueberzeugung ihres Volkes, der Meinung Englands und Europa's Rechnung tragend, mit Bothwell jede Verbindung abbrechen, ihn wo möglich aus ihrem Reiche verbannen. Sie war dies nicht bloß anderen, sie war dies noch mehr sich selbst schuldig. Jedermann kannte ihre früheren Ehezwistigkeiten, jedermann kannte ihre Leidenschaft für Bothwell, jedermann war geneigt, bei dem leisesten Verdacht, den sie auf sich zog, sie der Mitwissenschaft anzuklagen, ihre Aussöhnung mit dem kranken Darnley für Heuchelei, ihre Abwesenheit während der Explosion für eine verabredete Sache anzusehen. Ihr guter Ruf, ihre Stellung als Königin, vielleicht auch die ihres Sohnes, ihre Ehre vor Mit- und Nachwelt stand auf dem Spiel. Königin oder Verbannte, frei oder gefangen, schuldlos oder Mörderin, trauernde Witwe oder treulose Verrätherin — sie durfte nur wählen, sie hatte ihr Sein oder Nichtsein in ihrer eigenen Hand. Elisabeth bat sie in einem Briefe dringend um ein kluges und gerechtes Verfahren, ihr Gesandter in Paris stellte ihr lebhaft die drohenden Gefahren vor Augen, Briefe ihrer Anhänger in England beschworen sie, nicht einen unüberlegten Schritt zu thun und sich dadurch aller Aussichten auf den englischen Thron zu berauben, ihre uneigennützigsten Freunde baten sie kniefällig, der Schmach zu entfliehen und sich und ihrem Sohne die Krone zu bewahren. Was that sie von all dem? Wenn sie es darauf angelegt hätte, vor aller Welt als schuldig dazustehen, sie hätte es nicht anders angreifen können. Wie durch eine dämonische Kraft zu Bothwell, der ihr die volle Herrschaft über ihr Land, Rache an den rebellischen Lords zu verschaffen versprach, hingezogen, blieb sie taub gegen alle Vorstellungen, blind gegen alle Gefahren. Sie hatte die Bitte ihres Schwiegervaters abgeschlagen, eine schamlose Gerichtskomödie aufführen lassen, auf dies hin den Mörder für unschuldig erklärt, und ihn beständig in ihrem Palaste, in ihrer Umgebung behalten. Niemand,

der nicht empört war über dieses Benehmen, niemand, dem diese Nachsicht nicht unbegreiflich erschien! Aber was war dies alles gegen die Nachricht, die kaum drei Monate nach Darnley's Ermordung eintraf, daß Maria Stuart sich in wenigen Tagen mit Bothwell vermählen werde!

Sie war am 24. April nach Stirling geritten, um ihren Sohn, den sie der Obhut des Grafen von Marr anvertraut hatte, zu besuchen. Auf dem Rückweg, eine halbe Meile von Edinburg, wurde sie von Bothwell, der 1000 Reiter mit sich führte, überfallen. An Widerstand war natürlich nicht zu denken, und so wurde sie nebst ihren wenigen Begleitern, worunter Maitland, Melville und Graf Huntley waren, gefangen genommen und auf das Schloß Dunbar gebracht. Huntley und Maitland wurden am folgenden Morgen entlassen, die Königin aber blieb noch zehn Tage in Haft und verließ das Schloß nicht eher, bis sie eingewilligt hatte, Bothwell's Gattin zu werden. Auf welche Weise er ihr diese Zusage abgerungen, ob er Gewalt oder andere Mittel angewandt hat, ist schlechterdings nicht mehr zu ermitteln. Sie selbst behauptete, daß sie vor ihrem Besuch zu Stirling ihm die Heirat entschieden abgeschlagen habe. Aber womit wollte sie dem mit Recht argwöhnischen Volke dies glaublich machen und den Schein von sich abwälzen, daß auch diese Entführung verabredet gewesen sei? Sie mußte es bis zur Neige fühlen, daß, wer sich einmal den finsteren Mächten ergibt, seine Willensfreiheit verliert und in ihrem vernichtenden Strudel untergehen muß. Am 3. Mai führte sie Bothwell aus dem Schloß zu Dunbar nach Edinburg, und hier verlangte sie von ihm Frist, um von dem König von Frankreich und dem Hause Guise die Einwilligung zu ihrer neuen Vermählung einzuholen. Eine solche Verzögerung schien Bothwell gefährlich, und er drang auf alsbaldige Erledigung der Sache. Die Scheidung von seiner Gattin, die er erst ein halbes Jahr vorher geheiratet hatte, wurde mit hastiger Eile vollzogen. Am 12. Mai führte Bothwell die Königin in den Gerichtssaal, wo sie ihm in Gegenwart der Richter die gewaltsame Entführung vergab und erklärte, er habe sie wieder in den vollen Genuß ihrer Freiheit gesetzt. Darauf ernannte sie ihn zum Herzog von Orkney und wurde am 15. Mai in ihrem Palast durch einen reformirten Geistlichen mit ihm getraut. Aber sie war von nun an nicht mehr Königin, sie war Gefangene. Die Zugänge zu ihrem Gemach waren mit Wachen besetzt, niemand durfte sie anders als in seiner Gegenwart sprechen, und mit rauhem Tone fuhr er

sie an, wenn sie etwas äußerte, was nicht seinen Wünschen entsprach. Unter Thränen aß sie ihr tägliches Brot.

Es sollte bald noch ganz anders kommen. Daß die Lords, welche sich mit Bothwell gegen Darnley verschworen hatten, gleich darauf gegen jenen konspiriren würden, war vorauszusehen. Sie sahen sein herrschsüchtiges, tyrannisches Benehmen, den Haß des Volkes gegen das verbrecherische Königspaar und traten schon am 11. Juni mit einer Proklamation auf, worin sie Bothwell beschuldigten, daß er Darnley ermordet, sich verrätherischerweise der Königin bemächtigt und sie zur Heirat gezwungen habe, und nun auch nach dem Besitz des Prinzen strebe, um ihn wie dessen Vater zu ermorden. Zugleich rüsteten sie ein Heer, Bothwell, der sich mit Maria gerade in Dunbar befand, zog ihnen mit seinen Leuten entgegen, in der Nähe von Edinburg trafen beide Heere zusammen und standen von Morgens bis neun Uhr Abends einander im Gesicht, ohne einen Angriff zu unternehmen. Die Königin bot den Lords volle Amnestie an unter der Bedingung, daß sie ihre Truppen entließen, diese verlangten von ihr, daß sie sich in ihre Reihen begeben und Bothwell der Strafe für seine Verbrechen überlassen solle. Zu einem Zweikampf, wozu sich der rauflustige Bothwell anbot, kam es nicht, sondern man vereinigte sich endlich dahin, daß Bothwell ungehindert abziehen, die Königin in ihre Hauptstadt zurückkehren und die verbündeten Lords ihr die einer Königin gebührende Achtung bezeigen sollten. Darauf gab sie dem Lord Kirkaldy die Hand, ließ sich von ihm zu dem Heere der Konföderirten führen, wo im Namen aller Morton knieend sprach: „Dies ist der Platz, gnädigste Frau, wohin Ihr gehöret, und wir wollen Euch ehren, dienen und gehorchen, wie je der Adel dieses Reiches einem Eurer Ahnen." Darauf gieng es nach Edinburg, von wo die Menge ihr entgegenströmte, Verwünschungen gegen sie ausstieß und vor ihren Augen ein Banner entfaltete, auf welchem der ermordete Darnley und ihr Sohn in knieender Stellung abgebildet war mit der Umschrift: „Räche mich, o Herr!" Nicht in ihren Palast, sondern in die Stadtvogtei wurde sie geführt, dort in einsamer Haft den ganzen Tag gehalten und am 16. Juni unter starker Bedeckung auf das Schloß von Lochlevin gebracht. Dort wurde ihr eine Schrift zum Unterschreiben vorgelegt, worin sie zu Gunsten ihres Sohnes der Krone entsagen, Murray während dessen Minderjährigkeit zum Regenten ernennen und für den Fall seines Todes gewisse Personen

als seine Nachfolger bezeichnen sollte. Ihr Kerkermeister, Lord Lindsay, warf die Schrift auf den Tisch und sagte, sie solle sogleich unterschreiben oder als Mörderin ihres Gatten sterben. Unter heftigen Thränen unterzeichnete sie ihren Namen. Fünf Tage darauf wurde ihr 13 Monate alter Sohn zum König gesalbt und gekrönt. Zwei Superintendenten und ein Bischof setzten ihm die Krone auf's Haupt, die anwesenden Lords berührten dieselbe zum Zeichen ihrer Beistimmung, Morton und Hume schwuren im Namen des neuen Königs Jakob VI., daß derselbe die in Schottland geltende Religion aufrecht erhalten und alle Feinde derselben bekämpfen werde. Murray, der, um es mit keiner Partei zu verderben, einstweilen nach Frankreich abgereist war, kam zurück, wurde am 22. August als Regent proklamirt und übernahm die längst ersehnte Würde.

Darnley war gerächt. Die Mine, welche seinen Leib in Stücke riß, riß auch den Thron, auf welchen Bothwell und Maria sich gesetzt hatten, auseinander, und unstet wie ein gehetztes Wild sah man beide über Felder und Meere irren. Bothwell, von den Seinigen verlassen, floh, als Herzog von Orkney, auf die nördlich von Schottland liegenden Orkneyinseln, führte dort eine Zeit lang ein abenteuerndes Leben, wurde von den schottischen Schiffen verfolgt und mußte froh sein, auf einem Boote nach Dänemark zu entkommen. Hier wurde er gefangen und starb nach zehnjähriger Kerkerhaft als Wahnsinniger. Nicht viel besser gieng es Maria. In den Thürmen von Lochlevin saß sie fast ein Jahr gefangen und bat vergebens um ihre Freilassung. Ihre Kerkermeisterin war Lady Douglas, ehemalige Geliebte ihres Vaters, die Mutter des Regenten. Der Sohn derselben, Georg Douglas, von Maria's Schönheit und ihrem Unglück ergriffen, arbeitete nebst ihrem Diener Beton an ihrer Befreiung. In der Früh des 25. März 1568 brachte er in Maria's Schlafgemach eine Wäscherin. Mit dieser wechselte sie die Kleider, nahm einen Pack Wäsche in die Hand und bestieg den bereitstehenden Kahn. Aber ihre schöne Hand verrieth sie. Sie wollte das Tuch, das um den unteren Theil ihres Gesichts gelegt war, mit ihrem Arm festhalten; da rief der Ruderer: „das ist nicht die Hand einer Wäscherin!“ Sie wurde erkannt und nach dem seeumschlungenen Lochlevin zurückgebracht.

Georg entfloh und überließ die Befreiung der Königin einem sechzehnjährigen Waisenknaben, welcher der kleine Douglas genannt wurde. Diesem gelang es, am Abend des 2. Mai, als Lady Douglas bei Tische saß, die Schlüssel zu entwenden. Schnell rief er der Königin und ihrer

Kammerfrau Kennedy, führte sie aus dem Schlosse, schloß das Thor hinter sich zu und warf die Schlüssel in den See. Der Kahn war schon in Bereitschaft, und sie fuhren an das jenseitige Ufer, wo Georg Douglas und Beton sie empfiengen. Am andern Tag kam sie auf dem Schloß Hamilton an und widerrief ihre Thronentsagung. Alle Royalisten und Katholischgesinnten und solche, welche Murray nicht über sich herrschen lassen wollten, scharten sich um die Königin. Aber auch Murray rüstete sich und führte geübtes Kriegsvolk gegen sie in's Feld. Von einer Anhöhe bei Langsyde am 13. Mai sah sie ihr Gefolge in unordentlicher Hast auf den Feind lossprengen und nach kurzem Gefecht ebenso eilig wieder zurückfliehen. Da ritt sie vom Schlachtfeld bis nach der Abtei Dundrennan, 60 Meilen weit. Am andern Tag gieng es weiter, und am Morgen des dritten Tages erklärte sie ihren Begleitern ihren Entschluß, bei ihrer guten Schwester, der Königin von England, Hilfe zu suchen. Was sie, die freilich an extremen Entschlüssen Gefallen fand, hiezu bewog, das mochte die Art und Weise sein, wie Elisabeth über ihre Gefangennehmung sich geäußert hatte. Dieselbe hatte sich in den stärksten Ausdrücken über die der Königin von Schottland zugefügte Beleidigung, die alle gekrönten Häupter treffe, beklagt, sie als die Folge von Knox' Lehre dargestellt und gedroht, die Rechte der verletzten fürstlichen Majestät an den schottischen Lords zu rächen. Diese Aufwallung war sicher eine aufrichtige, aber ebenso sicher war, daß Robert Cecil eine andere Meinung hierüber hegte. Hievon wohl unterrichtet, machten die Freunde der Maria ihr warnende Gegenvorstellungen, der Erzbischof von St. Andrews beschwor sie knieend, von ihrem Vorsatz abzustehen, aber leidenschaftlich, wie sie war, setzte sie auf diesen Plan eine Fülle von Hoffnungen und befahl Beton, Elisabeth einen Ring mit einem kostbaren Edelstein zu bringen, den diese ihr einst als Pfand ihrer Zuneigung und ihres Beistandes gegeben hatte. Am 16. Mai schiffte sie in einem Fischerkahne über die Solwaybucht, landete an der englischen Küste und begab sich nach Carlisle. Von hier aus schrieb sie einen Brief an Elisabeth, worin sie sie bat, sie besuchen zu dürfen, um sie über die wahre Lage der Dinge aufzuklären.

Sie erhielt zur Antwort, daß es sich für die jungfräuliche Königin von England nicht gezieme, eine des Mordes bezichtigte Frau zu sehen, bevor sich diese wegen jener Beschuldigung vor englischen Kommissarien gerechtfertigt habe. Maria war über dieses Ansinnen empört und erklärte,

daß sie als unabhängige Königin sich keinem Gericht unterwerfen könne und ein englisches in keinem Falle als unparteiisch anerkenne, da es unter dem Einfluß ihres bittersten Gegners, des Robert Cecil, stehe. Sie sei nach England gekommen, um, den Aeußerungen Elisabeth's trauend, sich von ihr Hilfe gegen ihre rebellischen Unterthanen zu erbitten. Wolle man ihr diese nicht gewähren, so solle man sie nach Schottland zurückkehren oder durch England nach Frankreich reisen lassen.

Die englischen Minister, welche diese Frage nicht vom Standpunkt des Rechts, sondern von dem des Staatsinteresses beurtheilten, waren für solche Anschauungen unzugänglich. Sie sahen in Maria Stuart nicht eine hilflose und Hilfe suchende Königin, über die zu richten und zu verfügen sie durchaus kein Recht hatten, sondern eine katholische Fürstin, welche ihre Erbansprüche auf die englische Krone nicht aufgeben, vielmehr, wo sie sich nur befinde, in Schottland oder in Frankreich, dieselben, durchzusetzen sich bemühen werde. Es wurde im englischen Ministerrath lebhaft darüber debattirt, was für die Sicherheit der Königin Elisabeth und des Reiches am meisten, was am wenigsten gefährlich sei. Man stand vor mehreren Möglichkeiten. Sollte man Maria nach Schottland zurückkehren, sollte man sie nach Frankreich abreisen lassen, oder sollte man ihr in England einen freien Aufenthalt gestatten? Die Minister waren der Ansicht, daß das eine so gefährlich sei wie das andere, und daß daher nichts übrig bleibe, als Maria in England zurückzubehalten und zwar als Gefangene. Die officielle Sprache lautete, man halte sie fest, um ihr Gelegenheit zu geben, sich von den gegen sie vorgebrachten Anschuldigungen zu reinigen, und werde, sobald dies geschehen sei, ihre Wiedereinsetzung in Schottland selbst betreiben. Aber Schottland war ja kein Filial von England, Maria keine Vasallin der Elisabeth, die Streitigkeiten der Schotten mit ihrer Königin waren ja nur von diesen selbst, nicht vor einem englischen Forum zu entscheiden. Diese Einwendungen mögen sich die englischen Minister selbst auch gemacht haben; aber so begründet sie ihnen auch erscheinen mochten, so wurden dieselben doch vollständig zurückgedrängt durch die einzige Erwägung, daß der Protestantismus und die Freiheit von England durch eine in Freiheit befindliche Maria Stuart stets bedroht sei. Und was im Laufe der nächsten Jahre geschah, war nur gar zu sehr geeignet, die Befürchtungen der Minister nicht als Phantome erscheinen zu lassen. Die schändlichen Mordscenen in der Bartholomäusnacht zu Paris, das blut-

dürftige Auftreten des Herzogs Alba in den Niederlanden, die Hinrichtung der Grafen Egmont und Horn in Brüssel, die Ermordung Wilhelm's von Oranien in Delft, alles dies zeigte den Ministern den Abgrund, welcher vor dem englischen Volke sich aufthun würde, falls, durch irgendwelche Eventualitäten begünstigt, die katholische, mit den französischen Guisen verwandte, mit Philipp von Spanien befreundete und jedenfalls nicht als Tugendspiegel zu preisende Maria Stuart den englischen Thron bestiege. Die Zeiten der Königin Maria, „der Katholischen", standen jedermann noch gar zu lebhaft im Gedächtniß. Waren die Minister in ihren Entschließungen einmal so weit, so durfte wenig mehr hinzukommen, und sie giengen noch einen Schritt weiter und sprachen von der Nothwendigkeit, Maria nicht bloß gefangen zu halten, sondern ganz unschädlich zu machen. Und dazu gibt es bekanntlich nur ein einziges ganz sicheres Mittel. So verwirrte sich die Frage über das Schicksal der Maria Stuart immer mehr. Eine friedliche Lösung schien ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Die Gegensätze spitzten sich so sehr zu, daß Sieg oder Vernichtung das allgemeine Losungswort wurde, daß der eine Theil nur dann Sieger zu sein glaubte, wenn der andere ganz vernichtet war, und daß keiner von beiden Theilen hinsichtlich der Mittel allzu spröde und wählerisch sich erwies. Protestantismus und Katholicismus rangen mit einander um die Herrschaft; die religiösen Prinzipien, welche das ganze 16. Jahrhundert erfüllten und beherrschten, schickten sich auf englischem Boden zu einem Entscheidungskampf an. Wer für Glaubensfreiheit war, schloß sich an Elisabeth an und wollte den Namen Maria Stuart's ausgelöscht sehen; wer am Katholicismus festhielt und auf die Sprache der Jesuiten hörte, der pflanzte die Stuart'sche Fahne auf und lief Sturm gegen die Regierung der Königin Elisabeth. Der Knoten war unauflöslich geschürzt. Nur das Schwert konnte ihn lösen. Die persönlichen Beziehungen der beiden Königinnen zu einander, die kirchlich-politischen Verhältnisse und Fragen, unter deren Herrschaft beide standen, entwickelten sich allmählich zu einer Schicksalstragödie ersten Ranges, bei welcher von sämtlichen Akteurs und Aktricen frei von Schuld auch nicht eine einzige Person sein sollte. Bei dieser Sachlage konnte es nicht fehlen, daß verschiedene Versuche zu Maria's Befreiung gemacht wurden. Sie war der größeren Sicherheit wegen von Carlisle auf das Schloß Bolton gebracht worden. Jene Gerichtskomödie in York, bei welcher Murray und einige andere Schotten als Kläger gegen sie auftraten, hatte zu nichts als zu gegenseitigen Be-

schuldigungen geführt. Von Bolton, in dessen Nähe sich viele Katholiken befanden, wurde sie nach Tutbury gebracht. Die Grafen von Northumberland und Westmoreland riefen alle Katholiken zu ihrer Befreiung auf; aber sie mußten nach Schottland fliehen. Papst Pius V. erklärte Elisabeth als die Beschirmerin aller Feinde des Katholicismus des Thrones verlustig und entband ihre Unterthanen des ihr geleisteten Eides. Aber diese Maßregel erwies sich als vollständig wirkungslos und hatte nur strengere Gesetze gegen die Katholiken Englands zur Folge. Den Herzog von Norfolk kostete das Bestreben, mit Hilfe Spaniens und des Papstes in den Besitz Maria's und ihrer Ansprüche zu kommen, den Kopf. Nicht glücklicher als die Bemühungen des Adels waren die jener Fanatiker, welche aus dem katholischen Seminar zu Rheims hervorgiengen, welches, wie das zu Douay, von Philipp II. und dem Kardinal Guise von Lothringen eigens zu dem Zwecke gegründet war, um junge katholische Engländer unter der Leitung von Jesuiten zum Kampf für die katholische Kirche aufzustacheln und mit den nöthigen Mitteln auszustatten. Die bedeutendste Unternehmung dieser Art ist die Verschwörung Babingtons und seiner Genossen, welche den Zweck hatte, Elisabeth zu ermorden und mit Hilfe eines aus den Niederlanden kommenden spanischen Heeres Maria Stuart auf den englischen Thron zu setzen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Maria von diesem Befreiungsversuch wußte, aber auch keinem, daß der Minister Walsingham unter den Verschwörern seine Spionen hatte, jene insgeheim aufstachelte, ihren Briefwechsel mit Maria durch seine Hand gehen ließ und, nachdem er selbst den Funken zur Flamme angeblasen hatte, die Verschwörer gefangen nahm, hinrichten ließ und auf dieses Attentat hin Maria den Prozeß machte. Diese befand sich damals in Chertsey unter der Aufsicht des puritanischen Paulet, der mit salbungsvoller Strenge sie als eine Kriminalgefangene, nicht als Königin behandelte. Auf einem Spaziergang führte er sie mit Gewalt nach Tixal und ließ sie erst nach dreiwöchiger einsamer Haft wieder nach Chertsey zurückkehren. Beim Eintritt in ihr Gemach sah sie, daß ihre Schränke erbrochen, ihre Papiere und Siegel weggenommen waren. Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie zu Paulet: „Zwei Dinge sind noch übrig, Sir, die Ihr mir nicht nehmen könnt: das königliche Blut, welches mir ein Recht auf die Thronfolge gibt, und die Treue, die mein Herz an die Religion meiner Väter knüpft.“

Aus den vornehmsten Staatsmännern und Rechtsgelehrten des Landes wurde eine Kommission ernannt, und am 24. Oktober 1586 kamen 36 Mitglieder derselben nach Fotheringhay, um Maria zu verhören und das Urtheil zu sprechen. Diese weigerte sich, die Autorität der Kommission anzuerkennen; denn sie sei eine unabhängige Fürstin und werde nie die schottische Krone dadurch beschimpfen, daß sie sich als Verbrecherin vor die Schranken eines englischen Gerichtshofs stelle. Auf die Einrede, daß man dann über sie als abwesend und widerspenstig urtheilen werde, verstand sie sich unter dem Vorbehalt, daß sie dabei nichts von dem Rechte einer freien Fürstin vergebe, zur Verantwortung. Die Anklage lautete dahin, daß sie sich mit Ausländern und Verräthern verschworen habe, um eine Invasion im Reiche zu veranlassen und um Elisabeth zu ermorden. Den ersten Punkt leugnete sie nicht ab. Anders war es mit der zweiten Klage, daß sie um ein Komplot gegen das Leben Elisabeth's gewußt habe. Als Beweise lag ein Brief Babingtons an Maria nebst ihrer Antwort und das Bekenntniß ihrer Sekretäre, Nau und Kurle, vor. Aber von den Briefen zeigte man nur Kopien, in welche man hineinschreiben konnte, was man wollte, und das Bekenntniß der Sekretäre war ohne Werth, zumal da man die von Maria verlangte Konfrontation nie zugab. Maria blieb dabei, daß sie von Babington's Brief nichts wisse, daß die ihr zugeschriebene Antwort wohl eigenmächtig von Nau oder gar von dem Minister Walsingham verfaßt worden sei. Von einer Ermordung Elisabeth's habe sie nie etwas gewußt, nie etwas gewollt. Dessen ungeachtet sprach die Kommission das Todesurtheil über sie aus, weil schon eine Invasion sich gar nicht denken lasse, ohne daß die Regierung und das Leben der Königin in Gefahr komme. Das Urtheil wurde am 29. Oktober vom Parlament bestätigt. In einer Petition wurde Elisabeth gebeten, an der Verbrecherin schnelle Gerechtigkeit zu üben. Sie fragte, ob sich denn kein anderes Mittel finden lasse, um ihr Leben gegen Gefahr zu sichern. Auf die Verneinung dieser Frage erwiderte sie in ihrer geschraubten, zweideutigen Manier: „Wenn ich sagte, daß ich Eure Bitte nicht zu bewilligen gedenke, so sagte ich bei meiner Treue vielleicht mehr, als ich im Sinne habe. Und wenn ich sagte, daß ich sie zu bewilligen gedenke, so sagte ich mehr, als euch zu wissen geziemt. So muß ich Euch denn eine Antwort geben, die keine Antwort ist.“

Am 22. November wurde Maria das Todesurtheil verkündigt, worauf sie nochmals betheuerte, daß sie sich gegen das Leben Elisabeth's nie ver-

schworen habe. Paulet erklärte nun die Verurtheilte für todt in den Augen des Gesetzes, somit auch nicht berechtigt zu den Abzeichen der königlichen Würde, ließ daher den Thronhimmel aus ihrem Gemach schaffen, setzte und bedeckte sich in ihrer Gegenwart.

Elisabeth zögerte zwei Monate mit der Unterschrift. Sah sie in der Begnadigung Maria's Gefahr für ihren Thron und für ihr Leben, so erblickte sie in der Vollstreckung des Urtheils Schmach und Abscheu. Denn das fühlte sie wohl, was die Welt, und nicht bloß die katholische, urtheilen werde, wenn es heiße, daß eine Königin von einer verwandten Königin auf das Schaffot geschickt worden sei. Die Verwendung Frankreichs und des Königs von Schottland wurde zurückgewiesen. Letzterer, der von Elisabeth ein Jahrgeld bezog und von seiner Mutter nur wußte, daß sie eine abgöttische, der Ermordung seines Vaters angeklagte Frau sei, schrieb an Elisabeth, wenn sie mit Zuziehung des Parlaments seine Mutter von der Thronfolge ausschließe, ihn zu ihrem Nachfolger erkläre und ihm jetzt schon in England huldigen lasse, so werde von seiner Mutter nichts mehr zu fürchten sein, und diese werde ihren sämtlichen Ansprüchen zu Gunsten ihres Sohnes entsagen. Elisabeth antwortete, eine Verurtheilte habe keine Rechte mehr abzutreten. Am liebsten wäre es ihr gewesen, wenn ihr jemand die Last abgenommen und auf seine Schultern geladen hätte. Paulet erhielt einen Wink, daß man von seinem Haß gegen die Katholiken und von seinem Diensteifer erwarte, daß er die Verurtheilte heimlich aus dem Wege räume. Er erwiderte, sein Leben und seine Habe ständen der Königin zu Diensten; nie aber werde er sein Gewissen so verletzen, noch einen solchen Schimpf auf seine Nachkommen laden, daß er Blut vergieße ohne Gesetz noch rechtsgiltigen Befehl. Elisabeth zürnte dem „eigensinnigen gezierten Bursch“. Die Entscheidung drängte. Es blieb ihr nichts anderes übrig, sie mußte für das, was geschehen sollte, selbst einstehen mit ihrer ganzen Persönlichkeit. Glaubte sie nur nach Maria's Tod Ruhe zu haben, so mußte sie auch die Verantwortung, die Entrüstung der Mitwelt, die Verdammung der Nachwelt über sich nehmen. Sie war in einer heftigen Aufregung; man hörte sie öfters die Worte vor sich hinsagen: aut fer aut feri, ne feriare feri (entweder dulde oder tödte; tödte, damit du nicht getödtet werdest). Da kam ein neues Komplot zur Anzeige, in das der französische Gesandte Aubespine verwickelt sein sollte. Es hieß, das Haus Guise habe einen Mann gedungen, der es über sich ge-

nommen habe, das Wohnzimmer Elisabeth's in die Luft zu sprengen. „Ich nähre die Schlange, die mich vergiftet", rief sie aus; „um sie zu retten, würden sie mir das Leben genommen haben; soll ich mich zur Beute für jeden Bösewicht hergeben?" In einem aufgeregten Augenblick, am 1. Februar 1587, ließ sie sich durch den Staatssekretär Davison den Hinrichtungsbefehl bringen und unterzeichnete ihn mit raschem Federzug. Zugleich befahl sie ihm, zum Kanzler zu gehen und das große Siegel darunter drücken zu lassen. Am andern Tag sagte sie ihm, er solle mit der Ausführung seines Auftrags noch warten. Davison antwortete, das Siegel sei schon darunter. Darauf tadelte sie ihn wegen seiner Eilfertigkeit, gab ihm aber keinen weiteren Befehl. Davison wurde unruhig, und übergab den Befehl dem Lord Burleigh. Dieser versammelte den Geheimen Rath, und es wurde am 4. Februar beschlossen, die Königin nicht ferner zu belästigen, die Verantwortung auf sich zu nehmen und den Befehl sogleich zu vollziehen. Die Grafen von Shrewsbury und Kent erhielten den Auftrag, das Urtheil zu vollstrecken und begaben sich sogleich nach Fotheringhay.

Am 7. Februar kamen sie dort an und kündigten Maria ihre Hinrichtung auf den folgenden Tag Morgens früh um acht Uhr an. Sie nahm die Nachricht ruhig, sogar freudig auf und bat als letzte Gunst, ihren noch im Hause befindlichen Almosenier Lepreau als geistlichen Beistand gebrauchen zu dürfen. Die Bitte wurde abgeschlagen, dagegen der Dechant von Peterborough ihr angeboten, dessen Anwesenheit sie sich jedoch verbat. Beim Abendessen aß sie wenig und trank auf die Gesundheit ihrer Diener, welche ihr knieend dankten und sie für etwaige Fehler um Verzeihung baten. Auch sie bat die Diener um Verzeihung, schrieb in der Nacht Briefe an ihren Beichtvater, ihren Vetter Guise und den König von Frankreich, betete lange mit ihren beiden Kammerfrauen und begab sich um vier Uhr zur Ruhe.

Am 8. Februar versammelte sich beim ersten Tagesschein ihre Dienerschaft um sie. Sie las ihnen ihr Testament vor, vertheilte ihr Geld und ihre Kleider unter sie und sagte ihnen Lebewohl, wobei sie die Frauen umarmte und den Männern die Hand zum Kusse reichte. Weinend folgten sie ihr in ihr Oratorium, wo sie gegenüber vom Altar Platz nahm; die andern knieten hinter ihr nieder und beteten. Vor acht Uhr wollte man sie holen lassen; sie antwortete, in einer halben Stunde werde sie bereit sein. Nach Verlauf dieser Zeit trat der Sheriff Andrews in das Ora-

torium, worauf Maria aufstand, das Krucifix vom Altar in die rechte, das Gebetbuch in die linke Hand nahm. Ihre Diener baten vergebens, ihr folgen zu dürfen; es wurde ihnen nicht gestattet; die Königin beruhigte sie und ertheilte ihnen, während sie knieten und ihr die Hände küßten, den Segen. Als sich die Thüre hinter Maria schloß, ertönte im Saal ein lautes Jammergeschrei. Sofort traten die Grafen und Paulet zu ihr, und an der Treppe fand sie ihren Haushofmeister Melville, dem seit mehreren Wochen der Zutritt zu ihr verboten worden war. Er fiel auf die Kniee und rief händeringend: „Ach, gnädigste Frau, wie unglücklich bin ich! War je ein Mensch auf Erden der Ueberbringer einer solchen Trauerbotschaft, wie ich sie zu überbringen habe, wenn ich erzähle, daß meine gute gnädige Königin und Frau in England enthauptet wurde?“ Maria tröstete ihn damit, daß er das Ende ihrer Leiden sehen werde. „Guter Melwille, lebe wohl!“ sagte sie endlich weinend und küßte ihn; „noch einmal, guter Melville, lebe wohl und bete für deine Königin!“

Zu den Grafen sich wendend bat sie, daß ihre Dienerschaft bei ihrem Tod zugegen sein dürfe. Der Graf von Kent schlug es ab, da dieselbe zu große Störung verursachen würde. Maria entgegnete: „Mylords, ich verbürge mich für sie; sie werden keinen Tadel verdienen. Gewiß wird Eure Gebieterin, da sie eine jungfräuliche Königin ist, um der Weiblichkeit willen gestatten, daß ich im letzten Augenblick einige meiner Frauen bei mir habe.“ Da sie keine Antwort bekam, fuhr sie fort: „Ich glaube, Ihr würdet mir weit größere Höflichkeit bezeigen, wenn ich einen geringeren Namen als den der Königin von Schottland trüge.“ Als alle schwiegen, fragte sie mit Heftigkeit: „Bin ich nicht die Base Eurer Königin, entsprungen aus dem königlichen Blute Heinrichs des Siebenten, eine verheiratete Königin von Frankreich und gesalbte Königin von Schottland?“ Endlich gaben die Grafen nach und gestatteten ihr, vier ihrer männlichen und zwei ihrer weiblichen Diener auszuwählen, worauf sie ihren Haushofmeister, ihren Arzt, Apotheker und Wundarzt und ihre Kammerfrauen Kennedy und Kurle bezeichnete.

Nun setzte sich der Zug in Bewegung. Voran giengen der Sheriff und seine Beamten, dann Paulet, Drury und die beiden Grafen, hierauf die Königin von Schottland, welcher Melville die Schleppe trug. Sie hatte zu ihrem letzten Gang ihre reichste Kleidung angelegt. Ihr Kopfputz war von feinem Linon mit Spitzen eingefaßt, ein Schleier von gleichem

Stoff war zurückgeschlagen und hieng bis auf den Boden. Ihr Mantel war von schwarzem, gedrucktem Atlas, mit schwarzem Taffet besetzt und mit Zobelpelz verbrämt, mit einer langen Schleppe und Aermeln, die bis auf den Boden hiengen. Die Knöpfe waren eichelförmig, von schwarzem Agat und mit Perlen eingefaßt, der Halskragen à l'italienne. Ihr Kleid war von schwarzem figurirtem Atlas; darunter hatte sie ein rückwärts offenes Mieder von karmesinrothem Atlas mit einem sammtnen Saum von derselben Farbe. Um den Hals trug sie eine Kette von Ambrakugeln, an der ein goldenes Kreuz befestigt war; am Gürtel hieng ein Rosenkranz.

Mit festem Schritt und heiterem Antlitz trat sie in die große Halle, in deren Mitte das Schaffot errichtet war, mit schwarzem Tuch bedeckt und von einem niedrigen Geländer umgeben. Gegen 200 Personen umstanden das Blutgerüste. Als sie dasselbe bestieg, reichte ihr Paulet die Hand zur Unterstützung. „Ich danke Euch, Sir," sprach Maria, „es ist die letzte Mühe, die ich Euch verursache, und der beste Dienst, den Ihr mir je erwiesen." Darauf setzte sie sich auf einen gepolsterten Stuhl; ihr zur Rechten standen die beiden Grafen, links der Sheriff und der Rechtssekretär Beal, vor ihr der in schwarzen Sammt gekleidete Scharfrichter des Towers und sein gleichfalls schwarz angezogener Gehilfe. Nachdem der Befehl zur Hinrichtung verlesen war, sprach sie mit lauter Stimme, daß sie unschuldig sei, aber allen ihren Feinden verzeihe. Der Dechant von Peterborough, Dr. Fletcher, unterbrach sie und sagte, daß die Königin, obwohl gezwungen, Gerechtigkeit an ihrem Leib zu üben, doch für ihr Seelenheil besorgt sei und ihn abgesandt habe, um sie von der Kirche, in welcher sie, wenn sie darin beharre, verdammt werden müsse, zur wahren Herde Christi zurückzuführen. Noch könne sie vor Gottes Augen Gnade finden, wenn sie ihre Verruchtheit bereue, die Gerechtigkeit ihrer Strafe erkenne und Elisabeth für die Gunst, die sie von ihr empfangen, danke. Maria bat ihn mehrmals, sich selbst und sie nicht zu belästigen. Aber er fuhr fort, bis der Graf von Shrewsbury ihm befahl zu beten. Maria hörte nicht auf sein Gebet, das eine Wiederholung seiner Predigt war, sondern betete still für sich oder sagte in lateinischer Sprache Stellen aus den Psalmen vor. Dann betete sie englisch für die bedrängte Kirche Christi, für ihren Sohn Jakob und für die Königin Elisabeth. Am Schluß hielt sie das Krucifix empor und rief: „So wie deine Arme, o Gott, ausgestreckt waren am Kreuze, so nimm auch mich auf in die Arme deiner

Barmherzigkeit und vergib mir meine Sünden!" — „Gnädige Frau!" sprach der Graf von Kent, „Ihr thätet besser, solche papistische Betrügereien wegzulassen und Christus im Herzen zu tragen." Darauf erwiderte sie: „Ich kann das Sinnbild seiner Leiden nicht in der Hand halten, ohne ihn zugleich im Herzen zu tragen."

Weinend fiengen ihre Frauen an, sie zu entkleiden. Die Henker, aus Furcht, die ihnen zukommenden Kleider zu verlieren, wollten auch theilnehmen. Maria machte Vorstellungen, fügte sich aber sogleich und bemerkte lächelnd gegen die Grafen, daß sie nicht gewohnt sei, sich durch solche Kammerdiener und vor einer so zahlreichen Gesellschaft entkleiden zu lassen. Als ihre Leute ihren bejammernswerthen Zustand sahen, weinten sie laut; aber Maria legte den Finger auf den Mund, befahl ihnen zu schweigen, segnete sie und bat um ihr Gebet. Dann setzte sie sich nieder, und Kennedy verband ihr die Augen mit einem goldgesäumten Tuche. Die Henker ergriffen sie bei den Armen und führten sie zum Block. Hier kniete die Königin nieder und sprach mehrmals mit fester Stimme: „In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist!" Laut schluchzten und jammerten ihre Diener. Das Haupt ruhte auf dem Block. Der Henker holte aus zum Streich. Sein Auge, seine Hand war verwirrt. Das Beil fuhr tief in den untern Theil des Schädels ein. Maria blieb regungslos. Erst auf den zweiten Streich ward ihr Haupt vom Rumpfe getrennt. Als der Henker es emporhielt, waren die Gesichtsmuskeln so krampfhaft verzerrt, daß man die Züge nicht erkannte. Er rief, wie dies üblich war: „Gott erhalte die Königin Elisabeth!" — „Mögen alle ihre Feinde so sterben"! fügte der zudringliche Dechant hinzu. — „Mögen alle Feinde des Evangeliums so sterben"! rief noch lauter der Graf von Kent. Sie starb in ihrem 45. Lebensjahre, im 19. ihrer Gefangenschaft.

Ihre Kleider und ihr Schmuck, welche dem Gebrauch gemäß dem Scharfrichter anheimfielen, wurden diesem gegen eine Geldentschädigung abgenommen. Die Blutflecken an ihren Kleidern wurden sogleich abgewaschen, die mit Blut besprengten Bretter verbrannt, damit keine Gelegenheit zu Aberglauben und Reliquienverehrung gegeben werde. Ihr Leichnam wurde noch am nämlichen Tag im Beisein Paulets und des Sheriffs durch einen Arzt aus Stamford und den Dorfchirurg von Fotheringhay einbalsamirt und in Blei gewickelt. So blieb er sechs Monate liegen. Maria hatte in ihrem letzten Brief an Elisabeth diese gebeten, ihren Leichnam

nach Frankreich führen und neben dem ihrer Mutter beisetzen zu lassen. Diese Bitte wurde nicht erfüllt, sondern der Leichnam wurde am ersten August in der Abteikirche zu Peterborough mit königlichem Pomp beigesetzt. Jetzt erst wurden Maria's Diener aus ihrer engen Haft in Fotheringhay entlassen. Der Leichnam Maria Stuart's blieb 25 Jahre lang zu Peterborough und wurde am 11. Oktober 1612 auf Jakob's Befehl in die Westminster-Abtei gebracht.

Als den Tag nach der Hinrichtung die Nachricht nach London kam, wurde 24 Stunden lang mit allen Glocken geläutet und Nachts Freudenfeuer vor den Häusern angezündet. Elisabeth, die sich bisher um den mit dem Siegel versehenen Befehl nicht gekümmert hatte, that ganz überrascht und bestürzt, als sie zufällig im Gespräch mit einer Hofdame das Ende ihrer Nebenbuhlerin erfuhr. Sie legte samt ihrem Hof Trauerkleider an und erklärte öffentlich, daß dies gegen ihr Wissen und Willen geschehen sei. Sie zog sich weinend in die Einsamkeit zurück, ließ keinen Minister vor sich, entsetzte sie ihres Amtes, nahm sie aber gleich darauf wieder zu Gnaden an. Nur Davison mußte büßen. Unter dem Vorgeben, daß er den Befehl eigenmächtig den Ministern gebracht habe, wurde er durch eine Geldstrafe von 10000 Pfund Sterling an den Bettelstab gebracht und mußte im Gefängniß bleiben, so lange Elisabeth lebte. Dem König von Schottland schrieb sie einen Trostbrief und versicherte ihn, daß sie nicht schuld an dem Tode seiner Mutter sei. So entrüstet er anfangs war, so ließ er sich doch durch die Aussicht auf den englischen Thron begütigen. Auch Maria's Schwager, König Heinrich III. von Frankreich, nahm seine Drohungen bald wieder zurück, und Elisabeth betheuerte seinem Gesandten Aubespine, „sie habe die Hinrichtung nie vollziehen wollen außer in dem Fall eines Aufruhrs oder eines feindlichen Einfalls; auch werde sie diesen Streich ihren Ministern nie vergessen; sie seien in ihrem Dienste ergraut, hätten es auch gut gemeint, sonst würde es ihnen den Kopf kosten."

Nur einer war unversöhnlich, Philipp von Spanien. Er war freilich noch durch ganz andere Dinge, durch die Unterstützung seiner aufrührerischen Unterthanen in den Niederlanden, durch die Wegnahme seiner Handelsschiffe, durch die Zerstörung seiner Flotte in dem Hafen von Cadiz, gegen Elisabeth aufgebracht. Aber die unüberwindliche Armada, welche für all diese Beleidigungen Rache nehmen sollte, gieng durch die Tapfer-

keit der englischen Seemänner Howard und Franz Drake und durch Seestürme großentheils im Kanal zu Grund. Elisabeth's Regierung stand fester als je. Aus einem Staate zweiten Rangs machte sie ihr Land den ersten Staaten Europa's gleich. Ihre letzten Jahre waren nicht ungetrübt. Ihr Liebling, Graf Essex, der Stiefsohn ihres verstorbenen Leicester, wegen schlechter Führung seiner irischen Statthalterschaft in kurzer Haft gehalten, erhob sich gegen sie in jugendlichem Trotz, nannte sie ein altes Weib, deren Geist so krumm sei wie ihr Rückgrat, und pflanzte die Fahne des Aufruhrs auf. Er wurde gefangen und nebst vier Mitschuldigen hingerichtet (1601). Bald bereute sie die Bestätigung des Todesurtheils und wurde des Lebens überdrüssig. Im März des Jahres 1603 erkrankte sie, verschmähte jede Arznei, brachte Tage und Nächte auf dem mit Kissen belegten Fußboden zu und mußte endlich mit Gewalt zu Bett gebracht werden. Ihre Minister standen vor ihrem Lager, der Großadmiral Howard, jetzt Graf Nottingham, wagte es, ihr von der Thronfolge zu sprechen. Da fuhr sie auf und rief: „Ich will keinen Lump zu meinem Nachfolger; wer dürfte mir folgen als ein König?“ Robert Cecil bat sie in Betreff des „Lump“ um eine deutlichere Antwort. Sie erwiderte: „Mein Nachfolger muß ein König sein, und wer könnte das sein als unser Vetter von Schottland? Aber laßt mich in Ruhe!“ Am folgenden Tag, den 24. März 1603 war die „jungfräuliche“ Königin von England todt. Sie stand im siebzigsten Lebensjahre. Maria Stuart's einziger Sohn, König Jakob von Schottland, bestieg nun den Thron von England und Irland, und damit war die Vereinigung und Einheit der drei Reiche angebahnt. Die große Tragödie, welche in ihrem Schlußakt eine enthauptete Königin gezeigt hatte, fand in dieser Thronfolge ein versöhnendes Nachspiel. Was der katholischen Mutter nicht gewährt werden konnte, dem protestantischen Sohne fiel es wie ein Geschenk des Himmels zu. Aber weder er noch sein Sohn und seine Enkel konnten vergessen, daß sie Stuart's waren. So konnten sie ihrem Verhängniß nicht entgehen.

Katharina von Medici.

Katharina von Medici.

„Laßt uns keine Zeit verlieren! Man muß die Stunde des Zeichens vorrücken; die Sturmglocke muß ertönen, sobald die Uhr zwölf schlägt." So sprach die Königin-Witwe, Katharina von Medici, als sie das unruhige, schwankende Wesen ihres Sohnes bemerkte. „So lauft denn," rief dieser, „nach St. Germain! Ich muß des Zustandes los sein, in welchem ich mich befinde. Ist es nicht die Sache Gottes, der wir dienen?"

Es ist die Nacht vom 23. auf den 24. August 1572. Stilles Dunkel liegt auf den Straßen von Paris; aber tausend Mordaugen glühen katzenartig durch das Dickicht der Nacht.

In der Vorhalle des Louvre sieht man drei Personen. Es läßt ihnen in ihren Zimmern keine Ruhe; sie müssen hinaus in die stärkende, frische Luft, und da stehen sie nun voll gespannter Erwartung. Das Auge irrt unstet in dem Dunkel der Nacht herum, das Ohr meint jeden Augenblick irgend etwas außerordentliches zu hören. Sie wagen kaum zu athmen; so ängstlich lauschend stehen die königlichen Verschwörer da. Man sieht König Karl IX. von Frankreich deutlich an, wie das böse Gewissen ihn schüttelt, wie er noch in der letzten Minute einige schüchterne Versuche macht, die Gewalten der Hölle niederzuringen. Umsonst! denn neben ihm steht der Versucher in höchst eigener Person, seine Mutter Katharina von Medici. In ihrem olivenfarbigen Gesicht sah man keine Spur von Reue und Entsetzen, in diesen vorliegenden Augen nichts von Angst. Mit derjenigen Erwartung, mit welcher andere Menschenkinder dem Aufziehen des Theatervorhangs entgegensehen, blickte die königliche Italienerin in diese unheimliche Bartholomäusnacht hinaus. Es sollte ja heute ihr eigenes Stück aufgeführt werden; man durfte ihr also wohl zuweilen ein freudiges Lächeln zu gut halten. Ihr zweiter Sohn, Prinz Heinrich von Anjou, der links von ihr stand, sympathisirte völlig mit ihr. Er war ihr Liebling

und, kaum dem Knabenalter entwachsen, der Vertraute ihrer schlimmsten Geheimnisse.

Da ertönte plötzlich von dem Thurm der gegenüberliegenden Kirche von St. Germain-l'Auxerrois die Sturmglocke. Dies war das verabredete Zeichen. Zugleich fiel ein Pistolenschuß ganz in der Nähe. Die ganze Verantwortlichkeit eines Gemetzels, das, einmal entfesselt, unberechenbare Dimensionen annehmen konnte, fiel mit ihrer vernichtenden Schwere auf die Seele König Karl's. Starr und blaß wie ein Marmorbild ward er bei den ersten Klängen der Glocke von St. Germain. Dann raffte er sich auf und schickte, wie eine Angabe lautet, einen Officier an den Herzog Heinrich von Guise, mit dem Befehl, nichts gegen den Admiral Coligny zu unternehmen. Es war zu spät. Der Officier kam zurück und meldete, der Herzog habe seinen Auftrag bereits vollzogen. König Karl, immer von einem Extrem zum andern überspringend, der Spielball seiner Umgebung, ohne Festigkeit, ohne Halt, ein moralischer Kautschukmann, war nun mit diesem Ausgang, den er so eben noch beklagenswerth fand, auch zufrieden und rief aus: „Nun, so gehe alles seinen Gang!"

Erst nach dem Tode ihres Gatten, des Königs Heinrich II., hatte Katharina ihre innerste Natur enthüllt. Die Tochter des Lorenzo di Medici von Florenz, an welchen Macchiavelli sein berühmtes Buch „Il Principe" gerichtet hat, besaß, trotzdem daß sie für sehr liebenswürdig, geistreich und angenehm galt, doch nicht das Herz ihres Gemahls. Ein anderes, ebenso schlaues Weib, Diana von Poitiers, hielt, obgleich sie fast zwanzig Jahre älter als der König war, durch ihre wundervolle Schönheit und Anmuth den König bis an sein Ende in ihrem Zauberkreise. Schwer empfand diese Zurücksetzung, die Fernhaltung von allen Staatsgeschäften eine Frau, die einen ganzen Krater von Herrschsucht in sich barg. Aber sie besaß Selbstbeherrschung genug, einen Ausbruch so lange zurückzuhalten, bis der Erfolg für sie war. Sie wartete ihre Zeit ab und vertrieb sich einstweilen die Langeweile mit Erfindung und Veranstaltung neuer Festlichkeiten. Bald in lustigen Tänzen und glänzenden Aufzügen schwelgend, bald durch das Dickicht der Wälder, über Stock und Stein als kühne Reiterin das Wild verfolgend, dann wieder den Genüssen der Tafel mit der Lust eines Weltmann's sich hingebend, schien sie ihre italienische Natur vergessen zu wollen. Sie gieng sogar soweit, daß sie ihrer siegreichen Nebenbuhlerin den Hof machte und das, was sie als Königin zu verlangen

das Recht hatte, sich als Geschenk, als Gunstbezeigung von jener anbieten ließ. Eine solche Demuth war unerhört; sie ließ in einen tiefen Abgrund von Verstellung blicken.

König Heinrich kannte diese Seite, und als ihm jemand, wahrscheinlich in ihrem Auftrag, den Rath gab, seine kluge Gemahlin von den Regierungsangelegenheiten nicht so gänzlich auszuschließen, erwiderte er: „Ihr kennt den Charakter der Königin nicht. Sie verwirrt die ganze Welt und würde alles Gute verderben, wenn sie an der Staatsverwaltung theilnehmen dürfte.“ Heinrich verstand sich zwar samt seiner Diana auch auf's Verderben, aber die Folgezeit hat ihm doch insofern Recht gegeben, als sie zeigte, daß Katharina beide noch bei weitem übertraf. Ein Turnier machte dieser Ehequal ein Ende. Die Lanze des Grafen Montgomery brach an dem Harnisch des Königs, sein Visier hatte sich bei dem Zusammenstoß gehoben, und ein Splitter der Lanze fuhr dem König in's Auge. Nach wenigen Tagen starb er. Sein sechzehnjähriger Sohn Franz II., Gemahl der Maria Stuart, folgte ihm, stand aber mehr unter dem Einfluß der allmächtigen Guisen, als unter dem seiner Mutter. Dies dauerte nicht lange. Nach anderthalb Jahren starb Franz, und da er keine Kinder hinterließ, war sein zehnjähriger Bruder Karl Thronfolger. Man schrieb damals 1560. Eine Regentschaft war nicht zu umgehen. Die 44jährige Katharina, die nach und nach eine wohlbeleibte Schönheit geworden war, griff mit brennender Begierde darnach. Ihre Zeit war angebrochen.

Sowohl während der Minderjährigkeit Karl's als später führte Katharina fast ausschließlich die Zügel der Regierung. Ihr Sohn wagte nicht, ihrer Vormundschaft sich zu entziehen, und als Coligny ihn zu einem solchen Schritt veranlassen, ihn auf die Bahn der Entschlossenheit, der Ehre und des Ruhms führen wollte, ließ sie die Bartholomäusnacht gegen ihn aufführen. Denn herrschen wollte sie. Sie duldete mit der ganzen Eifersucht einer Südländerin in der Befriedigung gerade dieser Leidenschaft, ihrer höchsten und verzehrendsten, schlechterdings keinen Nebenbuhler. Das Herz ihres Gatten konnte sie einer Diana von Poitiers überlassen; war ja ihr eigenes Herz nicht allzusehr dabei betheiligt; die Beherrschung ihres Sohnes aber und damit die Beherrschung Frankreichs einem andern abzutreten, schien ihr einer Selbstvernichtung gleich zu sein. Nicht als ob sie so viel staatsmännisches Talent besessen, die Kraft und den Willen in sich gefühlt hätte, durch ein kluges und wohlwollendes Regiment ihr

Volk zu einer seltenen Höhe des Wohlstands, der Bildung und des inneren Glücks zu führen! Von all' dem nichts! Nur um ihre eigene Person, um die Durchführung ihres elenden Intriguenspiels, um die Durchsetzung ihres Eigensinns handelte es sich bei dem Gang dieser französischen Staatsmaschine; alles andere war Nebensache.

Es war keine Kleinigkeit, einer Königin von so ausgeprägter Herrschsucht in den Weg zu treten. Denn sie kämpfte mit Waffen, denen nicht jeder gewachsen war, und die nicht jeder führen wollte. Macchiavelli's Fürstenbuch schien ihr ebenso passend für die Tochter als für den Vater geschrieben zu sein. Sie hat die schändlichsten Religionskriege in Frankreich veranlaßt, ohne für Religion auch nur das geringste Verständniß zu haben. Auch hier lag der Angelpunkt nicht in dem konfessionellen Bekenntniß, sondern in jenem Absolutismus, der nur Sklaven vor sich sehen wollte. Moralische Bedenken hatten in ihrem Herzen keinen Raum; ein Mord galt ihr so viel als nichts; denn sie hielt jedes Mittel für erlaubt, das ihr die Behauptung ihrer Gewalt sicherte. Es gab kaum eine auffallende Gewaltthat, bei der nicht der erste Verdacht auf Katharina fiel. In der Verstellung war sie Virtuosin, in der Treulosigkeit stand sie nicht leicht irgend jemand nach. Während sie von Worten der Versöhnung überfloß und voll liebenswürdiger Aufmerksamkeit war, hatte sie das Gift oder den Dolch schon in Bereitschaft. Rasch schloß sie, wenn sie in's Gedränge kam, Frieden, um schon im nächsten Augenblick auf neuen Bürgerkrieg zu sinnen und die beschworenen Traktate in den Flammen der zerstörten Städte zu vernichten. Wo mit Gewalt nichts auszurichten war, da ließ sie die allerfeinsten Federn springen.

Bei den Verhältnissen, wie sie damals in Frankreich stattfanden, gab es für ein intriguantes, herrschsüchtiges Weib vollauf zu thun. Die große Macht des Volkes war bis zu den obersten Ständen hinauf in Unwissenheit, Bigotterie, Frivolität und Roheit versunken. An seiner Spitze, durch Bildung wenig emporragend, stand die Partei der Guisen, welche für die Einheit des katholischen Glaubens zu streiten vorgab, während sie nur für ihre eigene Herrschaft sorgte und selbst den Thron nicht zu hoch für sich fand. Auf der anderen Seite standen die Hugenotten mit ihren kalvinistischen Freiheitsgedanken, gute Unterthanen, so lange man sie gut reformirte Christen sein ließ. Zwischen diesen spitzen Klippen hindurch zu schiffen, ohne sich selbst und anderen zu wehe zu thun, erforderte immerhin

eine gewandte Hand. Katharina hat es nicht einmal versucht. Ihre ganze Staatskunst bestand darin, daß sie eine Partei gegen die andere aufhetzte, um die eine durch die andere zu schwächen, zu vernichten und als Gebieterin, wenn auch auf einem Kirchhof, dazustehen. In drei Religionskriegen hatte sich das französische Volk schon zerfleischt; der letzte war 1570 durch den Frieden von St. Germain beendigt worden. Die Hugenotten erhielten darin vollständige Amnestie, Wiedereinsetzung in ihre Güter, Religionsfreiheit, Zulassung zu Staatsämtern und als Sicherheitsplätze vier wichtige Festungen, darunter das bedeutende La Rochelle. Dies war mehr, als sie erwarten konnten; denn sie hatten soeben eine große Schlacht verloren. Freilich bis zur Unterwerfung oder gar Vernichtung der Hugenotten konnten es die königlichen Truppen, obgleich sie im Feld meist Sieger waren, nicht bringen. Dazu war denn doch die Kraft und Entschlossenheit des Gegners zu groß, seine Leitung durch den trefflichen Coligny zu gut.

Es gab daher manche, welche diesen freigebig gespendeten Friedensbedingungen nichts gutes zutrauten und überzeugt waren, daß Katharina nur deßwegen ihre Einwilligung dazu gegeben habe, weil es leichter sei, die Protestanten in der Sicherheit des Friedens zu überwältigen als mit kriegerischer Gewalt. Man wird kaum irren, wenn man Katharina solche Gedanken zuschreibt; dabei braucht man noch nicht an einen bestimmten Plan zu denken, den sie schon damals gefaßt habe. Sie überließ dies wohl am besten den Zeitverhältnissen. Wenn diese ihr eine passende Gelegenheit darboten, so war sie ja verschlagen und treulos genug, um dieselbe reichlich auszubeuten. Anders war es mit dem Könige, ihrem Sohn. Er war des straffen Gängelbandes, in welchem seine Mutter ihn hielt, überdrüssig, auf seinen Bruder Heinrich von Anjou, welcher als Oberbefehlshaber sich Lorbeeren erwarb, eifersüchtig und sehnte sich daher, wie es scheint, aufrichtig nach Frieden und nach Versöhnung der Parteien. Dabei mochte ihm der Gedanke vorschweben, daß ein auswärtiger Krieg seiner Krone und seinem Reiche den verlorenen Kredit unter den fremden Mächten wieder verschaffen werde, und dazu boten die Verhältnisse in den spanischen Niederlanden, wo eben damals Alba hauste, einen erwünschten Anlaß. Besser die vereinten Kräfte des Reiches zu einer glänzenden Waffenthat im nachbarlichen Gebiet zu verwenden, als sie durch fortdauernde Zwietracht zu schwächen und sich selbst sowohl im Innern als nach Außen um alles Ansehen zu bringen!

Hastig wie er war, wünschte er die Versöhnung durch eine Zusammenkunft mit den Häuptern der Hugenotten zu besiegeln und machte denselben den Antrag, daß er seine jüngste Schwester, Margaretha von Valois, mit dem Bourbon Heinrich von Navarra vermählen wolle. Zwei so feindselige Geschlechter, wie die Valois und Bourbon's, durch eine Heirat zusammenzuketten, war ja im Lauf der Zeiten schon mehr als einmal mit mehr oder weniger Glück versucht worden, und nachdem man sich mehr als ein Jahrzehnt mit Krieg und Meuchelmord abgemüht, konnte man es auch einmal mit einem Myrtenkranz probiren. Von den verschiedenen Personen, welche dabei betheiligt waren, machte sich freilich jede ihre besonderen Plane. Margaretha war am wenigsten mit der Sache einverstanden. Die schöne und kräftige Jünglingsgestalt des Herzogs Heinrich von Guise hatte Eindruck auf sie gemacht, und bei den leichtfertigen Sitten des Hofes hatte es nichts auffallendes, wenn sie ihm ihre Neigung mit ziemlicher Vertraulichkeit zu verstehen gab. Der König war wüthend, als er erfuhr, was der wahre Grund der Bedenklichkeiten seiner Schwester sei; denn er hielt das Haus der Guisen nicht für hoch genug, um eine Königstochter heimzuführen. Er trug sich daher mit dem Gedanken, Heinrich von Guise auf der Jagd ermorden zu lassen, welchem allzu radikalen Anschlag dieser dadurch entgieng, daß er sich schnell mit der Prinzessin von Porcien verheiratete. Margaretha's Trotzköpfchen war nun bald besiegt.

Daß Katharina sich mit dem Plane befreundete, hat nichts befremdendes. Sie hoffte, durch die Liebenswürdigkeit ihrer Tochter und durch die Freuden des Hoflebens den liebenswürdigen Jüngling für sich zu gewinnen und durch ihn, der die Hoffnung der Hugenotten war, diese selbst zu größerer Unterwürfigkeit zu bringen. Gelang ihr dies, so war es ihr angenehm, der Hilfe der zudringlichen Guisen nicht mehr bedürftig zu sein. Waren auf dieser Seite die Wege für dieses Projekt geebnet, so empfahl sich dasselbe auch aus verschiedenen Gründen den Hugenotten. Zwar empfand die Königin Johanna von Navarra, wenn sie an die Verstellungskunst der Katharina, an die ihr zur Gewohnheit gewordene Lust zu intriguiren und zu massacriren, an den unversöhnlichen Haß der Guisen dachte, keinen geringen Schauder, und es wollte ihr dabei gar nicht hochzeitlich zu Muthe werden. Doch mußten sie und ihre Anhänger sich sagen, daß ihre Sache eine ganz andere werden könnte, wenn Johanna's Sohn seine Stellung als Schwager des Königs in die Wagschale werfen würde.

Von ungeheurem Gewicht in dieser Frage war die Stimme Coligny's. Er war damals unstreitig der hervorragendste Mann unter den Hugenotten, ihr eigentlicher Führer, Kopf und Arm dieser Partei, Johanna's vorzüglichster Rathgeber. Kalvinist durch und durch, hatte er in seinem Schlosse Chatillon ein streng protestantisches Hauswesen eingerichtet, wo er selbst das Morgengebet hielt und zur bestimmten Stunde all seine Hausgenossen zur Predigt und zum Psalmengesang versammelte. Mit der nämlichen Strenge verfuhr er unter seinen Truppen. Die innere Organisation des Heeres und die Straffheit der Mannszucht ließ nichts zu wünschen übrig. Sein kriegerisches Auftreten gegen den König, von dem er nie ohne die loyalste Ehrerbietung sprach, vertheidigte er damit, daß er fest bei dem Satze bliebe, er schlage sich nicht mit König Karl, sondern nur mit einer Faktion, die den königlichen Namen mißbrauche. Seine Gemahlin, Charlotte de Laval, zeigte sich noch entschlossener als er selbst. Wie er sie fragte, ob sie Seelenstärke genug besitze, um Gefahren aller Art, Verbannung, Tod, den Ruin ihrer Kinder auszuhalten, erwiderte sie ihm, „er müsse sich lossagen von der Klugheit dieser Welt; ihm habe Gott die Wissenschaft eines Kapitäns verliehen, und er sei schuldig, sie anzuwenden; wenn er diese Pflicht nicht erfülle, so werde sie einst vor dem Richterstuhl Gottes gegen ihn zeugen". Ein solcher Mann war ganz zum politischen und militärischen Parteihaupt geschaffen. Doch hat er im Feld mehr Niederlagen als Siege davongetragen. Aber er gehörte zu jenen kräftigen, glaubensvollen, nachhaltigen Naturen, welche durch kein Unglück zu beugen sind, ihre Sache nie, auch frisch vom Schlachtfeld weg, verloren geben, bei jedem Verlust auch gleich wieder Mittel für dessen Ersatz ausfindig machen. Kaum lag er zu Boden, so sah man ihn um so fester wieder auf den Füßen. Wie die Gegenpartei von Philipp II. von Spanien und dem Papst moralische und materielle Unterstützung erhielt, so stand Coligny mit allen protestantischen Häuptern in Europa, mit Elisabeth von England, mit Wilhelm von Oranien, mit den deutschen Fürsten in Verbindung.

Er besann sich lange, bis er den Einladungen des Hofes folgte und seine sichere Veste La Rochelle, wo sich auch die Königin Johanna aufhielt, verließ. Als ihm aber sein Schwiegersohn Teligny und der für die niederländische Freiheit begeisterte und rastlos wirkende Graf Ludwig von Nassau vorstellten, daß Hand in Hand mit diesem Heiratsprojekt eine Wen-

dung der französischen Politik sich vorbereite, daß der König, welcher sich dem herrischen Einfluß seiner Mutter und seines Bruders zu entziehen wünsche, mit Philipp von Spanien vollständig brechen, der Sache der Niederländer sich annehmen und ein französisches Heer unter Coligny in Belgien einmarschiren lassen wolle, erwachten in diesem die kühnsten Plane. Wie anders mußte sich die Lage Frankreichs gestalten, wenn König Karl, statt die freiheitsmörderischen Ideen der Guisen zu verwirklichen, im Bund mit den Hugenotten für ein großes Princip in die Schranken trat! Wie anders war auch die Laufbahn Coligny's, wenn er, dem die Greuel der Bürgerkriege so sehr zum Abscheu wurden, als Feldherr des Königs die französische Armee anführte! Und war es denn so ganz unmöglich, den König der Bevormundung seiner Mutter und den Rathschlägen der Guisen zu entziehen? Wenn er wirklich so lenksam war, wie man sagte, war es denn nicht denkbar, daß er, überwältigt von der Autorität eines Coligny, sich dessen Entwürfen, dessen Leitung hingab? Die meisten Freunde des Admirals riethen ihm dringend ab, sich an den Hof zu begeben; aber aus Patriotismus beharrte er auf seinem Willen und hoffte großes von diesem Schritt.

Unter einer Bedeckung von fünfzig Edelleuten kam Coligny, nachdem seine Feinde grollend den Hof verlassen hatten, im September 1571 nach Blois, wo sich der König damals befand. Dieser hob Coligny, welcher sich auf ein Knie vor ihm niedergelassen hatte, mit Rührung auf, zog ihn an seine Brust und sagte: „Nun habe ich Sie, mein Vater! Sie sollen uns nicht mehr entwischen, wenn Sie auch wollen. Das ist der glücklichste Tag meines Lebens.“ Bedeutungsvolle und höchst zweideutige Worte! Uebrigens ließ sich alles auf's beste an. Der König gab Coligny seine Stelle im Staatsrath wieder, machte ihm zur Entschädigung für seine Verluste ein Geschenk von 100000 Livres und überließ ihm ein Jahr lang die ansehnlichen Einkünfte seines kürzlich verstorbenen Bruders, des Kardinals von Chatillon. So bedeutend war der Eindruck, welchen Coligny auf den König machte, daß er seine bisherigen Rathgeber ganz bei Seite setzte und bis in die tiefe Nacht in einsamem Zwiegespräch mit ihm zusammensaß. Mit Elisabeth von England, der gefürchteten Ketzerin, welcher Karl gerne einen seiner jüngeren Brüder angetraut hätte, kam ein Vertrag zu Stande, mit den protestantischen Fürsten Deutschlands wurden Unterhandlungen angeknüpft, in ihren Ländern Leute geworben, ein Frei-

scharenzug nach Belgien unternommen, Seerüstungen angeordnet, um auch das spanische Amerika zu beunruhigen.

Bei dieser Wendung, welche die französische Politik zu nehmen schien, gab sich Coligny alle Mühe, durch seine Berichte und Ermahnungen die Königin Johanna in die nämlichen Friedensgedanken einzuwiegen. Gegen den Herbst reiste er wieder nach Chatillon, blieb aber mit dem König in beständigem Briefwechsel, dessen Gegenstand hauptsächlich der niederländische Krieg war. Im folgenden Jahre, im März 1572, kam Johanna nach Blois und unterzeichnete den Ehevertrag. Sie wurde mit ausgezeichneter Höflichkeit empfangen; der König nannte sie seine liebe Tante, sein Alles, seine Geliebteste und erwies ihr fast kindliche Ehrfurcht. Ihre künftige Schwiegertochter, Margaretha, fand sie wirklich so schön, so geistreich, so gebildet, so liebenswürdig, wie man sie ihr geschildert hatte, aber von großer Leichtfertigkeit, denn sie sei in der schlechtesten, verdorbensten Gesellschaft aufgewachsen, die es jemals gegeben habe. Darum schrieb sie ihrem Sohne, daß er nach vollzogener Vermählung nicht länger an diesem verpesteten Hofe bleiben, sondern auf seine Güter zurückkehren solle. Am meisten fühlte sie sich von Katharina abgestoßen. Diese zwei Schwiegermütter waren, wie das so häufig geht, zwei zu verschiedene Naturen und konnten nicht in derselben Bahn wandeln. Johanna verband mit sanfter, zarter Weiblichkeit einen starken, männlichen Geist, eine gediegene Bildung, Scharfsinn in Beurtheilung und einen religiösen Sinn. Wie erbärmlich nahm sich neben diesem edlen Frauenbild die leidenschaftliche Italienerin mit ihrem beißenden Spott, mit ihrer kalten Frivolität, mit ihrem kleinlichen Intriguensystem aus!

Daß die Hochzeitfeier in Paris stattfinden sollte, dessen Einwohner dem Hause Navarra so feindselig waren, konnte ihr nicht gefallen, und nur mit Widerstreben fügte sie sich darein, als der König unter Betheurungen und Flüchen, worin er eine große Meisterschaft besaß, versicherte, daß nichts zu besorgen sei. Doch setzte sie es durch, daß in Bezug auf die kirchliche Ceremonie eine Vermittlung der beiden Kulte angeordnet wurde. Die Weigerung des Papstes, die von ihm geforderte Dispensation zu ertheilen, brachte den König sehr auf, und beruhigend sagte er hierüber zu Johanna: „Seid versichert, liebe Tante, die Heirat wird vollzogen werden; denn ich verehre Euch mehr als den Papst. Zwar bin ich kein Hugenott, aber ich bin auch kein Narr, und wenn der Papst sich zu un-

vernünftig benimmt, so werde ich selbst Margot an die Hand nehmen und zur Trauung in voller Predigt führen."

Um die nöthigen Anstalten zur Vermählung zu treffen, um Schmuck und Kleinodien einzukaufen, begab sich Johanna, wenngleich mit großem Widerwillen, von Blois nach Paris. Vieles verwundete dort ihr Herz. Als sie von einem Einkauf zurückkam, bekam sie plötzlich einen heftigen Krankheitsanfall und war nach fünf Tagen, am 9. Juni 1572, eine Leiche. Jedermann deutete auf Katharina. Bei einem als Bösewicht bekannten Mailänder hatte Johanna auf ihrem letzten Gang ein Paar Handschuhe gekauft, und man sagte öffentlich, an dem Geruch dieser in Gift getränkten Handschuhe sei sie gestorben. Zur Widerlegung dieses Gerüchtes ließ der König ihren Leichnam öffnen. Die Aerzte fanden nichts verdächtiges, öffneten aber nicht, was neuen Argwohn erregte, den Kopf. Die Vergiftung ist allerdings nicht sehr wahrscheinlich; dennoch wurde sie fast allgemein geglaubt. Das Mißtrauen der Hugenotten stieg auf's höchste.

Mit bangem Herzen sahen sie ihre vornehmsten Häupter nach Paris in die Höhle des Löwen gehen. Die Vermählungsfeierlichkeiten wurden wegen des Todes der Königin Johanna nur um wenige Wochen verschoben. Auf die wiederholte dringende Einladung des Königs waren viele Hugenotten, trotz der Warnungen anderer, bereit, mit Heinrich von Bearn, der sich nun nach dem Ableben seiner Mutter König von Navarra nannte, nach Paris zu reisen und als Freunde und Beschützer sich um ihn zu scharen. Am 20. Juli hielten er und Prinz Heinrich von Condé mit etwa 800 Edelleuten, alle schwarz gekleidet, ihren Einzug in Paris. Der Empfang war ein so ausgezeichneter, daß es schwer wurde, an Aufrichtigkeit zu glauben. Dazu kamen allerhand unheimliche Gerüchte. Der eine wollte gehört haben, die Livreen würden am Hochzeittage blutroth sein, der andere, es werde mehr Blut als Wein bei der Vermählung fließen. Auch die Guisen mit ihrem Anhang waren angekommen, und da und dort hörte man, daß auf ihren Befehl Kriegsvolk zusammengezogen werde. Noch einmal drangen viele in Coligny, Paris schleunigst zu verlassen und sich seiner Partei zu retten. Er ließ sie abziehen und blieb; denn, sagte er, „ich will mich lieber durch die Straßen von Paris schleppen lassen als einen neuen Bürgerkrieg entzünden."

Was ihn festhielt, war die Hoffnung, seinen Lieblingsplan zu verwirklichen. Auch er hielt Katharina und ihren zweiten Sohn, den Herzog

von Anjou, für das, was sie waren; aber eben darin sah er das Ziel seines Lebens, den König von dem Einfluß derselben zu befreien und für ein großes Princip zu begeistern. Gelang ihm sein Entwurf, was lag ihm dann an seinem Leben! Und wirklich schien er in einem günstigen Fahrwasser zu sein. Der König versprach den Niederländern eine wirksamere Unterstützung, nachdem der Freischarenzug des Kapitäns Genlis von Alba geschlagen worden war. Die Wage neigte sich immer mehr zu einem Krieg mit Spanien hin. In den Niederlanden und in Amerika wollte man die Fahne des Aufruhrs erheben und unterstützen und Frankreich an die Spitze einer gegen Philipp gerichteten Koalition stellen. Täglich sprach Coligny mit dem König von diesen Entwürfen und fand ihn immer so, wie er es wünschte. Ganz Paris sprach von dem bevorstehenden Kriege als von einer ausgemachten Sache.

Da kam Katharina von einem Besuche bei ihrer an den Herzog von Lothringen verheirateten Tochter nach Paris zurück. Sie sah die Fortschritte, welche Coligny indessen gemacht hatte. Den starren Kalvinisten bei Hof zu sehen, war ihr schon zuwider; nun nahm er vollends die erste Stelle daselbst ein, hatte sie aus dem Vertrauen ihres Sohnes ganz verdrängt, wollte Krieg anfangen für ein Princip, das sie haßte, mit einem Herrscher, für welchen sie zwar keine Vorliebe besaß, welchen sie aber doch lieber zum Bundesgenossen als zum Feind hatte, und eben jetzt war er im Begriff, an der Spitze eines französischen Heeres gegen Alba zu ziehen. Und wie sollte es werden, wenn Coligny die Spanier schlug, die Niederlande zu einem unabhängigen protestantischen Staat machte, England die Hand bot, Philipp selbst in Spanien aufsuchte? Wer war dann Herr in Frankreich? Die Katholiken oder die Hugenotten? Katharina oder Coligny?

Ihr italienisches Blut kochte. Sie erinnerte sich, daß er es war, der sich ihrer Regentschaft am heftigsten entgegengesetzt, der im Jahre 1567 mit dem Prinzen von Condé den verwegenen Plan gefaßt hatte, sie und den König durch einen plötzlichen Ueberfall in Monceaux gefangen zu nehmen. Noch nicht war hierüber abgerechnet. Sie hatte noch keine Macht über ihn gehabt. Vielmehr hatte er ihr einen schmählichen Frieden um den andern aufgezwungen. Und nun sollte sie vollends, mit Verleugnung ihres ganzen Wesens, ihrer Vergangenheit, ihrer bisherigen Stellung, seine Befehle annehmen, seine Politik sich aufnöthigen lassen?

Konnte sie, Katharina von Medici, die Schülerin Machiavelli's, die unumschränkte Königin, die Virtuosin in allen Schandthaten, so tief sinken, daß sie bei der Annäherung eines hugenottischen Admirals ihre Flagge strich, daß sie den lange behaupteten Platz einem Fremden einräumte, den Hof verließ und wie eine abgetakelte schwäbische Bäurin mit ohnmächtigem Schmollen in ihr Ausdinghaus sich zurückzog? Dahin sollte sie es kommen lassen? Es war unmöglich. Es gieng absolut nicht. Die Frage war an ihrem Ende angelangt. Sie lautete mit ihrer ganzen Schärfe: Katharina oder Coligny? Je einfacher die Frage, desto sicherer die Antwort. Ihr Entschluß war gefaßt.

Zunächst wandte sie sich an den König. Die spanische Frage mußte noch einmal im Conseil berathen werden. Coligny vertheidigte darin seinen Plan mit allem Eifer eines Ueberzeugten und hoffte auch die Widerstrebenden zu überzeugen. Aber so günstiges Feld er sonst gehabt hatte, so starr war nun alles. Katharina und der Herzog von Anjou widersprachen ihm entschieden, und der König hatte nicht den Muth, für ihn zu sprechen. Einstimmig wurden seine Vorschläge verworfen, das Gebäude seiner ganzen Zukunft zertrümmert. Da erklärte er, der König werde hoffentlich nichts dagegen haben, wenn er mit seinen Freunden die Hilfe, die er dem Prinzen von Oranien zugesagt, nun leiste und sich selbst an die Spitze stelle. Aber wenn man den Hugenotten freie Hand ließ, wenn man sie wie eine selbständige Macht behandelte, Coligny dem klugen Oranien an die Seite stellte, so konnte die Gefahr noch weit größer werden, dachte Katharina und verhehlte dem Admiral ihr Erstaunen nicht. „Madame," sagte dieser endlich, „der König weicht jetzt einem Kriege aus, der ihm Vortheil verheißt; verhüte Gott, daß nicht ein anderer ausbricht, dem er nicht ausweichen kann!" Dadurch wurde die Flamme noch angefacht. Coligny meinte einen spanischen Krieg, der Frankreich nach Bezwingung der Niederländer drohe; sie aber bezog seine Worte auf einen neuen Bürgerkrieg und hob den Fehdehandschuh auf.

Die Vermählungsfeierlichkeiten giengen vor sich und dauerten vom 18. bis 21. August. Eine Menge protestantischer Großen hatte sich um den jungen König von Navarra in der Kirche Notre Dame versammelt. Während die Brautmesse gelesen wurde, verließ dieser mit jenen die Kirche und erschien erst nach Beendigung derselben wieder. Gastmahle, Bälle, theatralische Aufzüge, Turniere wechselten mit einander und verdrängten

jeden anderen Gedanken als den der sinnlichen Lust. Nur zwei Personen ließen sich auch durch solche Bacchanalien in ihrem Ideenkreise nicht stören. Coligny hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben und versuchte am 20. August noch einmal mit dem König über die kirchlichen und politischen Entwürfe zu reden. „Mein Vater," erwiderte ihm dieser, „ich bitte, mir nur vier bis fünf Tage zu bewilligen, damit ich zu mir selbst komme; dann verspreche ich Euch bei meinem königlichen Worte, ich will Euch und Eure Glaubensgenossen zufrieden stellen." Die vier Tage wurden gern bewilligt, und Katharina benutzte sie.

Am Freitag den 22. August, Vormittags elf Uhr gieng Coligny vom Louvre, wo der König mit dem Herzog von Guise und mit Teligny Ball spielte, nach Hause zurück. Er war nur von wenigen begleitet, gieng langsam, las eine Schrift, die ihm unterwegs überreicht worden war, und befand sich eben gegenüber dem Kloster St. Germain l'Auxerrois. Da fiel aus dem danebenstehenden Hause, das der frühere Lehrer des Herzogs von Guise, Villemur, bewohnte, ein Schuß. Die Kugel riß Coligny den Zeigefinger der rechten Hand weg und drang in den linken Oberarm ein. Erschrocken standen seine Begleiter da. Er selbst verlor keinen Augenblick seine Besonnenheit, zeigte auf das kleine Haus mit den Worten: „dorther kam der Schuß," und ließ es durch seine Diener untersuchen. Aber während diese die Thüre aufsprengten, war der Meuchelmörder in den Garten entsprungen und auf einem bereit gehaltenen Pferde entwischt. Von seinen Dienern geführt gieng Coligny vollends zu Fuß nach Hause in das nachmalige Hotel St. Pierre, in der Straße Betisy. „Das ist die Frucht meiner Aussöhnung mit dem Herzog von Guise, welche ich auf den Wunsch des Königs eingegangen habe," sagte Coligny und schickte einige seiner Begleiter sogleich zum König, um ihn von dem Vorfall zu benachrichtigen. Dieser, noch mit dem Ballspiel beschäftigt, gerieth bei dieser Botschaft in heftige Bestürzung, bald in unbändigen Zorn. Das Ballnetz zerbrechend und zu Boden schleudernd rief er: „Werde ich niemals Ruhe haben? Was? immer neue Unruhen?" Teligny eilte zu seinem Schwiegervater, und Heinrich von Guise schlich sich wie ein Missethäter davon. Denn er war es, der den Meuchelmörder gedungen hatte.

Katharina hatte sich erinnert, daß die Witwe des Herzogs Franz von Guise, welche ebenfalls eine Italienerin war, sie bisher vergebens um Rache angefleht hatte. Dieser Franz, welcher das Gemetzel von Vassi

und andere Schändlichkeiten begangen hatte, Heinrich's Vater, war im Jahre 1563 bei der Belagerung von Orleans durch einen Hugenotten, Namens Poltrot, mit drei vergifteten Kugeln tödtlich verwundet worden. Einige berichten, Coligny habe um das Vorhaben gewußt, es nicht gefördert, aber auch nicht gehindert. Nachdem Poltrot mit glühenden Zangen gezwickt und von Pferden zerrissen worden war, fiel aller Haß der Guisen auf Coligny. Diese forderten schon damals seine Ermordung. Noch weit heftiger forderte diese nun Katharina, und sie hatte dabei den angenehmen Vortheil, daß sie sich ihres Feindes und Nebenbuhlers aus einer Art Gefälligkeit für die Guisen entledigte, daß der Mord nicht als ihre, sondern als der Guisen That erschien. An diese Witwe des Herzogs Franz wandte sich Katharina, führte sie leise und unvermerkt auf die Spur ihres ermordeten Gatten, brachte die Gestalt Coligny's immer mehr in den Vordergrund und ließ sich von der Rache glühenden Italienerin endlich erbitten, den Admiral ihr zu überlassen. Es wurde Familienrath gehalten; jede der beiden Damen brachte ihren Sohn mit, Katharina ihren Heinrich von Anjou, die Witwe Franz' ihren Heinrich von Guise. Man berathschlagte über Mittel und Wege, die jungen Leute brausten in wilder Leidenschaft auf, und der junge Guise meinte geradezu, seine Mutter solle den Admiral, wenn er sich im Kreise des Hofes unter den Damen der Königin befinde, mit eigener Hand niederschießen. So sicher dieser Vorschlag sein mochte, da diese Damen auf der Jagd mit Schießgewehren wohl umzugehen lernten, so waren doch die beiden Italienerinnen zu klug, als daß sie ihre bewaffneten Hände so sehr zur Schau trugen. Man hoffte, auf eine andere Art zum nämlichen Ziele zu gelangen. Die Guisen empfahlen einen durch mehrere Mordthaten berüchtigten Mann, Namens Maurevel, wiesen ihm das Villemur'sche Haus an und ließen durch ihre Dienstboten Pferde und anderes Nöthige besorgen. Drei Tage lang soll dort Maurevel auf eine günstige Gelegenheit gewartet haben.

Die Aufregung, welche das Attentat in Paris verursachte, war ungeheuer. Nicht nur die Protestanten, auch alle rechtlichen Katholiken waren voll Entrüstung über eine That, welche wie eine Kriegsfackel in diese neue Aera der Versöhnung und des Friedens hineingeschleudert war. Der König von Navarra, Prinz Condé und viele andere eilten sogleich zu dem Verwundeten. Mehrere Wundärzte, darunter der berühmte Ambrosius Paré, Wundarzt des Königs, waren eben daran, den zerschmetterten

Finger abzulösen und die Kugel aus dem linken Arm herauszunehmen. Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit ertrug Coligny die schmerzhafte Operation und ließ sich durch diese That in seinem Vertrauen und seinen Planen nicht im mindesten stören. Der nächste Gedanke, der in seinen Freunden aufsteigen mußte, war natürlich der, daß die Hugenotten bewaffnet, wie sie waren, in Masse die Stadt verlassen und den Admiral trotz seiner Verwundung mit sich fortführen sollten. Falls dies nicht angehe, so sei es jedenfalls sicherer, wenn er sich in die Vorstadt St. Germain bringen lasse. Coligny widersprach; seine Wunden gestatteten allerdings keine große Reise, aber auch abgesehen davon wollte er im festen Glauben an die Treue und Redlichkeit seines königlichen Freundes lieber bleiben als fliehen. Sein Schwiegersohn, der liebenswürdige Teligny, dem das Hofleben äußerst gut zuschlug, beruhigte die Mißtrauischen mit der Versicherung, man habe nichts zu fürchten; er kenne den König bis auf den Grund seines Herzens und sei der Zuverläßigkeit desselben sicher.

So schien es auch wirklich. Teligny mochte mit der Aufrichtigkeit des Königs, in welchem Coligny die Saiten des Ehrgeizes und der kriegerischen Ruhmsucht angeschlagen hatte, an jenem Tage noch Recht haben. Der König setzte eine Untersuchungskommission nieder, befahl die schleunigste Aufsuchung des Mörders und verordnete die Verhaftung des Herzogs von Guise, welcher sich, um ihr zu entgehen, verbarg. Zu Navarra und Condé sagte er: „Ich werde dieses Verbrechen bestrafen; keiner der Schuldigen soll mir entwischen; ich werde sie treffen, und wären sie von meinem eigenen Blut.“ Nachmittags machte er dem Admiral auf dessen Wunsch einen Besuch. Seine Begleitung war freilich für einen Patienten wie Coligny nicht sehr beruhigend; denn Katharina und Heinrich von Anjou waren auch darunter. Der König versicherte Coligny seiner herzlichsten Theilnahme und versprach ihm vollständige Genugthuung. Dieser, welcher an die Möglichkeit eines nahen Todes denken mußte, glaubte die Augenblicke benutzen zu müssen, um seinem Zögling auf's neue die Sache der Niederländer an's Herz zu legen und besprach sich längere Zeit insgeheim mit ihm. Karl unterbrach ihn mehreremal und rief aus: „Nein, Europa hat keinen größeren Staatsmann als Sie, mein Vater. Welche Siege werden unsere Heere erfechten, wenn sie durch den größten Feldherrn dieses Jahrhunderts geführt werden!“ Auf seine Versicherung, daß er die Mörder mit dem schmählichsten Tode bestrafen werde, bemerkte Coligny:

„sie sind nicht schwer zu entdecken“. Katharina wurde es etwas schwül dabei, und den Admiral fixirend sagte sie: „Es ist ein Glück, daß man die Kugel aus der Wunde hat ziehen können. Ich erinnere mich, daß, als der Herzog Franz von Guise vor Orleans verwundet war, die Aerzte ihm sagten, wenn man die Kugel herausziehen könne, sei keine Gefahr vorhanden.“ Diese boshafte Anspielung vernahm Coligny ohne irgend eine Veränderung seiner Miene. Endlich sehnte sich Katharina doch nach frischer Luft und suchte durch die Bemerkung, daß der Kranke Ruhe bedürfe, dem Gespräch und dem Besuch ein Ende zu machen. Unter den theilnehmendsten Wünschen schieden sie. Auf dem Rückweg wünschte Katharina von Karl den Inhalt seiner geheimen Unterredung zu erfahren. Dieser zögerte, und nach wiederholtem Drängen fuhr er endlich unwillig und heftig heraus: „er hat mich mit Recht vor Eurer Herrschsucht und vor Euren Kreaturen, die alle Gewalt an sich gerissen haben, gewarnt und mich ermahnt, selbst zu regieren und die Geschäfte nach eigener Ueberzeugung zu leiten.“

Dies fehlte noch. Mehr brauchte Katharina nicht zu wissen. Die Zeit der Langmuth, der Verstellung, der Maskeraden war nun vorbei; es mußte offen, entschieden, rücksichtslos gehandelt werden. Die Sache stand noch weit schlimmer als vor dem mißlungenen Meuchelmord. Jedermann war überzeugt, daß sie auch hier ihre Hand im Spiel gehabt hatte. Die hugenottischen Edelleute hielten Abends noch eine Versammlung, es fielen die heftigsten Reden, der Racheruf erscholl, die Schwerter klirrten. Der Herzog von Guise sollte niedergestoßen, Katharina und Heinrich von Anjou aufgehoben und aus der Umgebung des Königs entfernt werden; an der Abendtafel der Königin sprach ein Hugenott frei und kühn über den Vorfall und bemerkte geradezu, die eigentlichen Urheber des Attentats nähmen eine zu hohe Stellung ein, als daß in dieser Sache Gerechtigkeit vom König zu hoffen sei.

Mit dem Admiral gieng es am Samstag den 23. August besser. Die Aerzte fanden die Wunden weniger gefährlich. Man schöpfte neue Hoffnung für dieses theure Leben. König Karl ließ sich mehreremal nach seinem Befinden erkundigen. Heinrich von Navarra verweilte den größten Theil des Tages bei ihm, selbst seine liebenswürdige Gemahlin Margaretha erschien an seinem Krankenlager. Den Vorschlag Karl's, ihn der größeren Sicherheit wegen nach dem Louvre zu bringen, verwarfen die

Aerzte, weil unbedingte Ruhe geboten sei; dagegen nahm man den Antrag des Herzogs von Anjou, eine Abtheilung der Leibwache vor seiner Wohnung aufzustellen, an, freilich ohne zu wissen, daß Cosseins, ein Todfeind Coligny's, sie befehligen sollte. Eine andere Fürsorge, wonach die Freunde des Admirals aufgefordert wurden, zu seiner Beschützung in der Nähe seiner Wohnung Quartiere zu beziehen, erwies sich gleich trügerisch; denn durch diese Anhäufung der Vornehmsten in einem einzigen Stadtviertel war ihre Aufsuchung und Niedermetzelung sehr erleichert. Die meisten hätten am liebsten sogleich Paris verlassen; aber ohne Coligny konnten sie nicht gehen. An diesem waren alle Warnungen seines Freundes Oranien, alle Prophezeiungen der Prediger von Genf seit anderthalb Jahren erfolglos abgegleitet, und noch heute dachte er nicht anders. Am Vormittag hielt der König noch fest zu ihm. Die Herzoge von Aumale und Heinrich von Guise erschienen vor Karl und forderten als verkannt und verleumdet ihre Entlassung. Mit unfreundlichen Worten und mit dem drohenden Zusatz, daß er die Strafbaren überall zu finden und zur Rechenschaft zu ziehen wissen werde, gewährte er sie ihnen. Darauf bestiegen sie mit ihrem Gefolge die Rosse, aber nur um sich in Paris verborgen und für alle Fälle bereit zu halten.

Nachmittags hielt Katharina mit ihren vertrautesten Werkzeugen eine geheime Berathung. Zu diesen gehörten die drei Italiener: der Siegelbewahrer Birago, Lodovico Gonzaga (Herzog von Nevers) und Albert Gondi, Herzog von Retz. Wo diese drei verschmitzten Gesichter bei einander waren, da stand Mord und Brand auf der Tagesordnung. Auch Heinrich von Anjou, Graf Angoulême, ein natürlicher Bruder des Königs, und der den Hugenotten feindliche Marschall Tavannes nahmen an der Verschwörung theil. Es herrschte eine unvergleichliche Einmüthigkeit unter diesen sieben Personen. Alle waren darin einverstanden, daß der Einfluß Coligny's unerträglich, daß die Aufregung der Hugenotten sehr gefährlich, daß es sich für die Königin und ihre Freunde um eine Frage des Seins oder Nichtseins handle. Also müsse Coligny ermordet werden. Aber dabei dürfe man nicht stehen bleiben; denn sonst werde sich aus dieser That ein Aufstand der Hugenotten, ein neuer Bürgerkrieg, dessen Folgen man nicht kenne, entzünden. Es sei besser, der Rebellion dadurch ihren Nerv abzuschneiden, daß man auch die andern vornehmen Hugenotten überfalle und ermorde, und wer sonst noch von dieser Partei aufgegriffen werden

könne. Die Genesung Coligny's aber verlange Eile; also müsse man noch heute Nacht ans Werk gehen. Dabei fragte man sich, was mit dem König von Navarra und dem Prinzen Condé anzufangen sei. Königliches Blut zu vergießen, den eigenen Schwiegersohn zu ermorden, scheute man sich doch. Man beschloß, sie am Leben zu lassen unter der Bedingung, daß sie katholisch würden. Aber dem Herzog von Montpensier wurden diejenigen Männer aus ihrer Umgebung, welche er umbringen lassen solle, bezeichnet. Den Guisen theilte man die Beschlüsse mit und erhielt zur Antwort, daß man auf sie rechnen könne. Alles war wohl erdacht und geordnet; es fehlte nur noch die Einwilligung des Königs.

Die ganze Versammlung begab sich Abends zum König. Dieser dachte immer noch an nichts anderes, als die Urheber des Attentats ausfindig zu machen und zu bestrafen, jede Bewegung in der Stadt, die sich etwa zu Gunsten der dort sehr beliebten Guisen erhebe, mit Gewalt niederzuhalten. Da hörte er auf einmal von dieser vornehmen Deputation, an deren Spitze seine eigene Mutter stand, daß diese selbst und sein Bruder, nicht bloß die Guisen, die Urheber des Meuchelmords seien. Zugleich wurde ihm das Gespenst eines im vollen Aufruhr begriffenen Reiches an die Wand gemalt. Auf der einen Seite seien die Katholiken darüber empört, daß er von den Hugenotten sich leiten lasse, und dächten bereits an seine Entthronung, auf der anderen Seite wollten die Hugenotten alle Herrschaft im Lande sich anmaßen, ließen deutsche Söldner gegen die Grenze anrücken und versammelten ihre Mannschaft in Melün. Vor der Hand sei der Sturm noch gegen die Königin gerichtet; in kurzem werde er selbst, wenn er sich ihnen nicht auf Gnade und Ungnade ergebe, der Gegenstand ihrer Angriffe sein. Man dürfe die Gefahr nicht zu einem für das Land und die Krone verderblichen Ungewitter anwachsen lassen; jetzt habe man alle Häupter wie in einem Netz beisammen; es sei Pflicht der Selbsterhaltung, sie jetzt alle zu vernichten.

Karl war nicht dazu erzogen, seine Natur nicht dazu angelegt, seiner Mutter zu widersprechen. Eine solche Rede aber war ihm zu stark. Er erklärte den Plan für zu grausam und verweigerte seine Zustimmung. „Zuweilen ist Milde Grausamkeit und Grausamkeit Milde," entgegnete ihm Katharina. Auf seine weitere Einrede, daß er vor dem Volke, vor den übrigen Mächten die Verantwortung einer solchen That nicht übernehmen könne, wurde ihm entgegengehalten, daß sich alles mit der Feind-

seligkeit der beiden Parteien, mit dem Namen der Guisen entschuldigen lasse. Dennoch schien es ihm unmöglich, Freunde wie Coligny und andere hinzuschlachten; aber Katharina bestand ausdrücklich auf Coligny, durch dessen Tod die Ketzer ihres Führers beraubt, die Katholiken wieder versöhnt würden. Karl schien unerbittlich. Da traten Katharina und ihr Sohn Anjou mit einer Feierlichkeit, welcher ein soliderer Hintergrund zu wünschen gewesen wäre, vor ihn und erklärten, daß er in diesem Fall sie beide opfere; denn es sei ihnen unmöglich, länger am Hofe zu bleiben und einem Verderben zuzusehen, dem so leicht abzuhelfen wäre. Als Karl immer noch schwankte, beschuldigten sie ihn der Feigheit und Unmännlichkeit und schickten sich an, fortzugehen. Diesen Vorwurf, das wußten sie wohl, konnte er nicht ertragen; er war besiegt. Veränderlich wie er war, zu Extremen geneigt, gab er nicht nur seine Einwilligung, sondern ergriff nun den Gedanken mit der ganzen Hitze seines Temperaments. Er fluchte sich selbst in eine wilde Wuth hinein und betheuerte unter fürchterlichen Ausdrücken, daß er nunmehr nicht etwa bloß die Ermordung des Admirals wolle, sondern den Tod aller Hugenotten in Frankreich, damit nicht ein einziger übrig bleibe, der ihm darüber Vorwürfe machen könne.

Die Rollen wurden ausgetheilt, und jeder gieng auf seinen Posten. Marschall Tavannes ließ die Vorsteher der Kaufmannschaft und der Bürgerkompagnieen kommen und befahl ihnen, die Bürger nach ihren Quartieren unter die Waffen treten und die Thore schließen zu lassen. Sobald die Sturmglocke ertöne, sollten vor allen Fenstern Fackeln aufgesteckt, auf allen Plätzen und Kreuzwegen Wachen postirt und die Straßen durch Ketten gesperrt werden. Das Zeichen der Katholiken sei ein weißes Tuch um den Arm und ein weißes Kreuz auf dem Hute. Als sie den Zweck dieser Verordnungen erfuhren, erschracken viele und entschuldigten sich mit ihrem Gewissen. Aber Tavannes fuhr sie heftig an und drohte ihnen mit Hängenlassen, worauf sie ihm Gehorsam versprachen.

Die Nacht brach an; auf den Straßen wurde es immer lauter; besorgt fragten einige Protestanten nach der Ursache dieses militärischen Zusammenlaufs und erhielten zur Antwort, daß diese Krieger zur Feier neuer Festlichkeiten beordert seien. Auch Coligny ließ den König nach dem Grund dieses zunehmenden Waffengeräusches fragen. Alles geschehe auf seinen Befehl, um Anschläge der Guisen zu vereiteln, war die Antwort. Und

schon waren diese auf dem Wege nach seiner Wohnung. Aumale, Angoulème und der junge Heinrich von Guise hatten den Admiral übernommen und noch vor dem verabredeten Glockenschlag mit 300 Bewaffneten sich auf den Weg gemacht. Während König Karl, vom Frost seines Gewissens geschüttelt, mit Mutter und Bruder in der Vorhalle des Louvre in die Nacht hinausstarrte, standen jene schon vor Coligny's Wohnung. Es war um Mitternacht. Cosseins, Befehlshaber der sogenannten Schutzwache, schlug an die Hofthüre. Der Haushofmeister Labonne kam herab und fragte, wer da sei. „Im Namen des Königs macht auf!“ rief Cosseins. Jener gehorchte und wurde auf der Stelle niedergestoßen. Der Hof füllte sich mit den Leuten der Guisen. Die Dienerschaft floh und verrammelte die Hausthüre. Sie wurde gesprengt, einige Diener und Soldaten niedergemacht und die verwegensten Bursche hinaufgeschickt. Coligny war bei dem Lärmen aufgewacht. Einer seiner Vertrauten stürzte in sein Schlafzimmer und rief: „Mein Herr! Gott ruft uns zu sich.“ „Ich verstehe Sie,“ erwiderte der Admiral, stand auf, warf ein Nachtkleid um und befahl allen den Seinigen, welche sich nach und nach bei ihm einfanden, sich durch die Flucht zu retten. Sie suchten über das Dach zu entkommen. Mit dem Rücken an die Wand gelehnt stand Coligny allein, von aller Welt verlassen, in seinem Zimmer. Wild stürmten die Bösewichter die Treppen herauf, „Mord und Tod!“ ausrufend, und drangen mit gezücktem Degen in das Zimmer. „Bist Du Coligny?“ schrie ihm einer derselben, der Böhme Dianowitz entgegen. „Ich bin es,“ antwortete dieser mit Fassung; „junger Mensch! habe Ehrfurcht vor meinen grauen Haaren!“ Ein Degenstoß durch den Leib war dessen Antwort. Coligny sank um. Jener zog den rauchenden Degen heraus, hieb den Admiral in's Gesicht, seine Begleiter, Franzosen und Italiener, schlugen gleichfalls drauf los, einer schoß sogar eine Pistole auf ihn ab. Der ungeduldige Guise rief vom Hof herauf, ob das Werk vollbracht sei. „Es ist geschehen,“ erwiderte Dianowitz. „Der Graf von Angoulème will es nicht eher glauben, bis er den Feind zu seinen Füßen sieht,“ versetzte Guise. Die Mörder ergriffen ihr Opfer, brachten ihm, als es sich noch ein wenig rührte und mit dem linken Arm an dem Fenster sich festhalten wollte, neue Wunden bei und warfen ihn in den Hof hinab. Angoulème wischte ihm das Blut aus dem Gesicht, und als er sich überzeugt hatte, daß es Coligny sei, gab er ihm einen Tritt mit dem Fuß. Heinrich von Guise

that das Gleiche, ließ ihm den Kopf abschneiden und diesen der Königin bringen, damit jedermann ihre Mitschuld erkenne und sie nicht, wie sie wollte, alle Schuld auf die Guisen schiebe.

„Der Anfang war gut, meine Freunde!“ rief Guise, „fort jetzt zu anderen Thaten! schont keinen Hugenotten! der König will es so“. Mit teuflischer Freude stürzte sich die Rotte in die benachbarten Häuser und ermordete, was ihr in den Weg kam, darunter Teligny, Coligny's Schwiegersohn, La Rochefoucauld, welchen der König so gerne gerettet hätte. In allen Straßen wurde es lebendig. Die Sturmglocken ertönten, Fackeln und Pechkränze loderten auf, die Bürger mit ihren weißen Binden durchzogen die Stadt, erbrachen die Häuser; Männer und Weiber, sogar Kinder zeigten Freude an Mord und an Leichnamen. Die Herzoge von Anjou, von Aumale, von Montpensier, von Nevers zeigten sich da und dort und ermunterten die Bürger, die ganze Schlangenbrut der Hugenotten ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts auszurotten, und Tavannes rief mit Lachen und Scherzen aus: „Laßt Ader! Laßt Ader! Die Aerzte sagen, das Aderlassen sei im August so heilsam als im Mai.“ Bei solchem Zuspruch schien die Hölle los zu sein. In den Häusern und auf den Straßen, überall sah man die entsetzlichsten Scenen. Es war eine wilde Treibjagd, wo kaum ein Entrinnen möglich war. Hier wurde einem Greise trotz seiner grauen Haare das Haupt an den Steinen zerschlagen, dort kraftvolle Männer, die in vielen Schlachten heldenmüthig gefochten, von elenden Buben zu Tode gemartert. Mit der Kraft der Verzweiflung wehrte sich dort eine Mutter; umsonst! ihr Kind wurde ihr aus den Armen gerissen und vor ihren Augen an der Mauer zerschmettert. Leichname wurden aus den Fenstern herabgeworfen und auf der Straße herumgezerrt, schreiende Wickelkinder von Knaben in kleinen Rollwagen fortgeführt und in die Seine geworfen. Wie eine Seuche ergriff alle eine kannibalische Mordlust, welche auf königlichen Befehl weit schauderhaftere Scenen aufführte, als auf Befehl des Pariser Volkes bei dem September-Gemetzel der französischen Revolution. König Karl selbst, so sehr er sich anfangs dem Morden widersetzt hatte, gesellte sich den Mördern bei. Von den Fenstern seines Kabinets aus rief er fluchend der Menge zu: „Schießt! schießt sie nieder! sie fliehen!“ Er soll sogar die Flinte ergriffen und unter einen Haufen Flüchtiger, welche sich über die Seine zu retten suchten, geschossen haben. Und mit dieser einzigen Nacht war es noch nicht vorbei;

drei Tage dauerte, trotz einer königlichen Mahnung, das Blutbad, welches in Paris 2000 Opfer verschlang. Kein Wunder, daß sich diese wüsten Gesellen ihrer Thaten wie der glänzendsten Trophäen rühmten. Der Goldschmied Crucé lief mit blutigem Arm herum und rief freudig und stolz aus, er allein habe 400 Hugenotten getödtet.

Die Zeiten der sullanischen Proskriptionen schienen wiedergekehrt zu sein. Religionshaß war nicht die einzige Treibfeder bei Ausübung dieser Schändlichkeiten. Schuldner stießen ihre Gläubiger nieder, Diener ihre Herren. Neid, Eifersucht, Privatrache lieferten manchen guten Katholiken ans Messer. Der berühmte Philosoph Peter Ramus, welcher die Autorität des Aristoteles angriff, wurde von seinem Kollegen Charpentier, einem gedankenlosen Anhänger des griechischen Philosophen, ermordet, sein Leichnam von den Schülern seines Gegners noch mit Ruthen mißhandelt. Ein anderer tödtete seinen Vetter, um ihn zu beerben, ein dritter einen hohen Finanzbeamten, um seine Stelle zu erhalten. Der Besitzer eines prächtigen Landguts wurde durch Todesdrohung gezwungen, dasselbe urkundlich abzutreten, und dann getödtet.

Nur wenigen Edelleuten, welche in der Vorstadt St. Germain wohnten, gelang es, sich durch eilige Flucht zu retten; viele Flüchtige wurden durch Guise und seine Leute eingeholt und erschlagen. Unter manchen Zügen von Großmuth und Menschlichkeit wird besonders die That eines Edelmannes, Vezins, hervorgehoben, welcher seinen Todfeind, den Hugenotten Regnier, in dessen Zimmer abholte und zu Pferd auf sein Schloß Guercy in Sicherheit brachte.

Nicht minder gräßlich gieng es im Louvre selbst zu. Am Abend vor der Katastrophe, als die Blutbefehle schon erlassen waren, befand sich Katharina ganz en famille mit ihren Söhnen und Töchtern. Alle waren in das Komplot eingeweiht außer Margaretha, die junge Gemahlin des protestantischen Königs von Navarra. Um nicht ihr und durch sie ihrem Gemahl das Geheimniß zu verrathen, befahl ihr Katharina, zu Bett zu gehen. „Um Gottes willen, Schwester, geh nicht!“ rief Madame Claude, die Herzogin von Lothringen. Jene erschrack, ahnte Gefahr und verlangte, da zu bleiben; aber Katharina beharrte auf ihrem Befehl, konnte die Geängstigte zwar nicht beruhigen, schickte sie aber dennoch zu Bett. Zitternd legte sich diese nieder. Nur eine Dienerin war bei ihr im Zimmer. Im Nebenzimmer befand sich ihr Gemahl mit 30—40 hugenottischen Edelleuten.

Als er in den Vorsaal trat, wurde ihm und dem Prinzen Condé der Degen abgenommen und beide vor den König beschieden. Auf ihre Begleiter drangen die Gardesoldaten und Schweizer, welche das ganze Schloß durchsuchten, ein, schleppten sie in den Hof und tödteten sie. Der ganze Palast ertönte von Waffengeklirr, von Hilferuf, von Mordgeschrei.

König Karl empfieng Heinrich von Navarra und den Prinzen Condé in der höchsten Aufregung. Er erklärte ihnen, daß man so eben auf seinen Befehl die Anführer der Hugenotten, auch den Admiral Coligny, getödtet habe, weil sie nicht aufhörten, sich gegen den Hof und die Regierung zu verschwören. Mit Rücksicht auf ihre Jugend und darauf, daß sie die Verführten seien, lasse er sie beide am Leben; aber die Bedingung hievon sei Abschwörung ihrer ketzerischen Religion. „Ich will fortan nur eine Religion in meinem Reich. Die Messe oder den Tod! So wählet denn!“ Navarra schwieg. Condé erinnerte den König an den Frieden von St. Germain und versicherte, er werde seiner Religion nie untreu werden. „Geht Rebell, Sohn eines Rebellen!“ schrie ihn Karl, schäumend vor Wuth, an; „ich gebe Euch drei Tage Bedenkzeit. Euer Kopf bürgt mir für Euren Gehorsam.“ Sofort wurden beide abgeführt und in abgesonderten Zimmern verwahrt. Sie erhielten mehrere Tage nach einander die Besuche eines katholischen Geistlichen, zeigten sich aber nicht als gelehrige und folgsame Schüler. Darüber gerieth Karl in neuen Zorn, befahl, daß man ihm seine Waffen bringe, daß seine Leibwache ihn umgebe und die beiden Prinzen vorgeführt würden. Er war entschlossen, sie mit eigener Hand niederzustoßen, wenn sie bei ihrer Ketzerei beharrten. Nur ein Fußfall seiner Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des deutschen Kaisers Maximilian II., konnte ihn von diesem wahnsinnigen Entschluß zurückbringen. Aber er fuhr sie mit wilden Geberden an und rief ihnen zu: „Messe, Tod oder Bastille! Wählet!“ Heinrich von Navarra mit seinem schmiegsamen Charakter fügte sich; der Prinz von Condé erlaubte sich wieder einige Bemerkungen, wurde jedoch durch die Drohungen des Königs zum Schweigen gebracht und ließ sich nach einigen Tagen durch einen protestantischen Geistlichen, welcher zum Katholicismus übergetreten war, bewegen, dessen Beispiel nachzuahmen. Beide wurden katholisch, blieben es aber nur so lange, als sie am Hofe festgehalten waren. Doch ist bekannt, daß Navarra später zum zweitenmal seine Konfession wechselte, um als der katholische König Heinrich IV. das Haus Valois zu beerben und Frankreich zu beherrschen.

Einstweilen war Margaretha, nachdem ihr Gemahl sich aus dem anstoßenden Zimmer entfernt hatte, ein wenig eingeschlafen. Plötzlich erwachte sie an einem heftigen Geräusch; sie hörte jemand mit aller Gewalt an die Thüre schlagen und mit kläglicher Stimme rufen: „Navarra! Navarra!“ Margaretha stand schnell auf, kleidete sich an und befahl ihrer Dienerin, zu öffnen. Ein Edelmann, Namens Gaston von Leyran, stürzte leichenblaß und von mehreren Wunden blutend in das Schlafzimmer, hinter ihm vier Soldaten und zuletzt der Gardehauptmann Nancey. Dieser trieb die Soldaten hinaus, versicherte die Prinzessin, daß ihr Gemahl in Sicherheit sei, und schenkte dem armen Gaston auf ihre Bitte das Leben. Er theilte ihr in der Kürze die Vorgänge dieser Nacht mit und begleitete sie in das Zimmer ihrer Schwester, der Herzogin von Lothringen. Auf dem Weg dahin wurde ein Edelmann neben ihr mit einer Hellebarte durchbohrt, und ohnmächtig wurde sie in das Zimmer ihrer Schwester getragen.

Nicht so schwachnervig zeigte sich Katharina. Von ihren Hofdamen begleitet verließ sie den Louvre und betrachtete mit Wohlgefallen die Leichname der Edelleute, welche am Ufer der Seine lagen. Ja, sie war niederträchtig genug, über diese oder jene Person ruchlose Witze zu machen. Auch den Leichnam Coligny's wollte sie sehen. Der Pöbel hatte ihn aus dem Stall, wohin die Mörder ihn geworfen hatten, herausgezogen, durch die Straßen geschleift, in die Seine geworfen, wieder herausgerissen, auf schamlose Weise mißhandelt und verstümmelt und endlich zu Montfaucon, einem gemeinen Richtplatz, an den Galgen gehängt, wo er durch ein unter ihm angezündetes Feuer halb geröstet wurde. Er hieng schon einige Tage da, als der König mit Katharina und dem ganzen Hofstaat sich einfand, um den kaum noch menschlich aussehenden Rumpf desjenigen Mannes zu sehen, welchen er vor wenigen Tagen „Vater“ genannt hatte. Der Leichnam verbreitete bereits einen unerträglichen Geruch, und mancher hielt sich die Nase zu. König Karl lächelte über diese Vorsicht und sprach das häßliche Wort des römischen Kaisers Vitellius aus: „Ein todter Feind riecht immer gut!“ Und hiemit noch nicht genug: damit die Gewaltthat sich mit dem Mantel des Rechts umhüllen könnte, mußte sich das Parlament dazu hergeben, den unschuldig ermordeten Coligny für einen Hochverräther zu erklären, welcher den Plan gehabt habe, die ganze königliche Familie auszurotten und selbst das Reich zu beherrschen. Eine Strohpuppe, welche ihn vorstellen sollte, wurde zum Richtplatz geführt und aufgehängt.

Wie in Paris, so sollte in allen Städten Frankreichs verfahren werden. Nach allen Seiten flogen die Befehle des Königs und fanden in vielen Orten, wie Lyon, Orleans, Rouen, Toulouse bereitwilliges Gehör. Die Zahl der Ermordeten betrug in ganz Frankreich gegen 30000. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß mehrere Statthalter und Befehlshaber dem Befehl des Königs keinen Gehorsam leisteten, daß sogar der Scharfrichter von Troyes jede Betheiligung versagte und erklärte, daß seine Hände nur für Gerechtigkeit zu arbeiten gewohnt seien, und daß der Vicomte von Orte, Befehlshaber von Bayonne, dem König zurückschrieb: „Sire! ich habe Ew. Majestät Befehl Ihren getreuen Einwohnern und den Kriegsleuten von der Besatzung kund gemacht und lauter gute Bürger und mannhafte Soldaten, keinen einzigen Henker gefunden. Sie und ich bitten Ew. Majestät unterthänigst, Sie wollen unsre Arme und unser Leben nur zu möglichen Unternehmungen, seien sie auch so verwegen als sie wollen, anzuwenden geruhen." Die Antwort darauf war für ihn und andere Ehrenmänner ein rascher Tod.

Die Nachricht von den „matines de Paris" („Pariser Frühmette", wie man die Greuel der Bartholomäusnacht mit Anspielung auf die Sicilianische Vesper nannte) wurde fast in ganz Europa mit Entsetzen aufgenommen. Daß Philipp von Spanien Freudenfeste und Tedeum feierte, kann niemand auffallen; daß Papst Gregor XIII. Kanonen lösen, Freudenfeuer abbrennen, eine kirchliche Dankfeier veranstalten, eine Denkmünze schlagen und zur Verherrlichung der „Ermordung Coligny's" ein Gemälde verfertigen und im Vatikan aufstellen ließ, ist zwar noch nicht das Schlimmste, was man von Päpsten weiß, doch schlimm genug von dem „Statthalter" Christi, des Stifters einer Religion der Barmherzigkeit und Liebe. Dagegen nannte der katholische Kaiser Maximilian II. diese Mordnacht einen unauslöschlichen Flecken in der Regierung seines Schwiegersohns Karl IX. Der Kurfürst von der Pfalz führte den Herzog von Anjou, als dieser im folgenden Jahre auf seiner Reise nach Polen, wo er zum König gewählt war, nach Heidelberg kam, in den Bildersaal seines Schlosses, blieb mit ihm vor dem Bildniß Coligny's stehen, ließ ihn beim Abendessen von geflüchteten hugenottischen Edelleuten bedienen und sagte ihm geradezu, Coligny und seine Glaubensgenossen seien brave Männer und gute Franzosen gewesen, ihre Mörder Verräther und Bösewichter. Elisabeth von England empfieng den französichen Gesandten in einem schwarz ausge-

schlagenen Audienzsaal, alle Damen und Herren waren in tiefster Trauer, und auf die Vertheidigungsrede, die er ablesen mußte, erwiderte sie ihm, sie könne seinen Herrn nach einer solchen That bloß bedauern. Der Gesandte spielte eine so erbärmliche Rolle, daß er heimschrieb, „er schäme sich, ein Franzose zu sein."

Karl selbst auch fühlte, daß es nicht rathsam sei, die Furien aufzuscheuchen. Acht Tage nach dem Blutbad ließ er Nachts seinen Schwager Heinrich rufen. Dieser fand ihn aus dem Bett aufgesprungen und am ganzen Leibe zitternd. Karl behauptete, er höre verschiedene Stimmen, bald schreien, toben und fluchen, bald heulen und seufzen. Man schickte Leute aus, um sich zu erkundigen, und bekam zur Antwort, in der Stadt sei alles ruhig, die Verwirrung sei in der Luft. Des Königs Ruhe war dahin. Sein ferneres Leben war ein Sichselbstverzehren. Kaum noch zwei Jahre, und die Schatten der Ermordeten holten ihn ab.

Sofort sandte Katharina Eilboten nach Polen, um ihrem Lieblingssohne Heinrich den Tod seines kinderlosen Bruders mitzutheilen. Dieser vertauschte den reizlosen Polenthron gerne mit der glänzenden Krone Frankreichs, entfloh, um nicht wider seinen Willen zurückgehalten zu werden, Nachts mit wenigen Begleitern aus Krakau, brachte unterwegs in Wien und in Venedig noch einige vergnügte Tage zu, traf in Paris ein und trat als König Heinrich III. seine Regierung an. Dieselbe war eine der schlechtesten unter den schlechten. Sein Verhältniß zu dem ehrgeizigen, herrschsüchtigen Herzog Heinrich von Guise wurde von Jahr zu Jahr gespannter. Dieser war als fanatischer Katholik bei der Geistlichkeit in großer Gunst und bei dem Pariser Volke, dessen niederen Instinkten er schmeimelte, sehr beliebt. Auf die von ihm gestiftete heilige Ligue sich stützend, strebte er, zumal als im Jahre 1584 Katharina's vierter und jüngster Sohn, Franz von Anjou, starb und bei der Kinderlosigkeit des Königs das Haus Valois am Erlöschen war, nach der Krone von Frankreich. Der König sollte dazu vermocht werden, den rechtmäßigen Thronfolger, Heinrich von Navarra, als Hugenotten vom Thron auszuschließen und den alten Kardinal von Bourbon, einen Oheim des Navarra zu seinem Nachfolger zu erklären, neben welchem Heinrich von Guise faktisch König gewesen, und nach welchem er es auch nominell geworden wäre. Der König, welcher wohl einsah, in welchem Grad er der ligistischen Partei bereits entbehrlich sei, führte zwar, weil er mußte, mit den Hugenotten Krieg, that aber

doch seinem Schwager Navarra nicht allzuwehe; denn nicht dieser, sagte er, sondern Guise sei sein Hauptfeind. Katharina hatte all ihre Berechnungskunst, all ihre List anzuwenden, um zwischen ihrem Sohne und dem Herzog zu vermitteln und einen Ausbruch der Leidenschaften zu verhüten.

Daß durch diese Plane ihr Schwiegersohn um den französischen Thron gebracht werden sollte, war Katharina nicht gerade leid. Das Verhältniß zwischen beiden war so schlecht als möglich, nicht besser das zwischen Heinrich und Margaretha, und Katharina äußerte geradezu, sie fürchte, daß ihr Schwiegersohn, falls er den französischen Thron bestiege, ihre Tochter umbringen lassen würde. Sie stellte sich daher immer noch freundschaftlich zu dem Herzog von Guise, und als derselbe, von den aufrührerischen Parisern in die Hauptstadt berufen, trotz des Verbots des Königs am 9. Mai 1588 seinen Einzug daselbst hielt, stieg er in Katharina's Palast ab. Sie war überrascht, ihn zu sehen, und fürchtete einen schlimmen Ausgang. Auf ihre Fragen nach dem Zweck seiner Ankunft ließ er sich nicht ein, sprach von seiner Treue und Ergebenheit und sagte ihren Hofdamen Artigkeiten. Inzwischen hatte Katharina einen ihrer Edelleute in den königlichen Palast, den Louvre, geschickt und ihrem Sohne sagen lassen, daß der Herzog von Guise sich ihm vorzustellen wünsche, und daß sie, um dem König Zeit zur Sammlung zu gestatten, die Unterhaltung mit dem Herzog etwas hinausziehen werde. Der König war wüthend über diese Frechheit und berieth mit seinen Mignon's die Frage, ob er ihn tödten lassen solle. Geschah dies, so mußte der König in einer Stadt, die den Herzog mit der größten Begeisterung empfangen hatte, für sein eigenes Leben fürchten.

Nur von Katharina begleitet erschien der Herzog im Louvre. Als er die drohenden Blicke der Bewaffneten bemerkte und die Vorwürfe des Königs hörte, entfernte er sich schnell, unter dem Vorwande, von der Reise ermüdet zu sein. Am anderen Tage besuchte er noch einmal den Louvre, aber begleitet von 400 geharnischten Edelleuten, benahm sich stolz und trotzig und verlangte, daß der König die Hugenotten nicht mehr begünstige. Es folgte der „Barrikadentag" vom 12. Mai, wo das fanatisirte Pariser Volk Miene machte, gegen den Louvre zu ziehen und mit Heinrich III. nicht viel glimpflicher zu verfahren, als 1792 mit Ludwig XVI. verfahren worden ist. Die 6000 Mann königlicher Truppen wurden von den bewaffneten Bürgern entwaffnet, und der Ruf: „Es lebe Guise!" erscholl in

allen Straßen. Ein Wink des Herzogs, und der Louvre war erstürmt und die Krone von Frankreich lag zu seinen Füßen! Daß dieser Wink unterblieb, rettete den König und vernichtete den Herzog. Katharina begab sich am Abend dieses Tages selbst zum Herzog und fragte ihn nach den Bedingungen einer Aussöhnung zwischen ihm und dem König. Jetzt erst, den sicheren Sieg vor Augen sehend, den König wie einen Gefangenen im Louvre wissend, legte der Herzog die Maske ab. Er erklärte Katharina, Friede sei nur dann möglich, wenn man ihn zum Generallieutenant des Königreichs mache, das Kriegswesen und die Finanzen ihm allein zur Verfügung stelle und, nicht den König Heinrich von Navarra, sondern den Kardinal von Bourbon zum Nachfolger des Königs bestimme. Das hieß denn doch nichts anderes als jene alten Zeiten wieder heraufbeschwören, wo der gewaltige Majordomus des fränkischen Reiches, Pipin der Kleine, dem merowingischen König Childerich III. zur Seite stand, denselben, sobald er es für passend hielt, in's Kloster schickte und sich selbst auf den Thron erheben ließ. Katharina besuchte am Morgen des 13. Mai noch einmal den Herzog. Unterwegs flüsterte ihr ein Bürger zu, gegen 15,000 Menschen seien bereit, den Louvre von der hinteren Seite zu erstürmen. Sofort benachrichtigte sie hievon den König, setzte ihren Weg fort und spazierte mit dem Herzog im Garten auf und ab, unterhielt sich mit ihm über die Lage des Königreiches und gieng sehr bereitwillig in seine Plane und Forderungen ein. Plötzlich stürzten einige Ligisten in den Garten und meldeten dem Herzog, der König sei entflohen. Guise warf einen wüthenden Blick auf Katharina und rief ihr zu: „Sind das Ihre Unterhandlungen?“ „Von diesem Entschlusse wußte ich nichts“, sagte mit der größten Ruhe die Italienerin.

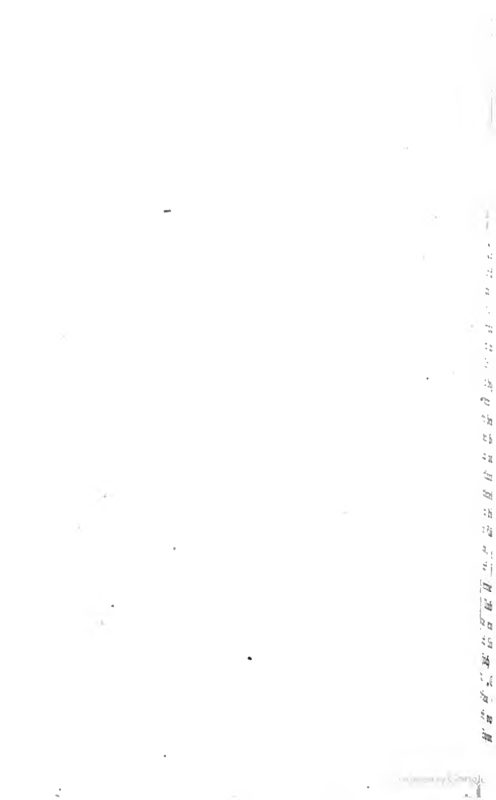
Auf die Botschaft seiner Mutter hin hatte der König sogleich den Palast verlassen, von wenigen Edelleuten begleitet zu Pferd das Freie erreicht und zunächst nach Chartres und Rouen sich begeben. Katharina schloß mit Guise einen Vertrag, worin sämtliche Forderungen desselben bewilligt waren. Das Weitere sollte im Oktober in einer nach Blois zu berufenden Ständeversammlung berathen und festgesetzt werden. Dieselbe bestand meistens aus Mitgliedern der Ligue. Der König war selbst in Blois anwesend und überzeugte sich auf's neue in einer Unterredung mit Guise davon, daß dieser neue Majordomus ihn zu der allererbärmlichsten Rolle verurtheilt habe. Sein Entschluß war gefaßt. „Ich oder er!“

Wer an der Seite seiner Mutter Katharina vor der Bartholomäusnacht nicht zurückschauderte, dem machte auch die Ermordung des Herzogs von Guise, seines damaligen Alliirten, keine Gewissensskrupel. Am 23. December ließ er den Herzog aus der Staatsrathssitzung in sein Kabinet rufen, und während dieser durch das Vorzimmer gieng, zückten acht Edelleute ihre Dolche und Schwerter und streckten den Wehrlosen nieder. Dessen Bruder, der Kardinal Ludwig von Guise, wurde gefangen und im Gefängniß ermordet; der zweite Bruder, der Herzog von Mayenne, der sich gerade in Lyon befand, wurde rechtzeitig gewarnt, entfloh nach Paris und rief die Ligue zum offenen Kampf gegen den königlichen Mörder auf.

Dieser, in dem falschen Wahne, daß nun auch die Ligue und die Rebellion bezwungen seien, eilte sofort in der freudigsten Stimmung zu Katharina, welche im untersten Stockwerk des Palastes, gerade unter jenem Vorzimmer, todtkrank im Bett lag und durch den Lärm ängstlich geworden war. „Wünschen Sie mir Glück, Madame“, rief er ihr zu, „jetzt bin ich König von Frankreich; denn der König von Paris lebt nicht mehr“. Erschrocken sagte sie: „Wie, mein Sohn? Sie haben den Herzog von Guise ermordet?“ „Ich kam den Schlägen, die mich treffen sollten, zuvor!“ „Und sein Bruder, der Kardinal?“ „Man bewacht ihn hier. Noch diese Nacht wird sein Los entschieden werden.“ „Ein Kardinal? o mein Sohn! Welch ein Gewitter wird sich in Rom und in Paris gegen Sie zusammenziehen!“ „Ich habe die Macht, Rom zu beugen, und Paris wird bei dieser That erkennen, daß ich mich noch nicht in ein Kloster sperren lasse.“ „Und warum haben Sie mir diesen Entschluß verheimlicht? Sie hätten mich um Rath fragen sollen.“ „Wenn ich es nicht gethan habe, so habe ich Sie wenigstens dabei nachgeahmt.“ „Mein Tod ist sehr nahe; aber ich fürchte, noch vor demselben Sie Ihrer Krone beraubt zu sehen.“ Wenige Tage darauf raffte sie sich auf und besuchte den verhafteten Kardinal von Bourbon. Dieser empfieng sie mit dem Vorwurf, daß sie es sei, welche die Guisen zur Schlachtbank geführt habe. Diese Worte machten Eindruck auf die fast 70jährige Sünderin, ihr Zustand verschlimmerte sich, und am 5. Januar 1589, 13 Tage nach der Ermordung des Guise, starb Katharina von Medici. Ihr Sohn Heinrich III. folgte ihr am 2. August des nämlichen Jahres, durch das Messer des Dominikanermönches Jakob Clément tödtlich getroffen. Vor seinem Tode noch erklärte er seinen Schwager, Heinrich von Navarra,

für seinen Nachfolger. Der Bürgerkrieg entbrannte auf's neue. Heinrich hatte mit dem Herzog von Mayenne um die Krone zu kämpfen. Trotz seiner Siege konnte er sie als Hugenot nicht erringen. Da machte er am 25. Juli 1593 den „gefährlichen Sprung", trat zum Katholicismus über und hielt am 22. März 1594 seinen Einzug in Paris als der Nachfolger des Hauses Valois und der erste Bourbon. Von der Bartholomäusnacht bis zu diesem Einzug war es ein weiter, blutiger Weg. Umbringen, wie Katharina fürchtete, ließ er nun Margarethe nicht, aber scheiden ließ er sich von ihr und heiratete, wie aus Vorliebe für Katharina's Namen und Geschlecht, Maria von Medici.

Christine von Schweden.



Christine von Schweden.

Die Audienz war vorüber. Zwei jüngere Männer, welche sich für italienische Edelleute ausgaben und, wie sie sagten, zu ihrer Ausbildung Europa durchreisten, hatten sich der Königin Christine vorstellen lassen. Gefesselt von dem Ruhme, welchen sie als Beschützerin der Künste und Wissenschaften besitze, seien sie nach Schweden gekommen, um die Gelehrsamkeit auf dem Throne zu sehen. Christine war artig genug, sie sofort zur Tafel zu ziehen, und man war eben im Begriff, sich in den Speisesaal zu begeben. Die zwei Italiener liefen unmittelbar vor der Königin, und wenn diese die straffe mönchische Disciplin, die aus ihrem ganzen Benehmen hervorsah, bedachte und die stramm herabhängenden Arme der Fremden betrachtete, so war sie keinen Augenblick im Zweifel, wen sie eigentlich vor sich habe. Sie hatte es mit ihrem weiblichen Scharfsinn gleich erkannt, daß dies keine Edelleute, oder, wenn je, daß sie noch etwas ganz anderes seien. Aber die Sache bedurfte der größten Vorsicht. Denn gerade in dieser Sache verstand das schwedische Volk keinen Spaß.

Sie flüsterte daher den Italienern, welche so gravitätisch vor ihr hergiengen, ganz leise zu, ob sie vielleicht Briefe an sie hätten. Diese, welche auf solch' geheimnißvolle Proceduren auf's trefflichste eingeschult waren, verriethen sich mit keinem Wort, mit keinem Blick, mit keiner Bewegung. Unbekümmert um Mit- und Nachwelt, wie bei einer die Macht der Kirche entfaltenden Procession, marschirten sie weiter, sahen weder rechts noch links, und nur unvermerkt, wie zufällig, nickte einer mit dem Kopfe. Hoch schlug das Herz Christinen's. Sie war an ihrem Rubikon angelangt. „Sprecht mit niemand!" flüsterte sie, und setzte sich in der aufgeregtesten Stimmung zu Tische. Von der sprudelnden Unterhaltung, welche sonst von ihr geführt wurde, von einem mit Geist und Witz reich gespickten Symposion war diesmal wenig zu merken: unter gleichgiltigen

Fragen, unter raschen, kurzen Antworten verlief die Mahlzeit, und die Gesellschaft gieng auseinander. Kaum war Christine in ihrem Kabinet angelangt, so ließ sie ihren vertrautesten Diener, Johann Holm, zu sich kommen und befahl ihm, mit möglichster Vorsicht zu den italienischen Edelleuten zu gehen. Dieselben würden ihm Briefe an sie abgeben; er solle diese sorgfältig verwahren und, ohne daß irgend jemand eine Ahnung davon bekomme, ihr überbringen. Der gute Holm führte seinen Auftrag auf's beste aus und legte nach einem halben Stündchen die ersehnten Briefe in die Hand Christinens. Rasch erbrach sie dieselben und konnte nicht ohne einiges Schaudern die Sprache des Jesuitengenerals lesen. Sofort wurden die Italiener, welche sich nun zu Mitgliedern des Ordens Jesu entpuppt hatten, auf den andern Morgen bestellt, wo Holm sie so verstohlen wie eine Schmugglerwaare in das Kabinet der Königin zu geleiten hatte.

Die beiden Jesuiten erschienen und gedachten eine förmliche Katechisation mit der Königin vorzunehmen, um sie von ihrer Ketzerei zu heilen und sie in den weiten Schoß der „alleinseligmachenden" katholischen Kirche zurückzuführen. Allein Christine war weit entfernt, sich von den nächsten besten Ordensgeistlichen auf die Schulbank setzen zu lassen; vielmehr legte sie ihnen Fragen vor, an die sie selbst noch nicht viel gedacht hatten. Sie fragte die Patres nach dem Unterschied von Gut und Böse, nach den Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele, und versetzte sie in Schrecken durch die Erklärung, daß es vielleicht das Räthlichste sein werde, wenn sie äußerlich der Landesreligion folge und im übrigen sich an die Gesetze der Vernunft halte. Die Jesuiten erklärten nachher, daß sie mehrmals in die größte Verlegenheit gekommen, daß ihnen die Königin wie vom göttlichen Geist erfüllt erschienen, daß ihnen selbst ketzerische Gedanken aufgestiegen seien, die sie nur mit Gewalt hätten wieder niederdrücken können. Ihre Haupt-Argumentation lief darauf hinaus, daß unter allen Religionen die katholische die vernünftigste sei, daß die Grundsätze derselben „über die Vernunft erhaben, aber keineswegs ihr entgegen seien". Auch bei der Frage über die Anrufung der Heiligen, die Verehrung der Bilder und Reliquien ließ sich Christine gläubig herbei, und ihre Informatoren versicherten, daß „Ihre Majestät mit eindringendem Geiste die ganze Kraft der Gründe, die sie ihr vorhielten, aufgefaßt habe; sonst hätten sie lange Zeit gebraucht".

So konnten die Herren Patres mit dem Erfolg ihrer Bemühungen vollständig zufrieden sein. Etwas fehlte noch, und dies war für den Glanz des Katholicismus gerade die Hauptsache: daß die Königin nicht bloß von den Vorzügen desselben überzeugt sei, sondern auch öffentlich vor aller Welt zur katholischen Kirche übertrete. Dies gieng nicht so leicht; denn Christine sah sich hier vor die Alternative gestellt, entweder als Protestantin den schwedischen Thron zu behalten, oder als Katholikin von ihm herabzusteigen. Es gab kein Drittes; das schwedische Volk duldete, wie sie recht wohl wußte, keinen andersgläubigen König, fügte sich in den Konfessionswechsel der Fürsten nicht mit jener Geschmeidigkeit, welche im vorigen Jahrhundert die Bewohner einiger kleinen Staaten Deutschlands bewiesen haben.

Diese Entscheidung kostete Christine manche Kämpfe, und sie sagte endlich zu den Jesuiten, die ihre Besuche bei ihr fortsetzten, sie halte das Unternehmen für unausführbar, ganz von Herzen katholisch könne sie doch nicht werden, und so werde wohl das Beste sein, wenn sie wieder nach Hause zurückkehrten. Wie sehr erschracken diese Menschenfischer! Sie hatten eben die königliche Seele in ihrem Netze zappeln gesehen, und nun hatte sich diese wieder mit protestantischer Kraft emporgeschnellt. Wie lag ihr ganzer Plan wieder zertrümmert da! Hatten sie ja in begeisterten Visionen nicht nur die Königin, sondern ganz Schweden wieder unter dem sanften Joch des Krummstabes erblickt. Und nun? Ganz andere Saiten mußten sie aufziehen: sie setzten ihr mit Gott, Ewigkeit, Fegfeuer, Teufel so kräftig zu, daß sie ihnen auf einmal sagte: „Was würdet Ihr sprechen, wenn ich näher daran wäre, katholisch zu werden, als Ihr glaubt?" Auf dies hin wurde es den Patres wieder gemüthlicher, und sie fanden die Temperatur des Kabinets etwas behaglicher. Zuletzt fragte die Königin noch, ob der Papst ihr nicht die Erlaubniß geben könnte, das Abendmahl alle Jahre einmal nach lutherischem Ritus zu nehmen. Die Jesuiten kamen in ein neues Entsetzen und verneinten es unter den höchsten Betheurungen. „Dann ist keine Hilfe, ich muß die Krone aufgeben," versetzte Christine.

So war es allerdings. Was sie hier im Februar 1652 ausgesprochen hatte, gieng rasch in Erfüllung. Die Tochter Gustav Adolf's, der zwanzig Jahre vorher im Kampfe für die protestantische Freiheit und gegen die Suprematie des Hauses Habsburg bei Lützen den Heldentod gefunden hatte, stand eben im Begriff, in der Blüte ihrer Jahre die glorreiche

Krone ihres Vaters sich selbst vom Haupt zu nehmen und als reuige Sünderin sich dem Papst zu Füßen zu werfen. Nicht als ob dieser Konfessionswechsel der einzige Grund zu ihrem Rücktritt vom politischen Schauplatz gewesen wäre. Deren gab es sicherlich noch mehrere; aber er gab jedenfalls den Ausschlag. Damit haben wir die Kehrseite jenes lieblichen Bildes, als Gustav Adolf im Mai 1630 vor seinem Abgang nach Deutschland von den versammelten Reichsständen in Stockholm Abschied nahm, sein vierjähriges Töchterchen Christine an der Hand haltend. Todesahnungen durchzuckten seine Seele, und voll trüber Empfindungen stellte er ihnen das Kind als Erbin des Reiches vor, empfahl es ihrer Treue und umarmte es zum letztenmal.

Nach des Vaters Tod wurde die sechsjährige Christine von den Reichsständen einstimmig als Königin und Erbfürstin Schwedens anerkannt. „Wer ist diese Christine?" sagte ein Bauer zu Anfang des Reichstags. Als man sie ihm vorstellte, betrachtete er sie lange und sagte: „Sie ist es; es ist Gustav Adolf's Nase, Auge und Stirne; sie sei unsere Königin!" Bis zu ihrer Volljährigkeit wurde ein Vormundschaftsrath, aus den fünf höchsten Kronbeamten bestehend, gewählt, welcher zugleich die Reichsgeschäfte besorgte. Der berühmte Kanzler Axel Oxenstierna war die Seele des Ganzen: er entfaltete jene staunenswerthe Thätigkeit, welche wohl den Feldherrn, aber nicht den Staatsmann Gustav Adolf vermissen ließ. Christinen's Mutter, Maria Eleonore, eine Prinzessin von Brandenburg, bekam keinen Antheil an der Erziehung ihrer Tochter. Ueber den Tod ihres Gemahls war sie in solche Trauer versenkt, daß sie für ihre Pflichten als Mutter kein helles Auge mehr behielt. Daher konnte auch Christine den Augenblick kaum erwarten, wo sie aus dieser trauervollen Einsamkeit, die in den Gemächern ihrer Mutter herrschte, in ihre Lehrstunden gehen konnte. Den größten Einfluß bei ihrer Erziehung hatte Gustav Adolf's Schwester, die Pfalzgräfin Katharina von Zweibrücken, welche sich mit ihrer Familie in Schweden aufhielt. Sie wird uns zwar als eine achtungswürdige Prinzessin geschildert, scheint aber doch bei Christine, die bis zum Jahre 1639 ihr anvertraut war, es zu einseitig darauf abgesehen zu haben, daß sie ihre Gunst und Liebe gewinne. Sie wußte nichts Gescheideres zu thun, als ihren Sohn Karl Gustav und die junge Königin zu gegenseitigen Liebeserklärungen zu veranlassen und dieser das schwärmerische Versprechen abzulocken, daß sie später ihren Vetter heiraten werde. Karl Gustav machte

später Ernst aus der Sache und berief sich darauf, daß sie in ihrer Kindheit verlobt gewesen seien; Christine nahm zwar alle Rücksicht auf ihn, wollte aber doch von diesen Kindereien nichts mehr wissen.

Sie selbst erzählt, ihr Vater habe befohlen, ihr eine männliche Erziehung zu geben. Er hatte ihr den Professor und Hofprediger Johannes Matthiä zum Lehrer bestimmt, welcher von jener milden, versöhnlichen Gesinnung war, die auch die verschiedensten Religionsbekenntnisse zu einem harmonischen Hymnus vereinigen zu können hoffte. Mit einem guten Gedächtniß, mit klarer, rascher Auffassung begabt, machte sie bald erstaunliche Fortschritte. In ihrem achtzehnten Jahre las sie Thucydides und Polybius in der Urschrift, sprach französisch und italienisch wie ihre Muttersprache, redete lateinisch und deutsch ziemlich korrekt. Sie studirte Tacitus und Plato und zeigte dabei manchmal mehr Scharfsinn als Philologen von Profession. Dabei erzählt sie selbst, daß sie, nachdem sie in ihren Sprachstudien einmal einen soliden Grund gelegt, die meisten Sprachen eigentlich ohne Lehrer gelernt habe.

Wie sie hier weit über das einer Jungfrau gesteckte Ziel hinausgieng, so zeigte sie auch in andern Dingen einen durchaus männlichen Geist. Der französische Gesandte am schwedischen Hof, Chaunt, entwirft folgende Schilderung von ihr: „Ihre Stimme ist gewöhnlich mild wie die eines Mädchens, doch kann sie ihr eine Stärke geben, die über ihr Geschlecht ist. Ihr Wuchs ist unter dem Mittelmaß, was weniger auffiele, wenn sie Frauenschuhe trüge; allein um bequemer zu gehen und zu reiten, braucht sie nur Schuhe ohne Absätze wie die Männer. Sie ist unermüdlich in ritterlichen Uebungen. Ich habe sie zehn Stunden zu Pferd jagen gesehen. Kein Jäger in Schweden trifft sicherer seinen Hasen im Lauf, kein Reiter tummelt besser sein Pferd, und doch macht sie kein Aufhebens davon. Ihre Tafel ist höchst einfach und ohne alle Leckereien. Sie spricht selten mit ihren Hofdamen. Wenn diese bei einer öffentlichen Aufwartung sich einfinden, verläßt sie dieselben nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen und wendet sich zu den Männern. Sie ist gütig gegen ihre Bedienung und freigebiger, als ihre Mittel es erlauben. Sie scherzt gern. Es wäre vielleicht besser, daß sie dem entsagte. Sie geizt mit ihrer Zeit und schläft nur fünf Stunden; des Sommers schläft sie eine Stunde Nachmittags. Sie kümmert sich wenig um ihre Toilette; in einer Viertelstunde ist sie angekleidet, und mit Ausnahme großer Feierlichkeiten machen ein Kamm

und ein Stück Band ihren ganzen Kopfputz aus. Gleichwohl stehen die nachläßig fallenden Haare ihrem Angesicht nicht übel, welches sie übrigens weder vor der Sonne noch gegen Wind und Regen schützt. Keiner hat sie mit einer Haube gesehen, und wenn sie zu Pferde ist, deckt blos ein Hut mit Federn ihr Haupt. Ohne Zweifel übertreibt sie diese Nachläßigkeit ihrer Person. (Schrieb doch der Beichtvater des spanischen Gesandten von ihr: „Sie kämmt sich bloß einmal in der Woche, und ich habe sie mit grobem, zerrissenem Weißzeug, voll von Dintenflecken, gesehen.") Allein nichts hat für sie größeren Werth, als die brennende Liebe für Tugend und Ehre; nicht durch Eroberungen, sondern durch eigenes außerordentliches Verdienst soll ihr Name leuchten. Ihren Ruhm will sie sich selbst, nicht der Tapferkeit ihrer Unterthanen verdanken."

In ihrem vierzehnten Jahre — sie war 1626 geboren — fieng sie an, den Staatsangelegenheiten einige Zeit zu widmen. Zwei Jahre darauf wurde sie von Oxenstierna in die Sitzungen des Reichsraths eingeführt, und von da an wurde nichts mehr entschieden, ohne daß man vorher ihre Ansicht eingeholt hätte. Am siebenten December 1644, dem Tag vor ihrem Geburtstag, hielt in Gegenwart eines Ausschusses der Stände der Reichskanzler eine Rede an sie, worin er sie bat, nun, da sie achtzehn Jahre alt sei, die Regierung selbst zu übernehmen. Darauf dankte sie ihm und den übrigen Mitgliedern der Regentschaft für die Treue und Umsicht, womit sie in diesen stürmischen Zeiten das Ruder des Staats geführt hätten, und leistete den Eid als Königin von Schweden.

Sie wollte nicht bloß Königin heißen, sondern es auch sein, und dies war gerade damals eine schwierige Sache. Noch wüthete der dreißigjährige Krieg, und Schwedens Söhne bluteten auf den Schlachtfeldern Deutschlands; der ganze so großartig angelegte Krieg, die mächtige Stellung, welche Schweden unter den Staaten Europas beanspruchte und damals noch einnahm, stand in keinem Verhältniß zu den Kräften des Landes; im Innern herrschte Mangel und bei dem Uebergewicht des Adels große Unzufriedenheit unter dem Bürger- und Bauernstand. Der Adel war frei von Abgaben, betrachtete alle hohen Aemter als seine Privatdomäne, drückte die gutshörigen Bauern mit den härtesten Frohnen und war nahe daran, den freien Bauernstand in ein Helotenthum umzuwandeln. Statt die ungeheuren Summen, welche der Krieg verschlang, durch gleichere Vertheilung der Abgaben aufzubringen, veräußerte man

die Hauptquelle der Staatseinkünfte, die Krongüter, wobei die Bestimmung war, daß sie nur an Adelige verkauft werden durften. Ebenso war es mit den Kron-Renten, welche gleichfalls an den Adel veräußert wurden, wodurch die Bauern nicht mehr dem König, sondern dem Adel steuerpflichtig, aus unmittelbaren Unterthanen zu mittelbaren wurden. Dies erzeugte böses Blut, und Unruhen konnten nicht ausbleiben. Die Kluft zwischen dem Adel und den übrigen Ständen dachte und machte man so groß, daß ein Adeliger, der eine Frau aus dem Bürger- oder Bauernstand nahm, eben dadurch seinen Adel verlor.

Zwischen diesen scharfen Gegensätzen mit Glück zu manövriren, gieng fast über die Kräfte einer achtzehnjährigen Jungfrau. Sie nahm es freilich nicht immer so genau und verschleuderte die Krongüter ohne Maß und Ziel. Doch war sie nicht gemeint, die Macht des Adels zu heben, und sagte sogar einmal im Reichsrath: „Ich bemerke wohl, man wünscht hier, daß Schweden ein Wahlreich oder eine Aristokratie werde." Um nach dem langen Interregnum die königliche Gewalt wieder fest zu begründen, vermehrte sie den Reichsrath durch ihr ergebene Männer, verlieh auch Leuten von geringerem Stande Staatsämter und machte gegen fünfhundert Bürgerliche zu Edelleuten. Auch hier wurde zuweilen ohne alle Rücksicht auf Verdienst und Schicklichkeit verfahren. Denn unter den Geadelten befand sich auch ihr Hofschneider Jan Holm, welcher den prächtigen Namen Leijoucrona (Löwenkrone) annahm und Hofintendant wurde.

Am eifersüchtigsten war sie auf den Reichskanzler Oxenstierna. Nicht als ob dieser eine Partei hätte gegen sie bilden, den Glanz ihrer Krone hätte verdunkeln wollen! Aber gerade das, daß er mit seiner ungemeinen Geschäftsgewandtheit, mit seinen detailirten Kenntnissen in den einheimischen und auswärtigen Angelegenheiten für jeden schwedischen Monarchen ein unentbehrlicher Rathgeber war, konnte sie ihm nicht verzeihen. Hatte sie ihm vorher, ehe sie die Regierung übernahm, eine fast kindliche Verehrung bewiesen, so hätte sie ihn von diesem Zeitpunkt an gerne bei Seite geschoben, um vor aller Welt zu zeigen, daß sie keinen Premier-Minister brauche, daß alles, was geschehe, nur „in ihrem Kopf gewachsen" sei.

Gänzlich brechen freilich durfte Christine nicht mit ihm. Seine Vorzüge, seine Verdienste, auch sein Anhang waren zu groß. Und wie ruhig und nüchtern sah er alle Verhältnisse an, er, der von sich sagte,

daß er beim Schlafengehen alle seine Sorgen mit seinen Kleidern ablege und bis zum nächsten Morgen liegen lasse, daß in seinem ganzen Leben nichts ihn am Schlafen gehindert habe außer den beiden Unglücksfällen, dem Tode Gustav Adolf's und der Niederlage bei Nördlingen! So lange der Krieg dauerte, konnte sie nicht daran denken, ohne ihn zu regieren. Eben deßwegen aber betrieb sie den Abschluß des westfälischen Friedens, während Oxenstierna, um für Schweden größere Vortheile zu erringen, den Krieg noch hinausziehen wollte. Des Kanzlers Sohn war Gesandter bei dem Friedenskongreß zu Osnabrück, und um ein Gegengewicht zu haben, machte sie den kenntnißreichen und gewandten Johann Salvius, den Sohn eines Bürgers zu Strengnäs, zu ihrem zweiten Gesandten. Dazwischen hinein schmeichelte sie wieder dem alten Normannen. Nach glücklicher Beendigung des dänischen Krieges erhob sie ihn im Jahre 1645 unter rühmender Anerkennung seiner Verdienste in den Grafenstand. Endlich aber brach das Gewitter los. Er konnte es nicht mit ruhigem Blute ansehen, wie die Königin den schönen, jungen Grafen Magnus Gabriel de la Gardie, dessen Vater aus Frankreich abstammte und als Reichsmarschall einer ihrer Vormünder war, zu ihrem ersten Günstling machte und mit Ehren und Reichthümern überhäufte. Nach einem heftigen Wortwechsel erbat er sich von der Königin die Erlaubniß, auf seine Güter zu gehen, und erhielt sie. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, den Mann, welcher nebst Richelieu eine Zeit lang die Fäden der europäischen Angelegenheiten in seiner Hand gehalten hatte, plötzlich den Staatsmann so gänzlich wie seine Sorgen ablegen und nur mit der Landwirthschaft beschäftigt zu sehen. Wenn er an seinen Sohn schreibt: „Bei uns auf dem Lande steht alles gut und ein herrliches Fruchtjahr vor Augen; Gott segne! Ich reise nach zwei Tagen nach Fiholm, das Haus und meine Neuroden zu besehen. Daselbst habe ich heuer eine Schar Dalburschе gehabt, die bereits ein großes Stück gereutet haben, so daß ich hoffe, Fiholm mit Platz und Wiesen versehen zu haben," wer erkennt noch den Mann, der nach dem Tage von Lützen die Leitung des großen Krieges übernahm?

Allein die Günstlinge wechseln bekanntlich bei den Königinnen, und so übernahm Oxenstierna im Jahre 1653, als Gardie in Ungnade gefallen war, wieder die Regierungsgeschäfte. Es war dies die Zeit, wo Christine denselben bereits nicht mehr so eifrig oblag und jeden Augen-

blick daran war, die Welt mit Kundgebung ihres Entschlusses zu überraschen. Zu Anfang ihrer Regierung war es anders. Mit unermüdlichem Eifer nahm sie an den Rathssitzungen theil und suchte sich durch Anhörung der verschiedenen Meinungen bei jedem einzelnen Fall ein selbständiges Urtheil zu bilden. Selbst wenn sie zur Ader gelassen hatte oder einiges Fieber spürte, versäumte sie nicht die Sitzung, auf welche sie sich durch Studium der Akten und durch Nachdenken wohl präparirt hatte, legte, ohne ihre eigene Ansicht zu verrathen, die Frage vor, ließ alle Mitglieder ihre Meinung äußern und sprach zuletzt die ihrige mit einer Sicherheit aus, der die alten Senatoren selten widerstehen konnten. „Es ist unglaublich," sagt Chaunt, „wie mächtig sie in ihrem Rath ist; denn sie verbindet mit ihrer Macht als Königin Anmut und Ueberredungskunst."

So sehr auch das Bewußtsein der Selbstregierung sie eine Zeit lang befriedigte, so konnte doch auch dies ihrem lebhaften Geiste auf die Länge nicht genügen. Künste und Wissenschaften waren es, was sie fesselte, und sie strebte nach dem Ruhme, in ihrer Hauptstadt ein zweites Athen erstehen zu sehen. Sie setzte sich mit den vorzüglichsten Gelehrten Europa's in Verbindung, lud sie ein, nach Stockholm zu kommen oder ihr Nachrichten von ihren Werken zu geben. Deutsche Philologen und Historiker, französische Philosophen und Mediciner, holländische und italienische Notabilitäten kamen mit ihren gelehrten Guckkästen herbei, gaben am schwedischen Hofe über wissenswerthe und gleichgiltige Dinge, über sonnenklare und mysteriöse Gegenstände Vorstellungen, überboten sich in lateinischen Lobreden und Gedichten auf die Königin, dedicirten ihr ein Buch um das andere, wurden belohnt und gefüttert, gelobt und verhöhnt und zuletzt entlassen. Gieng es doch über die witzigste Komödie, als sie in Anwesenheit ihres Hofes den Philologen Meibom und den französischen Arzt Naude, von denen der eine über die Musik, der andere über den Tanz der Alten geschrieben hatte, aufforderte, daß sie nun ihre gelehrten Theorien in's Praktische übersetzen und in antiker Weise singen und tanzen sollten, was sie denn auch unter dem schallenden Gelächter der Hofleute seltsam genug ausführten. Selbst der berühmte Philosoph Cartesius ließ sich zu einem Besuch bewegen und kam zwei Monate lang jeden Tag Morgens fünf Uhr in der Bibliothek der Königin mit ihr zusammen. Wie eine Biene flog sie von einem zum andern, entlehnte von jedem,

was sie brauchen konnte, und legte ihre eigenen Ideen dar. Die gelehrten Herren waren ganz erstaunt, diese Fülle von Kenntnissen, diese leichte Auffassung, diesen Scharfsinn in der Beurtheilung in ihr zu finden. Ganz verwundert schreibt der antike Tanzmeister Naude: „Ihr Geist ist höchst außerordentlich, sie hat alles gesehen, alles gelesen, sie weiß alles.“

Aber die Sache hatte auch ihre Kehrseite. Dadurch, daß sich Christine zur Wunderblume von Europa machen wollte, entfremdete sie sich ihrem Geburtslande immer mehr. Die niedrige Bildung ihrer Unterthanen erschien ihr verächtlich, und ihr Blick schweifte in die weite Ferne. Der Schwede haßte einen Hof, welcher sich vom Lande ernähren ließ und doch täglich über seine Ernährer die Nase rümpfte, welcher an fremde Stubengelehrte, Schmarotzer und Abenteurer große Summen verschwendete und sich dabei der Schmach aussetzte, daß aus Mangel an Geld zweimal die Hofküche geschlossen werden mußte. Und fand sie denn selbst in dieser Schmetterlings-Existenz dauernde Befriedigung? Sehen wir nicht, wie sie nach wenigen Jahren den größten Theil der Gelehrten wieder entließ und auf den Rath ihres französischen Arztes Bourdelot eine fröhlichere Lebensweise annahm und den Genüssen der Welt nachgieng? Mythologische Aufführungen voll unwürdiger Schmeicheleien, Bälle, Theater lösten nun einander ab, aus Italien kam eine ganze Schar von Sängern und Komödianten, und eine Günstlingswirthschaft blühte, wie je an einem Frauenhofe. Kaum war Gabriel de la Gardie in Ungnade gefallen, so war der spanische Gesandte, Don Antonio Pimentelli, der officielle Anbeter der Königin, der mit seinen liebenswürdigen Manieren sie so einnahm, daß er fast unzertrennlich von ihr war. Sie stiftete für fünfzehn Personen beiderlei Geschlechts den Amaranthen-Orden und machte Pimentelli zum ersten Ritter desselben. Nach den Statuten, die jeder beschwören mußte, verpflichteten sich die ledigen Mitglieder, ledig zu bleiben, die verheirateten, nach dem Tode ihrer Frauen nicht mehr zu heiraten. Mit glänzenden Ordenszeichen stolzirten diese Priester und Priesterinnen des Cölibats einher und erfüllten ihr Gelübde um so gewissenhafter, je weniger sie sich um andere Gebote kümmerten. Neben Pimentelli fand Christine den Grafen Tott, der als 23jähriger Jüngling schön wie ein Apollo von seinen Reisen zurückkehrte, so reizend und interessant, daß sie fast nicht ohne ihn leben zu können meinte und ihn ohne Oxenstierna's Einsprache zum Herzog erhoben hätte.

Wie in ihren Studien und in den Staatsgeschäften, so zeigte sie sich auch in der Liebe. Rasch, ohne zu überlegen, ohne nach den Folgen zu fragen, hieng sie sich an einen neuen Gegenstand, der seinen blendenden Glanz in ihren Gesichtskreis warf, hieng sich an ihn mit fieberhafter Ungeduld, zeigte in seiner Ausnutzung einen unauslöschlichen Durst und warf ihn, einer neuen Leidenschaft entgegen gehend, wie eine ausgedrückte Citrone weg. Nirgends Ruhe, nirgends Besonnenheit, nirgend etwas Festes, überall eitle Selbstberäucherung, planloses Herumtasten und zuletzt die reine Blasirtheit. Sie hätte diesen Klippen entgehen können, wenn sie den Wünschen des Landes nachgegeben und sich bei Zeiten vermählt hätte. Gleich bei ihrem Regierungsantritt legte der Reichsrath ihr diese Bitte vor. An Bewerbern fehlte es nicht, und ihr Vetter, der Pfalzgraf von Zweibrücken, wartete ja seit seiner Kindheit darauf, daß sie den Amaranthen-Orden mit einem anständigen Häubchen vertausche und sich von ihm durch's Leben geleiten lasse. Er war der Neffe Gustav Adolf's, in Schweden geboren, in der Religion, den Sitten und Gesetzen des Landes auferzogen, kannte dessen Sprache, war überall geliebt und geachtet, hatte sich unter dem kriegstüchtigen Torstenson in den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges rühmlich ausgezeichnet und eignete sich daher nach der fast einstimmigen Ansicht des Landes mehr als jeder andere zum Gemahl der Königin. Als er endlich im Jahre 1648 eine bestimmte Antwort von ihr begehrte, sagte sie ihm in Gegenwart des Grafen Gardie und des zum Bischof ernannten Dr. Johannes Matthiä, daß sie, wenn sie je heirate, keinem anderen Manne als ihm ihre Hand gebe, daß sie aber, falls sie sich zur Heirat nicht entschließen könne, sich bemühen werde, ihn zu ihrem Nachfolger erklären zu lassen. Er erwiderte ihr, daß er ohne sie nichts vom Throne wolle, daß er, wenn sie ihn nicht heirate, lieber mit einem Stück Brot sich begnügen und Schweden nie mehr sehen wolle, worauf sie ihm entgegnete, das sei ein übertriebenes Wesen und ein Kapitel aus einem Roman.

Wie gleichen sich doch diese beiden Königinnen, die englische Elisabeth und Christine von Schweden in so manchen Beziehungen! Beide haben ausgezeichnete Verstandeskräfte, einen starken, männlichen Willen, den Wunsch, über ihr Land großen historischen Ruhm zu verbreiten, den Stolz, als jungfräuliche Königinnen zu leben und zu sterben, und setzen auch trotz des heftigsten Andrängens der fürstlichen Bewerber und des Landes

ihren Willen durch, obgleich beide keineswegs für die Liebenswürdigkeit der Männer unempfänglich sind. Aber damit hört auch die Vergleichung auf; denn Elisabeth war keine schöngeistige Phantastin, sondern eine dem Realen zugewandte Person und hieng an ihrem Throne wie der dreijährige Knabe an seinem Wiegenpferd.

Das ungebundene Leben, welches sie führte, wollte Christine um keinen Preis aufgeben, nie einem Manne ein dauerndes Recht auf ihre Person geben, jederzeit die Macht haben, ihren Geliebten nach Belieben zu entlassen. Lieber wolle sie sterben, als sich vermählen, erklärte sie zuletzt geradezu. Sie äußerte sich in den Denksprüchen, welche später von ihr veröffentlicht wurden, sonderbar genug über die Ehe: „Die Mannspersonen heiraten, weil sie nicht wissen, was sie thun, die Frauenzimmer, um unter eines Mannes Schutz in Freiheit zu kommen;“ „die Nonnen und die Eheweiber sind auf verschiedene Art unglücklich;“ „zum Heiraten gehört mehr Herz als zum Krieg;“ „man muß die Herzhaftigkeit derer bewundern, die zur Ehe schreiten.“ Wenn sie dagegen auch sagt: „Das Herz ist zur Liebe gemacht, es muß also lieben,“ so wird man dies ihr gern glauben, und wenn sie hinzusetzt: „so wie wir selbst beschaffen sind, so ist auch unsere Liebe beschaffen,“ so hat sie diesen Satz durch ihr ganzes Leben gehörig bewiesen.

Im Jahre 1649 erneuerten die Stände ihre Bitte, daß sie sich einen Gemahl erwählen möchte, und deuteten mit klaren Worten auf ihren Vetter Karl Gustav hin. Ihre Antwort war der Vorschlag, daß sie diesen Prinzen zu ihrem Thronfolger erklären sollten. Es gab einen heftigen Wortwechsel: die Stände drangen auf die Heirat, Christine lehnte dies entschieden ab und verlangte im Interesse der Sicherheit des Reiches die Wahl eines Nachfolgers. Wenn jene ihr vorwarfen, daß sie durch ihren Eigensinn die Ruhe des Landes auf's Spiel setze, und merken ließen, daß ihrem Entschlusse irgend eine geheime Absicht zu Grunde liege, so erwiderte sie ihnen, daß ja gerade durch ihren Vorschlag für die Dauer der Monarchie und die Beruhigung des Staates gesorgt werde, daß sie die auf eine aristokratische Republik abzielenden Plane des hohen Adels recht wohl kenne, und schloß mit den Worten: „Erklärt Karl Gustav sogleich zu meinem Nachfolger! Sterbe ich, ohne daß es geschehen, so wette ich meine beiden Ohren, daß er niemals auf den Thron kommt!“ Den Einwand Torstenson's, daß der Prinz, wenn er nicht ihre Hand bekomme, sich

wohl niemals vermählen werde und eben deßwegen zum Thronfolger weniger tauge, widerlegte sie — und die nächsten Jahre gaben ihr hierin Recht — mit den Worten: „Hat keine Gefahr, die Liebe brennt nicht nothwendig für eine einzige; eine Krone ist ein schönes Mädchen." Die Männer, welche am Ruder des Staates ergraut waren oder als Feldherren Europa in Angst und Zittern versetzt hatten, vermochten der 23jährigen Christine nicht zu imponiren, auch kein noch so leises Abweichen von der vorgesteckten Linie abzuringen, sahen sich vielmehr selbst von ihr angeklagt und schwiegen lieber. So sehr der Adel Karl Gustav zum Gemahl der Königin auserwählt sehen wollte, so wenig wollte er ihn nach dem Tode oder der Abdankung Christinen's zum König haben. Denn es herrschte die Ansicht, daß dieser die Mißbräuche, welche sich mit Gustav Adolf's Tod eingeschlichen hatten, aufheben und dem wiederholt ausgesprochenen Verlangen der drei unteren Stände, der Geistlichkeit, Bürger und Bauern, welche auf Rückgabe der gesetzlich unveräußerlichen Krongüter an den Fiskus drangen, willfahren und dem Widerstand des habsüchtigen und herrschsüchtigen Adels mit einer militärischen Diktatur begegnen werde.

Doch mußten sie dem Ansehen der Königin, welche noch von dem Ruhme und der Verehrung ihres Vaters etwas zu genießen hatte, weichen und den Pfalzgrafen zum Thronfolger erklären. Nur mit Widerstreben unterschrieb Oxenstierna, welchem die Königin die Schrift in's Haus geschickt hatte, diesen Beschluß. Er war sicherlich überzeugt, daß Christine nur deßwegen die Wahl ihres Thronfolgers betreibe, um bei der nächsten Gelegenheit selbst vom Throne zu steigen. Und wenn ihm auch weder ihr Privatleben noch ihre Regierungsgrundsätze immer gefielen, so war er doch zu sehr mit der militärisch-politischen Stellung Gustav Adolf's verwachsen, als daß er nicht die Pietät gegen diesen auch auf jene übergetragen hätte, wie er denn auch, als er kurz nach ihrer Abdankung dem Tode nahe war, noch in den letzten Augenblicken ausrief: „Sie ist doch des großen Gustav Tochter!" Und so sagte er, als ihm der Hofkanzler Tungel den Thronfolge-Beschluß zur Unterschrift brachte: „Ich bekenne ernstlich, daß, wenn mein Grab mir zu dieser Stunde offen und es in meiner Willkür stände, mich in's Grab zu legen oder das Instrument über die Thronfolge zu unterzeichnen, so hole mich der Teufel, wenn ich nicht lieber mich in's Grab legte als es unterschriebe."

Nachdem Karl Gustav zum Nachfolger designirt war, hatte übrigens

Christine durchaus nicht im Sinn, von ihren königlichen Rechten und Funktionen auch nur das Geringste ihm abzutreten. Vielmehr hielt sie ihn, der an ihrem Hofleben gar wenig Geschmack fand, fern von jeder Theilnahme an den Reichsgeschäften und zeigte sich im Oktober 1650, wo sie sich, obgleich zur Abdankung schon entschlossen, mit ungewöhnlicher Pracht zu Stockholm krönen ließ, in dem vollen Glanz ihrer irdischen Herrlichkeit, mit Krone und Purpurkleid geschmückt, die Großen des Reichs um sich versammelt, die Reichsstände zu ihren Füßen. Gerade ein Jahr nachher, im Oktober 1651, theilte sie dem Reichsrath ihre Absicht mit, die Krone niederzulegen, und nur den eindringlichen Vorstellungen des alten Reichskanzlers Oxenstierna gelang es, sie von ihrem Entschlusse abzubringen. Wie lange mochte es aber anstehen, bis diese Zurücknahme selbst wieder zurückgenommen wurde! Die finanziellen Verlegenheiten wuchsen allerdings der immer in idealen Sphären schwebenden Königin nach und nach über den Kopf. Und wenn auch Oxenstierna ihr sagte, sie solle sich durch dieselben nicht bestimmen lassen, man werde schon dafür sorgen, daß der Glanz der Krone nicht leide, so war es doch jedermann klar, daß die bisherige Wirthschaft nicht lange mehr fortgeführt werden konnte. Während sie mit vollen Händen austheilte, ihrem geliebten Grafen Gabriel hunderttausend Thaler französische Subsidiengelder schenkte, damit er als ihr Gesandter in Paris glänzend auftreten könnte, und mit Krongütern ihn so reichlich bedachte, daß er ein jährliches Einkommen von achtzigtausend Thalern hatte, litt ihre eigene Kasse an der Schwindsucht. Um sich vor einem förmlichen Bankerott zu retten, mußte sie zu sehr unköniglichen Mitteln greifen. Das Silbergeschirr wurde versetzt, von ihrem Statthalter in Pommern nahm sie ein Geschenk von 50,000 Thalern an, ihrem Gesandten Salvius war sie 146,000 Thaler schuldig, und dazu entlehnte sie nach seinem Tode bei seiner Witwe noch 50,000 Thaler, die niemals bezahlt wurden. Ihre Dienerschaft war freilich auch zu einer ganzen Legion von Köpfen angewachsen, und die jungfräuliche Königin unterhielt nicht bloß zwei Barbiere und fünf Doktores, sondern auch eine Menge von deutschen, französischen und italienischen Musikanten.

Es gab eine Partei im Lande, welche ihr den Entschluß zur Abdankung sehr erleichtern wollte. Kaum hatte sie denselben zurückgenommen, so erschien eine anonyme Schrift, in welcher die Königin, ihre früheren Vormünder, ihr Günstling Gabriel de la Gardie auf's heftigste angegriffen

und der Erbprinz Karl Gustav aufgefordert wurde, sich der Regierung zu bemächtigen, wobei er auf den jüngern Adel und die Unterstützung der nichtadeligen Stände zählen könne. Aber Karl Gustav war klug genug, sein legitimes Recht nicht in ein revolutionäres umzuwandeln und sich Christine gegenüber nicht als einen ungeduldigen Seelenwärter zu gebärden. Der Verfasser, Messenius, wurde entdeckt und mußte seine unvorsichtige und zu spitzige Schreibart nebst seinem Vater mit dem Blute büßen. In Schrecken kam durch diese offene Mahnung, daß in dem Staate Schweden etwas faul sei, Christine nicht, denn sie besaß außerordentlichen Muth; aber die Aussicht für die Zukunft hatte doch um so weniger Verlockendes für sie, je mehr sich diese ihr enthüllte. War es doch so weit gekommen, daß die drei nichtadeligen Stände der Königin einen förmlichen Protest gegen den Adel, welcher die Krongüter nicht herausgeben wollte, überreichten, daß überall die größte Unruhe herrschte, die Reichen ihre Kostbarkeiten in Sicherheit brachten und an Flucht dachten, Oxenstierna mit dem fatalistischen Glauben in seiner Kammer saß, als ob, wann die Thüre sich öffne, jemand hereinkomme, um ihn umzubringen, und daß ein Bauer, welcher zugleich Reichstagsdeputirter war, offen bei einem Gelage erklärte, die Bauern wollten alle Adelige todtschlagen. Christine hielt es mit der unterdrückten Partei und sagte zu einem Wortführer derselben das bezeichnende Wort: „Jetzt oder niemals!“ Aber wenn sie dem übermächtigen Adel den Fehdehandschuh hinwarf, so durfte sie sicher sein, daß dieser ihn aufhob und weit eher über die Trümmer ihres Thrones hinschritt, als sich den Forderungen einer neuen Zeit fügte. Christine war zwar eine männlich gesinnte Jungfrau, aber ein Mann war sie doch nicht, und die schwedischen Verhältnisse bedurften damals die volle Kraft und Einsicht eines militärisch auftretenden Fürsten. Dies gestand sie später selbst zu, wenn sie in ihren Denksprüchen den Satz aufstellte: „Das schöne Geschlecht ist einer guten Regierung sehr hinderlich. Das salische Gesetz, welches die Weiber vom Throne ausschließt, ist gerecht.“ Und wenn sie hinzusetzt, „wenngleich vordem einige Königinnen gewesen sind, welche löblich regiert haben, wie Semiramis, Nitokris, Zenobia, so sind doch diese Beispiele so selten, daß man sich von diesen Wundern gar keine Rechnung auf andere machen darf,“ so hätte sie besser daran gethan, ihre Beispiele, statt bei mythologischen Figuren zu suchen und dabei ihre Gelehrsamkeit zu zeigen, mehr aus der nächsten Nähe herzuholen,

wozu England und Schottland ihr einiges Material hätten geben können.

Zu den finanziellen Mißständen der Gegenwart und zu der revolutionären Zukunft kam nun, wie am Eingang bemerkt wurde, noch die religiöse Frage. Ein Geist wie der ihrige konnte sich mit dem starren Lutherthum, wie es sich in Schweden eingebürgert hatte, nicht befreunden. Die langen Predigten, zu deren Anhörung sie verurtheilt war, waren ihr eine Qual; aber wenn sie auch auf jede mögliche Art den Wunsch der Abkürzung zu verstehen gab, mit ihrem Stuhle hin und her rückte, mit ihrem Hündchen spielte, so machte doch der eifrige Redner unbarmherzig fort, ja fühlte sich verpflichtet, auch noch diese Ungeduld seiner Zuhörerin in den Kreis seiner Polemik zu verflechten. Dagegen zog sie alles, was sie von der katholischen Religion hörte, ungemein an. Es war ja wieder etwas Neues, etwas Fremdes, äußerlich Blendendes; wie hätte also Christine dem widerstehen können! Nicht als ob sie für ihr glaubensbedürftiges Herz hier ein stilles Asyl hätte suchen wollen! Sie huldigte vielmehr bei ihrer philosophischen Vielwisserei einem hochmüthigen Indifferentismus, wie er an ihrem Hofe besonders seit der Zeit zur Mode kam, wo der katholische, aber indifferente Arzt Bourdelot, der sie aus einer gefährlichen Krankheit errettet haben soll, ihr ganzes Vertrauen besaß. Aber es gibt bekanntlich viele Beispiele, daß religiöser Indifferentismus, zumal im Bund mit Uebersättigung an den weltlichen Genüssen und mit stagnirender Blasirtheit, der sicherste Vorbote des Apostatenthums ist.

Schon im neunten Jahr rief sie, als man ihr sagte, daß die katholische Religion den ehelosen Stand als ein Verdienst ansehe, freudig aus: „Ah, wie schön ist dies! Diese Religion will ich annehmen!“ Je strenger man diesem entgegenarbeitete, desto mehr hielt sie es fest. „Wenn man katholisch ist,“ sagte sie, „so hat man den Trost, zu glauben, was so viele edle Geister sechzehn Jahrhunderte lang geglaubt, einer Religion anzugehören, welche durch Millionen Wunder, Millionen Märtyrer bestätigt ist, die endlich so viele wunderbare Jungfrauen hervorgebracht hat, welche die Schwachheiten ihres Geschlechts überwunden und sich Gott geopfert haben.“ Das war es also: diese tausendjährige Pyramide, dessen Grundlage Millionen Märtyrer, dessen Spitze der untrügliche Papst ist, imponirte ihr, wie man an einem alten großartigen Palast verwundert aufsieht, und da sie denselben von schönen Jungfrauen bewohnt sah, welche

dort eben so sehr Verehrung genoßen als zollten, so wollte sie sich gleich auch ein paar Stübchen darin mieten.

Außer Bourdelot waren es noch zwei Personen, welche um ihre Neigung zum Katholicismus wußten und sie darin bestärkten. Der eine war der Jesuit Antonio Macedo, Beichtvater und Dolmetscher des portugiesischen Gesandten Pernira. Wann letzterer bei ihr in der Audienz war, war sie Schalk genug, mit seinem Dolmetscher ein religiöses Gespräch anzufangen und ihn dadurch zu nöthigen, seinem Herrn über das, was die Königin sagte, ganz falsche Angaben zu machen. Eben dieser Macedo war es, den sie nach Rom zum Jesuitengeneral schickte, um ihm ihre Absicht mitzutheilen und ihn zu ersuchen, ihr ein paar vertraute Mitglieder seines Ordens zu senden. Da man sein plötzliches Verschwinden nicht erklären konnte und irgend ein Unglück vermuthete, so that Christine, als ob sie ihn eifrig aufsuchen ließe, suchte aber in Wahrheit seine Spur zu verwischen. Die andere Person war der schon angeführte spanische Gesandte Pimentelli. Auf seinen Antrag lud der König von Spanien sie ein, ihren Aufenthalt in seinem Lande zu nehmen. Und doch schrieb sie im Jahre 1652, als eben jene beiden Jesuiten an ihrer Bekehrung arbeiteten, einen Brief an den Landgrafen Friedrich von Hessen, um ihn vom Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche abzuhalten. „Kann es Ihnen unbekannt sein, wie sehr diejenigen, welche ihre Religion verändern, von denen gehaßt werden, deren Meinungen sie verlassen, und wissen Sie nicht aus so vielen berühmten Beispielen, daß sie selbst von denen verachtet werden, zu denen sie übergehen? Erwägen Sie wohl, wie sehr die Ehre eines Fürsten davon abhängt, daß man ihn für standhaft hält, und seien Sie gewiß, daß Sie der Ihrigen sehr schaden werden, wenn Sie einen solchen Fehler begehen!"

Zwei Jahre nach diesem so verständig geschriebenen Briefe war sie entschlossen, das Gegentheil von dem zu thun, was sie dem Landgrafen gerathen hatte. Damit war aber die Nothwendigkeit ihrer Abdankung schon entschieden. Denn die Reichsgesetze duldeten keinen katholischen Fürsten. So gab die religiöse Frage den Ausschlag, nachdem anderes den Anstoß gegeben hatte. Die Finanzen waren zerrüttet, ein Bürgerkrieg schien vor der Thüre zu sein, die Reichsgeschäfte waren ihr so zur Last, daß sie sagte, wenn der Staatssekretär mit Akten zur Unterschrift komme, glaube sie, den Teufel zu sehen; auf die Bildung ihres Vater-

landes sah sie mit Verachtung herab, der Protestantismus war ihr etwas Aufgedrängtes, von dem sie sich vielfach wie von einer kalten Hand angefaßt fühlte: so that sie denn den Schritt, wozu sie von ihrer Kindheit an einen geheimen Zug hatte. Das Auffallende, das Entgegengesetzte, das Unbekannte war es ja, wonach sie immer mit hastiger Gier griff. Wenn sich ihr Vater in seiner Herrschergröße gefiel und durch seinen Kampf für den Protestantismus groß und berühmt wurde, so schlug die Tochter den gerade entgegengesetzten Weg ein, begab sich freiwillig ihrer Herrschergröße und kehrte dem Protestantismus den Rücken.

Im Februar 1654 theilte sie dem Reichsrath ihren unwiderruflichen Entschluß mit, die Krone niederzulegen und dem Erbprinzen zu übergeben. Man sah bald, daß Vorstellungen nichts mehr halfen. Oxenstierna sagte: „Muß es sein, dann je eher je lieber!“ Die Hauptsache war ihr nun, daß sie eine sichere jährliche Rente herausschlug. Sie erhielt Stadt und Schloß Norköping, einige Inseln und Besitzungen in Pommern, deren Einkünfte zu 240,000 Thalern angeschlagen waren. In diesen Orten durfte sie die Beamten, aber nur protestantische Schweden, anstellen, und über ihre Hausbeamten behielt sie sich die Gerichtsbarkeit vor. Nachdem dies alles zugestanden war, erfolgte am 16. Juni 1654 vor den versammelten Reichsständen in Upsala die Ceremonie der Abdankung. Die Krone auf dem Haupt, Scepter und Apfel in der Hand, im weißen Kleid hielt Christine vom Throne aus ihre Abschiedsrede, stieg herab und forderte den alten Grafen Brahe auf, ihr die Krone vom Haupt zu nehmen. Dieser, das Band zwischen Fürst und Unterthan für unauflöslich haltend, weigerte sich, daher sie sich die Krone selbst abnehmen mußte, worauf Brahe sie aus ihren Händen empfieng. „Schön wie ein Engel stand sie da,“ sagt ein Augenzeuge. Alles war von ihrer herrlichen Rede, noch mehr von der Gewalt des Augenblicks, wo der letzte Sproß der Wasa den Thron verließ, tief ergriffen, und nicht bloß die Frauen, auch manch' hartes Männerherz wurde zu Thränen gerührt. Nach Niederlegung der Reichsinsignien empfieng sie die Abschiedshuldigung der Stände. Der Sprecher des Bauernstandes erschien zuletzt. Er kniete vor ihr nieder, ergriff und schüttelte ihr die Hand, küßte sie mehreremal, wischte sich die Thränen mit dem Tuche ab und gieng, ohne auch nur ein Wort reden zu können, an seinen Platz zurück. Nachmittags wurde Karl Gustav als König gekrönt.

Am folgenden Tage reiste Christine von Upsala ab, hielt sich nur wenige Tage in Stockholm auf, gieng nicht nach Calmar, wo zwölf Kriegsschiffe warteten, um sie nach Deutschland zu bringen, sondern begab sich in Männerkleidung mit wenigen Vertrauten nach dem Sund. Als sie die Grenze überschritt, rief sie aus: „Endlich bin ich frei und aus Schweden, wohin ich hoffe niemals wieder zurückzukehren."

Nun begann ihr abenteuerlicher Zug durch Europa.

Von Hamburg begab sie sich nach Brüssel, wo sie am 24. December 1654 in Gegenwart des Erzherzogs Albrecht und einiger vornehmen Spanier ihr katholisches Glaubensbekenntniß vor einem Dominikaner ablegte. Im nächsten Jahre zog sie von da mit einem prächtigen Gefolge über Augsburg nach Innsbruck, und hier wurde am 3. November 1655 ihr Uebertritt mit größter Feierlichkeit öffentlich vollzogen. Aber es ließ sie nicht lange hier. Denn Rom war ihr Ziel. Ihre Reise durch die italienischen Städte war ein Triumphzug. Von den Bürgern festlich empfangen fuhr sie durch Ehrenpforten, durch illuminirte und bekränzte Straßen und nahm an Gastmählern und Schauspielen theil. Endlich kam sie vor Rom an. Papst Alexander VII. fühlte sich hoch beglückt, daß die Bekehrung der Tochter Gustav Adolf's gerade in sein Pontifikat gefallen sei, und bereitete ihr einen glänzenden Empfang. Die höchste Pracht wurde aufgeboten, um Christine wie eine heimkehrende Siegerin zu empfangen. In einem Amazonenkleid, nach Männerart zu Pferde sitzend, von dreihundert prachtvoll gekleideten Reitern umgeben, hielt sie am 21. December 1655 ihren Einzug in Rom. Beim Anblick des Papstes fiel sie auf die Kniee, küßte ihm den Fuß und empfieng seinen Segen. Er lud sie zu Tische und erlaubte ihr, mit ihm in einem Zimmer, aber nicht an einer Tafel zu speisen. Voll Entzücken über seine Liebenswürdigkeit nannte sie sich seitdem ihm zu Ehren Christine Alexandra. Darauf bezog sie den Palast Farnese und lebte in einem Kreis von Künstlern und Gelehrten.

Doch auch hier konnte ihr unruhiger Geist nicht lange festgehalten werden: sie wünschte Frankreich und seinen Hof zu sehen. Ihre Kasse war zwar durch die fortwährenden Reisen und Festlichkeiten sehr erschöpft und erlaubte einen Pariser Aufenthalt nicht. Aber solche Kleinigkeiten konnten ihren Entschluß nicht ändern, sie verpfändete ihre Juwelen und reiste im Sommer 1656 ab. Damals war König Ludwig XIV. erst achtzehn Jahre alt und Mazarin sein erster Minister. Der letztere war

gewandt genug, eine Königin, welche im dreißigjährigen Kriege eine vieljährige Bundesgenossin Frankreichs gewesen war, ehrenvoll zu empfangen. Ludwig, welcher zwar viel natürlichen Verstand, aber keine Kenntnisse besaß, hatte eine unüberwindliche Scheu vor diesem Besuch. So wenig schüchtern er sonst bei Damen war, so konnte er doch nur mit Mühe dazu gebracht werden, dieser gelehrten Jungfrau sich vorstellen zu lassen. Um so neugieriger waren die Hofdamen, welche das, was ihnen an Gelehrsamkeit abgieng, durch höfische Gewandtheit ersetzen zu können hofften. Sie nahm sich freilich auf diesem glatten Boden, wo alles nach spanischem Muster zugeschnitten war, schlecht genug aus. Wenn man diese kleine Figur, die auf die Franzosen den Eindruck eines „hübschen Knaben" machte, mit etwas hoher Schulter, in nachläßiger Kleidung, mit ihrem ärmlichen Gefolge kommen sah, und wenn man sie vollends im Schauspiel beobachtete, wo sie sich auf's bequemste in ihren Sessel hineinlegte, zur Abwechslung ein Bein über das andere legte, manchmal laut auflachte oder laute Bemerkungen machte, so urtheilte man, daß sie in jeder Beziehung „außerordentlich" sei, in ihren Kenntnissen ebenso, wie in ihrem Mangel an Anstand. Dabei war sie aber klug genug, vor den Hofdamen nicht die Gelehrte spielen zu wollen, sondern in ihre niedrigere Unterhaltungssphäre herabzusteigen und sie mit Schmeicheleien, wie die Kinder mit Zuckerwerk, zu versöhnen. Um so heller ließ sie ihr Licht vor den Männern der Wissenschaft und der staatsmännischen Bildung leuchten und setzte ebenso durch den Umfang ihres Wissens als durch die Schärfe ihrer Auffassung und die Klarheit und Eleganz ihrer Darstellung in Erstaunen.

Es gefiel ihr in Frankreich so gut, daß sie im folgenden Jahre, nachdem sie einstweilen verschiedene Städte Italiens kurz besucht hatte, wieder dahin gieng. Die Neugier der Franzosen war freilich bereits so ziemlich gestillt, und die neue Eigenschaft, welche sie diesmal an ihr kennen lernten, erhöhte ihre Zuneigung nicht. Im Schloß zu Fontainebleau, wo sich Christine am Ende des Jahres 1657 aufhielt, wurde ihr von einem ihrer Beamten gemeldet und durch aufgefangene Briefe, wie es scheint, bewiesen, daß ihr Oberstallmeister, der Marquis Monaldeschi, im Begriffe stehe, offenen Verrath an ihr auszuüben. Er war 1652 als Glücksritter nach Stockholm gekommen, hatte sich durch seine Gewandtheit in körperlichen und anderen Dingen bei ihr empfohlen, wurde von ihr zu diplo-

matischen Sendungen nach kleineren Höfen benützt und galt für einen ihrer entschiedenen Günstlinge. Sei es nun, daß er die ihm anvertrauten Geheimnisse an Mazarin verrieth oder den verwegenen Plan faßte, an der Nordküste von Frankreich sie auf ein Schiff zu locken und wider ihren Willen nach Schweden zurückzubringen: sein Benehmen galt ihr als Hochverrath, und da sie sich die Gerichtsbarkeit über ihre Hausbeamten vorbehalten hatte, so hielt sie sich für berechtigt, das Verbrechen mit der härtesten Strafe zu ahnden. Sie ließ ihn in die sogenannte Hirschgalerie bringen, kündigte ihm dort die Todesstrafe an und gab ihm nur eine Stunde Zeit zur Vorbereitung. So sehr auch der Pater, der ihm die Beichte abnahm, um Aufschub und um genauere Untersuchung bat, so sehr auch ihre Freunde sie darauf aufmerksam machten, daß sie in Frankreich nicht souverän sei, sondern unter den Gesetzen des Landes stehe, so verschmähte sie doch alle diese Vorstellungen, und mit dem Ausruf: „Niemand über sich zu erkennen, ist mehr werth, als die ganze Erde zu beherrschen,“ gab sie demjenigen ihrer Beamten, welcher Monaldeschi's Todfeind war und ihn angeklagt hatte, Befehl, das Todesurtheil sogleich zu vollstrecken. Von zwei Soldaten begleitet begab sich dieser in die Galerie und überwältigte nach einem wüthenden Kampfe den Unglücklichen, an dessen Leichnam man 26 Wunden zählte. Nach dieser Hinrichtung, die eher den Namen eines Mords verdient, ließ sie, nach der frommen Weise ihres neuen Glaubens, für Monaldeschi Seelenmessen lesen. Mazarin aber war über diesen neuen Gerichtshof zu Fontainebleau nicht sehr entzückt: er hintertrieb ihren Besuch in Paris und war froh, als sie nach einem halben Jahr wieder abzog.

Sie gieng wieder nach Rom, wo sie dem Papste und den Kardinälen durch ihre beharrliche Einmischung in die Berathungen und Streitigkeiten der Kurie und durch ewige Geldverlegenheiten sehr zur Last fiel. Der schwedische Staatsschatz war nicht so zum Ueberlaufen voll, daß er eine so starke Ableitung, wie sie ihre jährlichen Einkünfte erheischten, ohne Gefahr ertragen konnte; daher blieben die Revenüen eine Zeit lang aus, und der Papst mußte die Ehre dieser Seelenrettung dadurch bezahlen, daß er ihr eine Summe von 12,000 Scudi jährlich aussetzte. Da hörte sie, daß ihr Nachfolger Karl Gustav, welcher sich indessen mit den Polen und Dänen heldenmüthig geschlagen hatte, im Februar 1660 gestorben sei und ein vierjähriges Söhnlein hinterlassen habe. Schnell verließ sie

Rom und landete in Schweden. Unbekümmert um die sehr deutlichen Abmahnungen reiste sie nach Stockholm, richtete in dem dortigen Schlosse eine katholische Kapelle ein und ließ bei offenen Thüren die Messe lesen. Die Geistlichkeit schickte ihr deßhalb eine Deputation zu, welche ihr wegen ihres Uebertritts die bittersten Worte sagte und im Verein mit dem Bürger- und Bauernstand es durchsetzte, daß sie ihre Kapelle schließen und ihren Priester nebst einem Theil ihrer italienischen Hofleute fortschicken mußte. Als sie vollends erklärte, daß sie, wenn man ihr ihre vertragsmäßigen Einkünfte nicht regelmäßig zuschicke oder wenn der unmündige König mit Tod abgehen sollte, ihr Erbrecht sich vorbehalte, erwiderte man ihr, daß sie nach Unterzeichnung der Abdankungs-Urkunde nicht das geringste Recht mehr auf die Krone von Schweden habe, möge es mit dem Prinzen gehen, wie es wolle. Sie mußte ihren Protest zurücknehmen und ihre „völlige Entsagung" geloben. Da ihr aber die Astrologen gesagt hatten, daß der junge König bald sterben werde, so begab sie sich, in der Ueberzeugung, daß dies nächstens eintreffen und dann ganz Schweden seine Blicke auf sie richten und ihr die niedergelegte Krone wieder aufzwingen werde, im Jahre 1667 noch einmal nach Schweden. Die dortige Regierung wollte sie um jeden Preis von Stockholm fern halten und schickte ihr daher einen Reichsrath entgegen mit der Erklärung, daß sie nur unter der Bedingung in Schweden sich aufhalten dürfe, wenn sie der Ausübung des katholischen Kultus sich gänzlich enthalte; falls sie ihren Priester nicht fortschickte, hatte er den Befehl, sich ihrer Person zu versichern und sie aus dem Reiche zu führen. Darauf reiste sie rasch von Norköping wieder ab und segelte nach Hamburg, von wo sie im folgenden Jahre wieder nach Rom gieng. Dort starb sie am 19. April 1689 mit der Einsicht, daß mit einer Krone nicht gut zu spielen, und daß zwischen einer regierenden und einer pensionirten Königin ein sehr großer Unterschied sei. In der Peterskirche liegt sie begraben.

Elisabeth Charlotte.

Elisabeth Charlotte.

„So bin ich denn das politische Lamm, welches für den Staat und dies Land soll geopfert werden!" Mit diesen Worten nahm Elisabeth Charlotte von ihrem geliebten Heidelberg Abschied, um ihre Pilgerreise nach Paris anzutreten. Vor und nach ihr sind deutsche Prinzessinnen über den Rhein gezogen, sei es mit, sei es gegen ihren Willen. Glücklich ist keine geworden, mehr als eine namenlos unglücklich. Ausgetrunken den Kelch bis zur Neige hat die schöne Habsburgerin, Maria Theresia's liebenswürdige Tochter; aber auch die anderen waren nicht auf Rosen gebettet. Unter allen ihren Leidensschwestern ragt Charlotte durch ihr entschiedenes Deutschthum hervor. Während andere ihr Vaterland nicht schnell genug vergessen konnten, dessen Sprache, Sitten und Gebräuche wie ein Morgenkleid ablegten, seine Interessen mit Gleichgiltigkeit betrachteten, um sich mit ängstlicher Nachahmungssucht an dieses tolle Treiben in der fremden Welt anzuschließen, blieb Charlotte selbst am Hofe zu Versailles, in den Kreisen jenes absolutistischen Ludwig's des Vierzehnten, deutsch von Kopf bis zu Fuß, deutsch inwendig und auswendig, deutsch bis zum Tod, trotz aller übermüthigen Gesichter, trotz aller verleumderischen Reden.

Sie stammte aus einem braven, tapferen Geschlecht, dem, wenn man auch den inneren Kern in die Wagschale legt, das Haus Bourbon das Wasser nicht bieten durfte. Ihr Vater war jener Kurfürst von der Pfalz, Karl Ludwig, welchem dieses Land nach den Stürmen des dreißigjährigen Krieges seine politische und kirchliche Restitution zu verdanken hatte. Auch an ihm bewährte sich die läuternde Zucht der Noth und der Verbannung. Durch Vater und Mutter in die Strömung der hoch emporschlagenden Wogen eines wilden, unerbittlichen Bürgerkriegs schon in frühester Jugend hineingezogen, sah er hier einen Thron zertrümmert, dort einen

König auf dem Schaffot. Und beide standen ihm so nahe. Er war noch nicht volle zwei Jahre alt, so nahm sein Vater, Kurfürst Friedrich V., die ihm von den Böhmen angetragene Krone an, sonnte sich einen Winter lang in dem Glanz der neuen Königswürde und rief dadurch das Haus Habsburg gegen sich in die Schranken. Die Schlacht am weißen Berg, ein Jahr nach seiner Krönung geschlagen, entschied alles, lieferte Böhmen an das Messer einer jesuitischen Reaktion und raubte Friedrich das neue Reich samt den pfälzischen Erblanden. Er war ein Geächteter, den nur noch wenige Sonnenblicke erwärmten, und lebte von der Gnade seines Schwiegervaters, des Königs Jakob I. von England.

Der Kurprinz Karl Ludwig hatte keine andere Heimat mehr als dieses von den Stuart's beherrschte England. Bald wich auch hier der Boden unter den Füßen. Der Bruder seiner Mutter, König Karl I., rief durch seinen stuartischen Hang zum Absolutismus und zum Katholicismus seine Unterthanen zu den Waffen. Jahrelang tobte der Kampf der Parteien; Karl Ludwig hielt sich demselben ferne; sein Bruder Ruprecht verfocht als kühner Reiterführer des Oheims Sache mit mehr Eifer als Glück. Es war nichts mehr zu retten. Der eiskalte, berechnende Cromwell siegte über eine Politik, der es an gesunden Principien fehlte. Als wären die Sünden der schönen Maria Stuart mit ihrem Kopfe noch nicht abgebüßt, als müßte wie in einer altgriechischen Tragödie das ganze Geschlecht der Stuart's ein Raub der Eumeniden werden: am 30. Januar 1649 fiel das Haupt Karl Stuart's.

Erschüttert von einer so blutigen Katastrophe kehrte im nämlichen Jahre Karl Ludwig nach dreißigjährigem Exil in die Heimat zurück, welche ihm durch den westfälischen Frieden wieder erschlossen worden war. Ein Theil seiner Erblande war verloren; den Juwel derselben, die Rheinpfalz, hatten ihm seine Freunde gerettet. Er nahm den Heimweg über Kassel, um die verwitwete Landgräfin Amalie zu begrüßen, welche sich seiner Sache so energisch angenommen, überhaupt durch ihr festes Auftreten allgemeine Achtung sich erworben hatte. Aus einem solchen Hause, das durch die gleichen kirchlichen und politischen Interessen ihm nahe stand, glaubte er am besten eine Gemahlin sich erwählen zu können und bat daher die Landgräfin um die Hand ihrer zweiten Tochter, Elisabeth Charlotte. Dies war eine stolze Schönheit, ohne jenen zarten weiblichen Sinn, der jeden edlen Charakter fesseln muß. Als einundzwanzigjährige Jungfrau hatte sie

ein verschlossenes, zurückhaltendes Wesen, welches wenig Vorliebe für stille Heimlichkeit verrieth. Daß sie für einen Prinzen von Württemberg eine geheime Zuneigung gefaßt hatte, war für die Brautwerbung nicht günstig. Die Landgräfin selbst machte Karl Ludwig auf den Charakter ihrer Tochter aufmerksam und meinte, sie werde wohl für ihn nicht passen.

In der Meinung, daß auch der sprödeste Stoff unter seiner Hand sich bilden lasse, heiratete Karl Ludwig das stolze Fräulein. Kaum waren einige Wochen vorüber, so lag der Schaden offen da und wurde von Jahr zu Jahr schlimmer. Statt eines zarten, liebreichen Gemüthes, wie er es wünschte, hatte der Kurfürst ein eigensinniges Wesen, das sich in der Rolle einer Amazone gefiel. Von ihren Pflichten als Gattin und als Mutter wollte sie gar wenig hören; sie wollte nicht die Gemahlin Karl Ludwigs sein, sondern Kurfürstin. Für häusliche Freuden hatte sie keinen Sinn; ihr Herz hieng am Jagen und Reiten, an glänzenden und rauschenden Vergnügungen, welche der Kurfürst theils aus Geschmack theils aus lobenswerther Sparsamkeit nicht liebte. Unter diesem herrischen Wesen litt der ganze Hof: wer mit ihr in Berührung kam und ihr nicht ganz zu Gefallen war, durfte sich auf eine anzügliche Bemerkung, wenn nicht auf eine derbe Rede gefaßt machen; ihre Kammerfrauen hatten, während sie ihr Toilette machten, die handgreiflichsten Ausbrüche ihrer Leidenschaft zu ertragen.

Von dem Grundsatz ausgehend, „daß ein Ehemann nur so lange an seine Gattin gebunden sei, als sich diese in allen Stücken den Pflichten einer Ehefrau gemäß betrage,“ beschloß Karl Ludwig, gegen den Willen seiner Gemahlin die förmliche Scheidung von ihr zu vollziehen und eine neue Ehe einzugehen. Im Anfang des Jahres 1658 ließ er sich durch den lutherischen Pfarrer Heyland aus Heidelberg mit Luise von Degenfeld, einem Hoffräulein der Kurfürstin, zu Frankenthal trauen. Die Kurfürstin, welche ihren Fehler zu spät einsah, blieb auf dem Schloß zu Heidelberg und hatte ihren besonderen Hofstaat und besondere Tafel. Sie wollte das verlorene Terrain wieder gewinnen und machte mehrere Versuche, das Herz des Entfremdeten zu erweichen. Aber dieser hatte keine Lust, sich noch einmal auf das Gletschergebiet der „Charlotte von Kassel“ zu begeben, und da auch der Kaiser, an den sie sich wandte, keine Lanze für sie einlegen wollte, so gieng sie endlich 1662 dahin, woher sie gekommen war, nach Kassel zurück.

Bis zu dieser Zeit lebte Luise in Schwetzingen, wo Karl Ludwig sie durch eine kleine Besatzung wie ein goldenes Vlies hüten ließ. Nach der Abreise der Kurfürstin begab sie sich nach Heidelberg und verlebte dort mit Karl Ludwig manch schönen Sommer. Er erhob sie zur Würde einer Raugräfin von der Pfalz, welchen Titel auch die Kinder dieser Ehe erhielten. Fünf Söhne und drei Töchter überlebten die Mutter; jene, von ihrem Vater in finanziellen Dingen gar zu sparsam ausgestattet, kamen in fremden Kriegsdiensten oder auf eine elendere Art um; von diesen ist die Raugräfin Luise, mit welcher ihre Halbschwester Charlotte von Orleans in lebhaftem Briefwechsel blieb, geistig die bedeutendste. Als die Mutter im Jahre 1677 starb, war der Kurfürst fast untröstlich; denn sie hatte ihn durch ihr sanftes Gemüth und ihren lebhaften Geist zu fesseln gewußt und mit weicher Nachgiebigkeit in seine Launen sich geschickt. Drei Jahre nachher, als er von Friedrichsburg nach Heidelberg reiste, starb er in dem Dorfe Edingen unter einem Nußbaum, das Schloß seiner Ahnen vor sich, aus welchem nach wenigen Jahren die Flammen französischer Mordbrenner emporloderten.

Unter solchen Verhältnissen wuchsen seine beiden Kinder erster Ehe, Karl und Charlotte, auf. Jener war ein reizbarer, verschüchterter Mensch, an welchem sich die Ehe-Dissidien seines Vaters bitter rächten. Zu allem Unglück heiratete er eine dänische Prinzessin, welche weder Geist noch Anmuth besaß und durch ihren Stolz auf ihre königliche Abkunft jedermann abstieß und beleidigte. Die Aktien des hochmüthigen Dänenvolks standen zu jener Zeit noch besser. Vierzehn Jahre lang plagte sie ihren schwindsüchtigen Gemahl mit ihrem widerwärtigen Hochmuth; da starb er nach fünfjähriger Regierung 1685, und da er kinderlos war, erlosch mit ihm das Haus Pfalz-Simmern.

Auf dieses Erlöschen hatte Ludwig XIV. spekulirt, als er sich Charlotte zur Schwägerin ausbat. Diese einzige Tochter Karl Ludwigs und Charlottens von Kassel war von einem ganz anderen Schlag als ihr Bruder. Sie war des Vaters Ebenbild und Liebling und verstand ihn auch am besten. Die gute „Liselotte“, wie sie der zärtliche Vater nannte, hatte ganz den heiteren pfälzischen Sinn, war, wie sie selbst sagt, ihrer Lebtag lieber lustig als traurig und immer durch und durch deutsch.

Am 27. Mai 1652 geboren, wurde sie von ihrem Vater, wahrscheinlich wegen seiner Zwistigkeiten mit seiner ersten Gemahlin, schon als vierjähriges



Kind nach Hannover geschickt, um bei seiner Schwester, der trefflichen Kurfürstin Sophie, ihre Erziehung zu erhalten. Unter deren Augen übernahm ein Fräulein von Offeln, das später zur Frau Geheimeräthin von Harling avancirte, die Erziehung des munteren Kindes, und obgleich das Fräulein bei der außerordentlichen Lebhaftigkeit des Kindes es nicht an Strenge fehlen ließ, so liebte Charlotte ihre „herzliebste Jungfer Uffeln, ihre treueste Freundin, ihr trautes Mütterchen“ doch weit mehr als ihre nachherige französische Gouvernante, Frau von Frelon, von welcher sie stets mit der größten Nachsicht behandelt wurde. „Was ich Gutes und Rühmliches besitze, das verdanke ich ihr und meiner guten Tante“, schrieb sie später an Herrn von Harling. Mit Vergnügen erinnerte sie sich in ihren späteren Jahren, wie man ihr wegen ihrer Ausgelassenheiten den drolligen Namen „Rauschenplattenknechtchen“ gegeben, und schrieb noch in ihrem 66. Jahre über diesen Aufenthalt: „Ich bin meiner Lebtag lieber mit Degen und Flinten umgegangen als mit Puppen und bin so entsetzlich gesprungen, daß es ein Mirakel ist, daß ich nicht hundertmal den Hals gebrochen habe.“ In ihrem neunten Jahre kam sie wieder nach Heidelberg zurück, das ihre Mutter im folgenden Jahre verließ. Die Ehe ihres Vaters mit der Raugräfin wirkte so wenig störend auf die gemüthliche Entwicklung der heranwachsenden Tochter, daß vielmehr in diesem innigen, bildungsreichen Familienleben ihre Natur sich auf's schönste entfaltete. Sie hieng an der Raugräfin mit ächt kindlicher Liebe und blieb den Kindern derselben, besonders der geistesverwandten Luise, das ganze Leben hindurch mit treuer Geschwisterliebe zugethan. Der bürgerliche Ernst, welcher an dem Hof ihres Vaters herrschte, der einfache Haushalt, der ungezwungene Umgang mit anderen Menschenkindern, die Gelegenheit, eine lustige Komödie aufzuführen, in den Gärten der Nachbarn gute Kirschen zu essen und andere Kurzweil zu treiben, sagte dem gesunden Kern dieses Pfälzerkindes besser zu als alle äußere Pracht des wurmstichigen Versailler Hofes.

Mit dem Heiraten pressirte es ihr nicht. Sie hatte bereits zwei Bewerbungen ausgeschlagen. Da kam ein dritter Bewerber. Die Witwe des Prinzen Eduard, eines in Frankreich verstorbenen Bruders des Kurfürsten, reiste von Paris zu ihrem Schwager nach Heidelberg und theilte ihm mit, wie sehnsüchtig der großmächtige König Ludwig der vierzehnte von Frankreich wünsche, seinen Bruder, den Herzog Philipp von Orleans,

mit Charlotte zu vermählen. Sie wußte ihm die neue Familie, in welche sich die Prinzessin verheirate, von einer so vortheilhaften Seite darzustellen, die großen Vortheile, welche sich für Tochter und Vater, Kurprinzen und Raugrafen, für Land und Leute daraus ergeben würden, und zwar nicht bloß an äußerem Glanz, sondern an reellen, vollwichtigen Gaben, so lockend vorzuführen, daß es dem Kurfürsten war, als sehe er ein unendliches Blau vor sich. Als sich vollends die geheimnißvolle Schwägerin noch weiter erklärte und dem Kurfürsten mit diplomatischem Gelispel entdeckte, der König von Frankreich gehe mit nichts geringerem um, als in der Weise seines erhabenen Vorfahren, des Frankenkönigs Karl des Großen, eine Universalmonarchie zu gründen, alle Länder ringsum entweder selbst zu verschlingen oder mächtige Vasallenstaaten zu schaffen, die Rheingrenze, das ganze südwestliche Deutschland sich zu unterwerfen und zur Sicherung seines Einflusses auf die deutschen Fürsten und Völker, bis auf Chlodwig zurückgreifend, ein Königreich Austrasien zu errichten, zu dessen Inhaber er bereits den künftigen Schwiegervater seines Bruders, den Kurfürsten Karl Ludwig, auserſehen habe; als sie all' diese prachtvollen Landschaftsbilder mit reicher Scenerie dem erstaunten Kurfürsten hinzauberte und ihn zuletzt noch die Krone von Frankreich auf dem Haupte seiner Tochter erblicken ließ, da war's um ihn geschehen: halb zog sie ihn, halb sank er hin. König Ludwig und seine Diplomatin hatten die rechte Saite angeschlagen. Den Aussichten auf ein Königreich konnte der Kurfürst nicht widerstehen.

So klug er sonst war, so mußte er sich immer wieder sagen, daß ein Königreich Austrasien, und seine Rheinpfalz dazu, ein schönes Anwesen wäre, ein hübsch arrondirtes Besitzthum, eine mehr als hinlängliche Entschädigung für die durch den dreißigjährigen Krieg ihm entrissene Oberpfalz. Nicht der Kurfürst von Baiern, der sich mit den pfälzischen Spolien bereichert hatte, sondern er war dann der erste Fürst im Deutschen Reiche, und das Haus Habsburg konnte dann zusehen, wie es die Kaiserkrone sicher verwahre.

Verblendet wie er war, dachte Karl Ludwig gar nicht an die Schattenseiten einer solchen Verbindung, nicht daran, daß Ludwig XIV. noch wenig Proben von Uneigennützigkeit und Edelmuth gegeben und gewiß auch in dieser Sache seinen geheimen Plan habe. Es wollte ihm gar nicht einfallen, daß solchen Potentaten gerade dann, wenn sie am freundlichsten

waren, am wenigsten zu trauen sei, daß das Sprichwort: „mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen," in alle Ewigkeit gelte. Sein liebstes Kind an den verdorbenen Hof von Versailles wie in's sichere Elend hinauszustoßen, kam ihm angesichts der politischen Vortheile nicht so schwer an. Und doch wußte er so gut als jeder Andere, daß die erste Gemahlin seines künftigen Schwiegersohnes, die Tochter des Königs Karl I. von England, gewöhnlich Henriette d'Angleterre genannt, im vorigen Jahre durch die heillose Günstlingsherrschaft zu Versailles vergiftet worden war. Dieser Vorgang schreckte den sonst so zärtlichen Vater nicht ab. Durch einen offenen, rücksichtslosen Anschluß an die französische Politik glaubte er sein immer dem ersten Anprall ausgesetztes Land vor allen Mißhandlungen zu bewahren, es mitten in den Verwüstungen der fortwährenden Kriege als grüne Oase zu erhalten und bei der nächsten Gelegenheit sich mächtig ausdehnen zu können. Daß er damit den schändlichsten Verrath an Deutschland, an seinen Pflichten als deutscher Reichsfürst begehe, kam ihm, der wie andere deutsche Fürsten schon längst Subsidiengelder von Frankreich bezog, nicht in den Sinn. Das siebzehnte Jahrhundert dachte hierin nicht besser und nicht schlechter als der Anfang des neunzehnten.

Der Tochter kam dieser Antrag bei weitem nicht so reizend vor. Aus der ihr so lieben Heimat, wo sie sich ungenirt wie das Reh des Waldes bewegen konnte, scheiden zu müssen, fiel ihr unter allen Umständen schwer; vollends aber an diesen Versailler Hof zu gehen, wo Steifheit und Verdorbenheit sich den Rang streitig machten, und diesen schwachköpfigen Witwer einer vergifteten Frau zu heiraten, als neunzehnjährige Jungfrau ein solches Joch auf sich zu nehmen, das schien ihr denn doch zu stark, selbst wenn der Kurfürst sie im allerzärtlichsten Tone seine liebe Liselotte nannte. Aber es half nichts. Man malte ihr das Glück, das ihrer warte, so lange vor, schilderte ihr den Zorn des allmächtigen Königs, falls man ihm einen Korb gebe, das Toben seines wilden Heeres, das über die unschuldige Pfalz herfalle und noch ärger als die Kroaten und Wallonen Tilly's wüthe, mit so schwarzen Farben, daß sie endlich, um grenzenloses Unglück abzuwenden und das Glück ihres Hauses aufblühen zu lassen, sich zum „politischen Lamm" hergab. Es war umsonst; das Opfer war vergebens gebracht; denn das Unglück, das man durch die Heirat beschwören wollte, kam eben durch diese erst herbei. Nicht vergrößert sollte Kurpfalz werden, sondern verkleinert, womöglich aber ganz

verspeist. Diese Heirat sollte den wenn auch noch so durchlöcherten Rechtstitel abgeben, um Frankreich festen Fuß in Deutschland fassen zu lassen.

Diese Brautwerbung fand im Jahre 1671 statt. Im folgenden Jahre begann der Krieg Frankreichs mit Holland. Kaiser und Reich schliefen einen sanften Schlaf. Nur der Kurfürst von Brandenburg merkte, auf was es abgesehen sei, daß nach Hollands Bezwingung die Reihe an Deutschland komme. „L'un après l'autre“ war schon damals französische Staatsmaxime. Der Brandenburger ließ also seinen Kollegen, den Kurfürsten von der Pfalz bitten, seinen Truppen den Durchzug zu gestatten. Dieser wies es unter dem Vorwand völliger Neutralität ab und sagte dem brandenburgischen Gesandten in Gegenwart eines französischen Agenten, „er begreife nicht, wie man um der Holländer willen Krieg anfangen möge, und werde auch nicht dulden, daß sein Land zum Kriegsschauplatz werde“. Bald darauf kam ein Gesandter Ludwig's und wünschte, daß der Kurfürst 3000 Mann französische Besatzung in Oppenheim aufnehme. Dieser schlug auch dieses Gesuch rund ab. Unwillig über die Weigerung eines „so kleinen“ Fürsten, ließ Ludwig durch Marschall Türenne 1673 die Pfalz verwüsten, und als der Kurfürst sich bei seinem Herrn Vetter Ludwig beschwerte, erhielt er zur Antwort, was denn ein Kurfürst von der Pfalz gegenüber einem König von Frankreich vermöge? Das sei die verdiente Strafe für die Neutralität der Pfalz.

Karl Ludwig merkte, daß Allianz mit Frankreich soviel als Vasallenthum sei, daß ein deutscher Fürst mit diesem anmaßenden Staate nur als Feind sprechen könne. Er gab daher seine Neutralität auf und unterhandelte mit dem Kaiser. Viel mußte ihm daran liegen, daß die Sache, bevor sie zum Abschluß kam, geheim blieb. Wie war dies aber möglich, da in Wien selbst der Verrath so schwunghaft betrieben wurde, daß der kaiserliche Feldmarschall Montecuculi zu sagen pflegte, „es sei einerlei, ob man die Depeschen an ihn oder gleich nach Paris schicke“? Ehe das Bündniß abgeschlossen und die kaiserlichen Truppen zur Hilfe da waren, war das Geheimniß schon verrathen, und französische Truppen rückten in der Pfalz ein. Türenne, dessen Vater als Flüchtling einst am pfälzischen Hof gastliche Zuflucht gefunden hatte, der in so manchen Büchern als ein edelmüthiger Feldherr dargestellt ist, hauste auf Befehl seines Sultans von Versailles in der Pfalz so arg als später Melac. Sieben Städtchen und neunzehn Dörfer brannten zu gleicher Zeit, und Weinheim wurde so

gründlich ausgeplündert, daß man auch Orgeln und Glocken mit fortführte, ja sogar die Storchnester einer habsüchtigen Untersuchung unterwarf. Von seinem Schlosse zu Friedrichsburg aus sah der Kurfürst die Flammen der an der Bergstraße liegenden Ortschaften, ließ sich aber nicht, wie Ludwig und Türenne meinten, durch diese Barbarei zwingen, in die Arme Frankreichs zu flüchten, sondern gab dem Marschall, der ihm einen solchen Antrag gemacht hatte, zur Antwort, es gebe wieder Steine und Holz, um neue Häuser aufzubauen, schickte ihm ein Schreiben voll bitterer Vorwürfe und zugleich eine Herausforderung zum Zweikampf. Türenne wollte sein theures Leben nicht dem flammenden Schwerte des erzürnten Fürsten preisgeben und entschuldigte sich.

Noch mehrere Jahre dauerten die Gewaltthätigkeiten fort, und Karl Ludwig, dessen Tochter seit 1671 als Herzogin von Orleans dem König von Frankreich so nahe stand, der sich so goldene Berge von diesem Verwandtschafts-Verhältniß versprochen hatte, sah nun seine Verblendung ein und kam zu der Erkenntniß, daß die Vortheile dieser Heirat jedenfalls nicht auf seiner Seite seien. Fünf Jahre nach seinem Tode, als er und sein einziger Sohn, Kurfürst Karl, in der Heiliggeistkirche zu Heidelberg ruhten, traten die wahren Motive jener Brautwerbung zu Tag. Kaum hatte der letzte Sprößling Karl die Augen geschlossen, so erschien ein französischer Parlamentsrath, der Abbé Morel, und verlangte das Erbe der Herzogin von Orleans.

Das war es. Auf das Erlöschen des Hauses Pfalz-Simmern spekulirend, hatte Ludwig so sehnsüchtig gewünscht, die einzige Tochter des Kurfürsten mit seinem Bruder zu verheiraten. Zwar war es Herkommen im pfälzischen Haus, daß, so lange der Mannsstamm lebte, alle Prinzessinnen auf Besitz an Land und Leuten Verzicht leisteten, und auch Charlotte hatte bei ihrer Verheiratung eine Verzichturkunde ausgestellt; zwar war eben diesem Herkommen gemäß und kraft Reichsgesetz und Testament der Pfalzgraf von Neuburg der rechtmäßige Erbe der pfälzischen Kurlande; aber was half dies einem Manne gegenüber, der nach keinem Recht fragte und die Macht in der Hand hatte, der nur seine Reunionskammern zu berufen brauchte, um seine Ansprüche selbst auf ein Herzogthum im Monde mit juridischen Gründen geltend zu machen?. Er gab sich die Miene, als ob er noch sehr großmüthig handle, wenn er nicht die ganze Kurpfalz beanspruche; das Mindeste, was er außer dem Privatbesitz des letzten

Kurfürsten verlangte, war, daß der Herzog von Orleans Pfalzgraf von Simmern und Lautern und ebendamit deutscher Reichsfürst werde. Die Privaterbschaft wurde nicht verweigert, wohl aber der Besitz von Land und Leuten. Darauf erschien ein französisches Manifest, welches die Besitznahme des Landes durch den Neuburgischen Pfalzgrafen eine Usurpation nannte, und zugleich rückten Truppen in die Pfalz ein. Das ganze Land wurde besetzt, und als bei der zwischen England, Holland und dem deutschen Reich geschlossenen Koalition Ludwig sich außer Stand sah, die besetzten Landschaften zu behaupten, gab er seine Zustimmung zu dem Befehle seines Kriegsministers Louvois, „de brûler le Palatinat“.

Es folgten nun jene Mordbrennerzüge von 1688 und 1693, in welchen besonders der Name des Kommandanten Melac sich durch Thaten der wildesten und gemeinsten Brutalität gebrandmarkt hat. Die Greuel des dreißigjährigen Krieges wurden noch überboten, Mannheim und viele andere Städte und Dörfer von Grund aus zerstört, Heidelberg zuerst rein ausgeplündert, die Bewohner zu Tod gequält, vier Jahre darauf die Stadt vollständig niedergebrannt und das herrliche Schloß in die Luft gesprengt. Selbst die Gräber wurden nicht geschont. Während Charlotte an der Tafel des Königs Ludwig zu Versailles speiste, fielen dessen unmenschliche Horden über die Trümmer der Heiliggeistkirche her und warfen, nach Schätzen wühlend, die Gebeine der Kurfürsten aus den Särgen heraus. Ganz Europa, Katholiken wie Protestanten, war entrüstet über diese Barbarei eines Hofes, welcher an der Spitze der Civilisation zu stehen behauptete, und doch wagte Ludwig vor den Ohren Charlotten's diese Mordbrennerei durch ein Tedeum zu feiern und ließ eine Münze schlagen, auf deren einer Seite das Bild des verbrannten Heidelberg und die gotteslästerliche Inschrift zu lesen war: Rex dixit et factum est (der König sprach's und es geschah).

Selten haben sich die Berechnungen bei einer politischen Heirat so trügerisch erwiesen, als die bei der Heirat Charlotten's. Was zum Glanz des Hauses, zum Schutz des Landes, zur Vergrößerung des Reiches dienen sollte, schlug zum Ruin aus. Noch weit mehr als die Prinzessin war das Land selbst das politische Lamm, das für eine Illusion seines Fürsten zur Schlachtbank geführt wurde. Diese Wahrnehmung verursachte Charlotten, die wider ihren Willen nach Frankreich geschickt, in deren Namen wider ihren Willen das Erbe zuerst gefordert, dann verwüstet

wurde, manch' jammervolle Nacht. Immer stehen ihr das zertrümmerte Schloß, die brennende Stadt, die verzweifelnden Einwohner vor Augen. Noch fünfundzwanzig Jahre nach der Zerstörung schreibt sie von St. Cloud aus an ihre Halbschwester, die Raugräfin Luise: „Wenn ich Mannheim, Schwetzingen oder Heidelberg wiedersehen sollte, glaube ich, daß ich es nicht würde ausstehen können und vor Thränen vergehen müßte; denn wie alles Unglück dort geschehen, bin ich länger als sechs Monate gewesen, daß, sobald ich die Augen zugethan, um zu schlafen, habe ich die Oerter in Brand gesehen, bin mit Schrecken aufgefahren und länger als eine Stunde geweint, daß ich geschluchzt habe.“ „Es ist keine bessere Luft in der Welt als die zu Heidelberg; aber auf dem Schloß in meinen Appartements ist sie noch unvergleichlich besser. Kein Mensch in der Welt kann besser begreifen, was Ihr, liebe Luise, in Heidelberg gefühlt habt, als ich, kann ohne Schaudern nicht daran gedenken, werd' diesen Abend nicht davon reden, es macht mir zu traurig, konnte nicht schlafen.“

Im November 1671 hatte sie Heidelberg verlassen, um dem Schicksal, das ihrer an der Seite des Herzogs von Orleans wartete, entgegenzugehen. Ihr Vater begleitete sie bis Straßburg. Sie nahm dort von ihm und dem ganzen Glücke ihrer Jugend Abschied, um von all dem, woran ihr Herz hieng, nichts mehr wiederzusehen. Elf Jahre darauf schrieb sie hierüber dem Raugrafen Karl Ludwig: „Ich hätte wohl von Herzen wünschen mögen, daß es sich hätte schicken können, daß ich Euch zu Straßburg hätte umarmen können. Ich glaube, wir würden miteinander geheult haben. Denn wie ich bei dem Ochsen bin vorbeigefahren, ist es mir eingefallen, wie ich den Kurfürsten das letztemal da gesehen. Da ist mir das Flennen so greulich angekommen, daß ich's nicht habe verhalten können. Der gute Kopestein und ich wir haben mehr als eine Stunde miteinander geweint, ich hab' ihn ganz lieb drum; der arme Mensch war so froh, wie er mich sah, daß er ganz bleich wie ein Todter war; er hat Euch von Herzen lieb; das ist auch eine Ursach, warum ich viel auf ihn halte.“

Schon in Metz mußte sie aus dem Leidenskelche ihrer neuen Heimat trinken. Es galt, die Religion, für welche ihre Vorfahren und ihre Landsleute so viel geduldet, abzuschwören und katholisch zu werden. Dies war auch der Punkt, weßwegen die übrigen protestantischen Fürsten Deutschlands diese Heirat so ungern sahen, weßwegen die schon aus Politik eifersüchtigen

Holländer den Kurfürsten, welcher als Verbannter so viele Jahre bei ihnen zugebracht hatte, in ihren Zeitungen auf's schärfste angriffen.

Charlotte ergab sich mit Ruhe in diese konfessionelle Metamorphose, welche wohl eine der Bedingungen dieser unglücklichen Heirat war. Doch hatte sie nicht im Sinne, dabei etwas anderes als die Anlegung eines anderen Gewandes mit sich vornehmen zu lassen. Sie hatte eine viel zu nüchterne, praktische Lebensanschauung, als daß es irgend einem katholischen Geistlichen hätte gelingen können, sie von der Richtigkeit seiner Dogmatik zu überzeugen. Ihr Grund war und blieb die lutherische Bibel. Und was am Hofe zu Versailles vorgieng, wo jede Verbrecher-Physiognomie mit äußerlicher Frömmigkeit sich schminkte und der königliche Beichtvater mit Hilfe der Frau von Maintenon den alternden König zu einem Vernichtungszuge gegen die Hugenotten aufstachelte, war nicht geeignet, ihr eine bessere Ansicht vom Klerikalismus beizubringen. Sie kann sich in ihren Briefen nicht stark genug über dieses Thema ausdrücken und spielt es in verschiedenen Variationen durch.

„Ich halte es mit dem, was der gute ehrliche Oberst Webenheim mir als pflegte zu sagen, daß die rechte Religion in allerhand Religionen und Sprachen sich finden kann, nämlich die von den ehrlichen Leuten." „Daß man nach Rom geht, Antiquitäten zu sehen, wie mein Vetter, der Landgraf von Kassel, das kann ich wohl begreifen, aber nicht, daß man alles das Pfaffenwerk sehen will; nichts ist langweiliger. Wer seine Sünden recht bereuen will, hat nicht nöthig, nach Rom zu rennen; in der Kammer ist die Reue ebenso gut. In Frankreich fragt man nicht viel nach Rom, noch nach dem Papst; man ist persuadirt, daß man auch ohne ihn selig werden kann." „Meinet Ihr, daß ich die Bibel nicht mehr lese, weil ich hier bin? Ich lese alle Morgen drei Kapitel. Ihr müßt nicht meinen, daß die französischen Katholischen so albern seien wie die deutschen Katholischen. Es ist ganz eine andere Sach mit, schier als wenn's eine andere Religion wäre. Es liest hier die heilige Schrift wer will. Man ist auch nicht obligirt, an Bagatellen und abgeschmackte Miracle zu glauben. Man hält hier den Papst nicht für unfehlbar. Wie er den Herrn von Lavardin exkommunicirte, hat man hier nur darüber gelacht. Man betet ihn nicht an, man hält nichts auf Wallfahrten und hundert dergleichen, worin man hier im Land ganz verschieden ist von den deutschen Katholi-

schen, wie auch von den Spaniern und Italienern." Dies ist nun freilich seither ziemlich anders geworden.

„Ich muß lachen, daß es Euch freut, daß ich von dem lateinischen Geplärr nicht eingenommen bin. Außer einfältigen Leuten läßt sich niemand davon einnehmen. Man geht nur an solche Orte, den Pöbel nicht zu skandalisiren; aber sonst macht niemand groß Werk draus." „Ich habe das gute Werk, die Fasten zu halten, nicht gethan. Ich kann das Fischessen nicht vertragen und bin gar wohl persuadirt, daß man bessere Werke thun kann als seinen Magen verderben mit zuviel Fisch essen." „Seid Ihr denn so einfältig, daß Ihr meint, daß die Katholischen keinen rechten Grund des Christenthums haben? Glaubt mir, der Christen Grund ist bei allen Religionen derselbe. Was den Unterschied anlangt, ist nur Pfaffengezänk, so die ehrliche Leute nie angeht. Was uns angeht, ist wohl und christlich zu leben, barmherzig zu sein und uns der Liebe und Tugend zu befleißigen." „Eins ist wahr, daß Pfaffen nehmen, wo sie können, und sich nicht viel bekümmern, wem's gehört oder nicht." „Zu meinen, diese Leute (die Klerikalen) mit Sanftmuth zu gewinnen, ist ein Irrthum; man muß hier gleich die Zähne weisen, sonst kommt man nicht mit ihnen zurecht." „Wenn ich in den Predigten höre, wie man den König lobt, die Reformirten verfolgt zu haben, so werde ich immer ungeduldig darüber; ich kann nicht leiden, daß man lobt, was übel gethan ist." „Der König in England und der in Preußen haben resolvirt, wie man mir berichtet, den Reformirten recht ernstlich beizustehen. Also werden die Pfaffen nicht mehr mucken dürfen, welches mich von Herzen erfreut; denn ich wünsche den guten ehrlichen Landsleuten alles Guts und Glück und Segen, und den verfluchten Pfaffen, die sie verfolgen, wünsche ich den Galgen an den Hals, den sie durch ihre Falschheit und Betrug wohl verdient haben."

Geben uns diese Aeußerungen, welche einen polemischen Charakter tragen, ein ziemlich deutliches Bild von den religiösen Anschauungen Charlotten's, so hat sie zur Vervollständigung desselben selbst noch einige individuelle Züge hinzugefügt. „Meint Ihr denn, liebe Luise, daß ich mein Leben weder Psalmen noch lutherische Lieder singe? Ich kann noch viele auswendig, singe sie oft, finde es tröstlich." „Eine Zeit lang war es in Frankreich verboten, in der Bibel zu lesen. Ich lachte und sagte, ich werde es befolgen, und konnte wohl versprechen, die Bibel nicht auf französisch zu lesen; denn ich lese sie allezeit deutsch. Die Bibel ist eine gute,

nothwendige und dabei angenehme Lektüre." „Ueberall habe ich Bibeln: Merian seine ist hier, die Lüneburgische zu Versailles, und zu Fontainebleau die Reißbibel, so in zwei Tomen ist, und wenn ich von einem Ort weggehe, zeichne ich auf ein klein Papierchen, an welchem Kapitel und Psalmen ich bin, kann also gleich wieder lesen." „Ich bin nicht von den Devoten, so stets in den Kirchen stecken und pappeln viel Zeugs daher. Wenn ich unsern Herrn Gott eine bestimmte Zeit angerufen, gehe ich wieder weg und thue, was ich sonst zu thun habe. Ich lasse mich nicht stören und stecke nicht länger in den Kirchen als andere, die den geraden Weg fortgehen und, wie das Sprichwort hier lautet, keine Heiligen fressen." „Man hat mich nie gefilzt, in der Kirche zu schlafen, habe mir's also so stark angewöhnt, daß ich es nicht wieder abgewöhnen kann. Wenn man Morgens predigt, schlafe ich nicht, aber Nachmittags kann ich es unmöglich lassen. In den Komödien schlaf ich nun aber gar oft im Opera. Ich glaube, daß der Teufel wenig daran denkt, ob ich in der Kirche schlafe oder nicht; denn Schlafen ist eine indifferente Sache, welche keine Sünde, sondern nur eine menschliche Schwachheit ist." „Ihr sagt, man wird nicht müde, die zwei Pfarrer zu hören; aber ich muß zu meiner Schande gestehen, ich finde nichts langweiligeres, als predigen hören, schlaf gleich drüber, kein Opium wäre so sicher mich schlafen zu machen als eine Predigt, insonderheit Nachmittags."

Man sieht, daß die katholische Kirche an dieser bekehrten Ketzerin keine bedeutende Eroberung gemacht hat. So unangenehm sie auch durch die Intoleranz und politisch-kirchliche Verfolgungswuth der katholischen Geistlichkeit berührt wird, so erkennt sie doch mit Freudigkeit an, daß man sie in ihrem Privatleben nicht beschränkt. Sie hat ihre deutsch-lutherischen Bibeln, singt Psalmen und liebliche Lieder und schläft während der schönsten Predigt den Schlaf des Gerechten. Schneidender waren andere Verhältnisse, die gleich beim ersten Anblick einen sehr abschreckenden Eindruck auf sie machten. „Hätte mich mein Vater so sehr geliebt als ich ihn, so hätte er mich nicht in ein so gefährliches Land geschickt wie dieses, und wohin ich wider Willen aus purem Gehorsam gegangen bin. Wie ich nach St. Germain kam, war ich als wenn ich vom Himmel gefallen wäre."

Das erste Zusammentreffen mit dem französischen Hofe fand in St. Germain statt, wo der König seine neue Schwägerin auf's freundlichste aufnahm. Er war nicht der Schlimmste unter den Schlimmen, wenn auch vieles auf seinen

Befehl und unter seiner Firma geschah, was seinem päpstlichen Beinamen „der allerchristlichste König“ wenig Ehre macht. Das offene Wesen seiner Frau Schwägerin, ihr heller, praktischer Verstand, ihre kernhaften Ausdrücke, ihr lustiger Sinn, ihre Freude am Jagen und Reiten, was sein Hauptvergnügen war, das alles machte ihm Charlotte werth. Machte er auch für seine eigene Person von der Sittlichkeit und speciell von der Wahrheitsliebe einen gar zu sparsamen Gebrauch, so imponirte es ihm doch, daß mitten unter diesen Intriguen und Verführungen Charlotte die einzig Reine blieb, und daß er bei ihr sicher war, immer nur die Wahrheit zu hören. Was auch die vielen Klatschzungen in Versailles thun mochten, um die fière Palatine, wie man sie nannte, in ihren Schmutz herabzuziehen oder wenigstens dem König ihr weißes Unschuldmäntelchen als gefärbt darzustellen: wenn es ihnen auch einmal gelang, auf Momente den König irre zu machen und ihn zu bewegen, daß er sie fragen ließ, ob sie in ein Kloster zu Paris oder nach Maubuisson oder anderswohin gehen wolle, wie dies nach ihres Mannes Tode der Fall war; immer kam er selbst wieder von seinem Argwohn zurück und fand, daß er an seinem Hofe keine treuere Seele, keine uneigennützigere Freundin habe als Charlotte, daß nur Neid und Bosheit an dieser stolzen Pfälzerin etwas auszusetzen vermochten.

Noch auf dem Sterbebette gab er ihr seine Achtung zu erkennen. Als er den umstehenden Prinzessinnen die Einigkeit empfahl, glaubte Charlotte, daß er dies zu ihr und ihres Sohnes Gemahlin sage, und erwiderte: „Ja, ich werde Ihnen gehorchen.“ Darauf drehte er sich um, lachte und sagte: „Nicht Ihnen sage ich dies, denn ich weiß, daß Sie es nicht nöthig haben und zu verständig sind; ich meine die andern Prinzessinnen, welche es nicht in dem Grade sind wie Sie.“ Ueber sein Benehmen in jener Zeit schreibt sie: „Der König hat in seinem Sterben wohl erwiesen, daß er ein großer Mann war; denn man kann nicht mit größerer Festigkeit und Muth sterben, als er gethan hat. Acht Tage hat er den Tod vor Augen gehabt ohne Furcht und Schrecken, alles ordinirt, als wenn er eine Reise thun wollte.“

Doch ist sie nicht blind gegen die Fehler des Mannes, der den Befehl gegeben hat, die Pfalz zu verbrennen und die Hugenotten in den Cevennen auszurotten. Nur leitet sie seine Fehler nicht aus Bosheit, sondern aus seiner Unwissenheit und Schwachheit ab, die es seiner heuch-

lerischen Umgebung leicht machten, ihm die abscheulichsten Befehle abzulocken. Ganz richtig ist dieses Urtheil freilich nicht. Seine Herrschsucht, seine vermeinte Uebermenschlichkeit, das trotzige „l'état c'est moi“ waren fürwahr Faktoren, die nicht außer Rechnung gelassen werden dürfen. Entschuldigend sagt daher Charlotte: „Der König ist in Religionssachen sehr unwissend, hat sein Lebtag die Bibel nicht gelesen, glaubt alles, was ihm Pfaffen und falsche Devoten sagen, ist also kein Wunder, daß es so übel zugegangen“. „Er war von Natur gut und gerecht; allein das alte Weib (Maintenon) hatte ihm so eingeprägt, daß es niemand gut mit ihm meine, als sie und seine Minister, so daß er niemand als ihr, seinem Beichtvater und seinen Ministern traute. Da der gute König nicht gelehrt war, hat der Jesuit und das alte Weib in geistlichen Sachen und die Minister in weltlichen Sachen dem König alles weisgemacht, was sie gewollt haben, und die Minister waren meistens der alten „Zott“ Kreaturen; also kann ich mit Wahrheit sagen, daß alles, was böses geschehen, nicht vom König gekommen ist.“

Werden auch diese letzten Worte stark angezweifelt werden, so scheint doch sicher zu sein, daß diese alte „Zott“, wie sie die Maintenon nannte, und ihre Kreaturen eine ganz verwerfliche Camarilla, eine sittlich angefressene Sippschaft war. Ludwigs Gemahlin war Maria Theresia, eine spanische Prinzessin aus dem habsburgischen Hause. Sie war, wie Charlotte sagte, bluteinfältig, aber die beste und tugendsamste Frau von der Welt, welche alles glaubte, was ihr der König sagte, Gutes und Böses. Zu geistlos und ungewandt, um Ludwig als Königin, geschweige als Freundin zu genügen, begnügte sie sich mit der ihr angewiesenen vereinsamten Stellung. Doch duldete Ludwig nicht, daß ihr die gebührende Achtung versagt und sie in ihren unschuldigen Vergnügungen gestört werde. Als sie im Jahr 1683 starb, sagte er: „Dies ist der erste Verdruß, den sie mir jemals gemacht hat.“

Ueber Ludwig wäre freilich ein anderes Urtheil zu fällen gewesen; denn dieser gab sich seinen Leidenschaften zügellos hin. Das Versailler Hofleben, das leider in Deutschland manche Nachahmung fand, war der Inbegriff aller Immoralität. Wahrheit, Ehrlichkeit, Treue, Solidität im ganzen Wandel waren Dinge, welche offen verlacht wurden, und nicht minder offen trug man die gegentheiligen Eigenschaften zur Schau. Und wie am Hofe, so war es auch unter dem Volk. Charlotten's Briefe ent-

halten ganz entsetzliche Beispiele von der Lasterhaftigkeit der Pariser, und sie ruft zuletzt aus: „Ich muß gestehen, ich bin als verwundert, daß Paris noch steht und nicht versunken ist über alles gar Böses, so Tag und Nacht dort vorgeht.“ „Man liest hier im Land nicht allein die Bibel nicht, sondern die Meisten piquiren sich, sie nicht zu glauben; mich wundert nicht, viel Unglück zu sehen, bin mehr verwundert, Paris nicht mit Feuer vom Himmel verbrannt zu sehen.“ „Alles was man in der Bibel liest, wie es vor der Sündflut und zu Sodom und Gomorrha hergegangen, kommt dem Pariser Leben nicht bei.“

Bei allem Mangel an Religiosität und Moralität versäumte König Ludwig und sein Hof nicht, durch täglichen Besuch der Messe und durch andere Aeußerlichkeiten den Schein von Frömmigkeit zu erregen und das eigene Gewissen zu beschwichtigen. Dies gestaltete sich in jenen Zeiten, als Ludwig zu altern begann und die Marquise von Maintenon (so genannt nach einem von ihr angekauften herrschaftlichen Gut) die Herrschaft am Hofe führte, zu jenem häßlichen Extrem, das man Scheinheiligkeit hätte nennen können, das man aber „Devotion“ nannte. „Devot“ zu sein, lautete nun das einfache Recept, durch dessen Anwendung man in Versailles Carrière machte.

Die Maintenon hatte die ersten Jahre ihres Lebens in Amerika verlebt und war in ihrem vierzehnten Jahre als Fräulein von Aubigné nach Paris gekommen. Aus Mangel an Subsistenzmitteln mußte sie bald bei einer reichen, stolzen Frau die Stelle einer Gesellschaftsdame annehmen. Hier hatte sie alle Gelegenheit, diejenige Eigenschaft, welche sie in ihren späteren Lebensphasen so gut brauchen konnte und in so ausgezeichnetem Grade entfaltete, sich anzugewöhnen: die Geduld, die Ausdauer, die Kunst, sich in andere Menschen zu schicken, die Aufwallungen des eigenen Willens zurückzudämmen, auch das Unangenehme scheinbar mit Freuden zu thun, ganz in dem Willen eines Anderen aufzugehen und die eigenen Plane nur so nebenbei anzubringen, unter der Hand einschlüpfen zu lassen oder, wenn es sein mußte, mit der Resignation, aber auch mit der Zähigkeit eines geborenen Verschwörers, auf gelegenere Zeit aufzuschieben.

Unter diesen Verhältnissen lernte sie den berühmten komischen Dichter Scarron kennen. Sein Geist, sein Witz machte ihn zu einem der ausgezeichnetsten Köpfe; da er aber um vieles älter war als sie und sehr häßlich aussah, so war es einem jungen schönen Fräulein nicht zu verargen,

wenn sie sich vor seinen Bewerbungen zurückzog. Er trug ihr seine Hand an, und sie nahm sie an. Der Dienstbarkeit müde sehnte sie sich nach einer selbständigen Stellung, übersah mit der Nachsicht einer barmherzigen Schwester das viele unnöthige Schnörkelwerk, welches die verschwenderische Natur an dem Körper Scarron's angebracht hatte, und fühlte sich glücklich, der männlichen Welt die Thüren ihres Empfangszimmers zu öffnen. Kamen früher die feinen Köpfe von Paris zu Scarron, um seine satirische Ader zu bewundern, so galt nun die Wallfahrt zugleich der schönen, geistreichen Frau. Sich zum Mittelpunkt einer glänzenden Gesellschaft zu machen, war ganz nach ihrem Geschmack.

So trieb sie es neun Jahre; der gute Scarron starb, und bei dem kleinen Gehalt, auf den sie beschränkt war, hielt sie es für das Beste, sich in eine beschauliche Einsamkeit zurückzuziehen. Gebetbücher und derartige Lektüre, fleißiger Kirchenbesuch und Werke der Buße wurden nun mit Ostentation vorgenommen.

Als Erzieherin seiner illegitimen Kinder lernte sie der König später am Hofe kennen, unterhielt sich öfters mit der Witwe Scarron, schätzte ihr feines, würdevolles Benehmen, las ihre Briefe, die wie zum Drucken geschrieben waren, mit größtem Interesse und hörte gar gern, wenn die kluge Witwe einen salbungsvollen Lobgesang auf seine glorreiche Majestät anstimmte. Er mußte sich sagen, daß hier mehr Bildung und Verstand zu finden sei, als er bisher bei Hofdamen gefunden hatte.

An ernste Thätigkeit, an Lektüre sein ganzes Leben lang nicht gewöhnt, suchte er die Leere, die er in späteren Jahren in sich fühlte, durch die Gefühle der Freundschaft, durch die Unterhaltung mit einem ruhigen, verständigen Wesen auszufüllen. Mit großer Befriedigung bemerkte sie, wie unentbehrlich sie dem Könige werde, bot alle ihre Unterhaltungskunst auf, um seine bösen Launen zu verscheuchen, seine Langeweile zu vertreiben, hütete sich sorgfältig, ihm in irgend etwas zu widersprechen, zeigte eine wohl berechnete Zurückhaltung und Sittsamkeit, und ermahnte ihn sogar, sich seiner Gemahlin, der er fast ganz entfremdet geworden war, wieder zu nähern. Zugleich wirkte sie auf sein im dumpfen Kirchenglauben aufgewachsenes, abergläubisches Gemüth durch religiöse Vorstellungen ein und verband sich zu diesem Zweck mit seinem Beichtvater La Chaise.

Die Königin starb; Frau Scarron that, als ob sie den Rückzug antreten wollte, und Ludwig, der nothwendig ein weibliches Wesen an

seiner Seite haben mußte, ohne weibliche Unterhaltung und Leitung ja nimmer leben konnte, faßte den kühnen Entschluß, sie zu heiraten. Als er dies seinem Kriegsminister Louvois mittheilte, blieb dieser wie versteinert vor ihm stehen und rief endlich aus: „Ist's möglich? Der größte König auf der Erde will sich so entehren, die Witwe Scarron zu heiraten?“ Ludwig blickte ihn halb verlegen, halb zürnend an. Jener warf sich ihm zu Füßen und beschwor ihn um alles, diesen Vorsatz aufzugeben. Aergerlich sagte Ludwig: „Sind Sie närrisch? Stehen Sie auf!“ Am andern Morgen warf die heiratslustige Witwe, welcher der König natürlich den ganzen Vorfall hatte erzählen müssen, dem Kriegsminister sehr kriegerische Blicke zu. Ihr Wille wurde zwar durchgesetzt, aber nur halb. Auf Louvois' dringendes Zureden verstand sich Ludwig dazu, sich in aller Stille und ohne die Sache nachher bekannt zu machen, trauen zu lassen. In Gegenwart des Paters La Chaise, des Gouverneurs von Versailles, eines Kammerherrn und des ersten Kammerdieners wurde in der Schloßkapelle von Versailles die Trauung vollzogen. Die Sache blieb kein Geheimniß. Jedermann wußte, daß Frau von Maintenon die Gemahlin Ludwigs war, und in ihren Gemächern wurde sie auch als solche behandelt, in Gegenwart von Fremden nur als Hofdame, als Marquise vorgestellt.

So viel sie aber auch erreicht hatte, so groß auch der Absprung von dem amerikanischen Fräulein und der Pariser Gesellschaftsdame bis zur Gemahlin des mächtigsten Königs war, so war es ihr doch nicht genug: Königin wollte sie sein und nicht bloß sein, sondern auch heißen, vor aller Welt als solche anerkannt und verehrt werden. Sie hätte freilich mit der Stellung und dem Einfluß, den ihr Ludwig einräumte oder den sie hinter seinem Rücken ausübte, füglich zufrieden sein können. Während sie eine weibliche Arbeit vor sich hatte oder in einem Buche zu lesen schien, verhandelte Ludwig in ihrem Zimmer mit seinen Ministern; alle Auszeichnungen, alle wichtigen Aemter giengen durch ihre Hand; alle Staatsangelegenheiten wurden zuerst zwischen ihr und den Ministern abgemacht und dann dem König in einer Weise vorgelegt, daß er wie von selbst auf die nämliche Entscheidung kam, welche Frau von Maintenon bereits sanktionirt hatte.

Auch in seiner Familie spielte sie nichts weniger als die Geduldete, sondern trat weit herrischer auf, als es die Königin je gethan hatte.

Die Töchter und Schwiegertöchter des Königs kanzelte sie mit der Virtuosität einer alten Gouvernante ab, und mehr als einmal verließen sie ihr Zimmer mit weinenden Augen. Ihr Stolz, ihr Ehrgeiz, ihre Herrschsucht wurden unerträglich, und um so fühlbarer ließ sie ihre Macht werden, je tiefer es sie kränkte, daß der sehnlichste Wunsch ihres Herzens, die öffentliche Bekanntmachung ihrer Ehe und ihre Erhebung zur königlichen Majestät, bei dem sonst so willfährigen Ludwig beharrlich kein Gehör fand. Der Aerger hierüber kühlte ihre Neigung für den König, wenn sie je welche hatte, von Jahr zu Jahr mehr ab, und da man ihrem oft wiederholten Ausspruch, daß es keine größere Pein gebe, als täglich einen Menschen unterhalten zu müssen, der für Unterhaltung nicht mehr empfänglich sei, ein klein bischen Wahrheit nicht absprechen kann, so läßt sich daraus, auch ohne daß man seiner Phantasie zu viel zumuthet, ein Blick in die Herzenskammer dieser Dame thun und sehen, welch dicke Kruste von Heuchelei hinter diesem glatten Demutsgesicht, welch unschönes Farbenspiel hinter diesem obligaten Goldschnitt, welch ordinäres Christenthum hinter diesen beichtväterlichen Phrasen versteckt sei.

In ihrem Streben, daß alles, was zum Hof gehöre, ihrem Willen sich fügen solle, stieß sie auf zwei bedeutende Hindernisse: das eine war Charlotte, das andere deren Sohn. Bei der einflußreichen Stellung, welche die Marquise einnahm, bemühte sich auch Charlotte, mit ihr in ein freundliches Verhältniß zu treten; aber die Charaktere waren zu verschieden, als daß sich ein günstiger Erfolg erwarten ließ. Auf der einen Seite war ein weiblicher Parvenü von zweideutiger Vergangenheit, welcher, obgleich von königlichen Tugenden wenig an ihr zu entdecken war, selbst die Krone nicht zu hoch stand, ein Weib von verzehrendem Ehrgeiz, das in allen Dingen lieber die krummen als die geraden Wege einschlug, den alternden König beständig in einem Dunstkreis von Sinnlichkeit und gedankenloser Andächtelei gebannt hielt, unter den Hofleuten endlose Intriguen einfädelte und von den Verwandten des Königs immer eins hinter das andere, sogar Kinder gegen die Eltern hetzte, in Theurungszeiten alles Korn aufkaufte, um es gegen enorme Preise wieder zu verkaufen, und in Verbindung mit dem gleich heuchlerischen Beichtvater La Chaise und dessen heillosem Nachfolger Tellier dem ignoranten König weismachte, daß ihm Gott alle seine vielen Sünden vergeben werde, wenn er die Hugenotten in Frankreich um jeden Preis, sei es auch durch die grau-

samsten Rachemittel, zum Katholicismus zwinge. Auf der anderen Seite stand die deutsche Fürstentocher, ein Herz ohne Falsch, lauter wie Gold, welche, wie sie selbst sagte, nie ein Blatt vor den Mund nahm, wahrheitsliebend in allem und gegen alle, ohne einen andern Ehrgeiz als den, ihre Pflichten als Gattin und als Mutter zu erfüllen, allen Intriguen und Aufhetzereien so feind, daß man sie „la soeur pacifique“ nannte, der Ausgelassenheit des Hoflebens ganz fremd, von tödtlichem Hasse erfüllt gegen jenes heuchlerische, unduldsame, ja blutdürstige Christenthum, das nur die Maske war, um ein barbarisches Heidenthum zu verbergen.

In einem engen Raum zusammengedrängt, zu häufigen Begegnungen verdammt, konnten die Gegensätze kaum schärfer einander gegenüberstehen. Wo ihre Bahnen zusammenkamen, konnte es ohne starke Reibungen nicht abgehen. Was der Maintenon an Charlotte am widerwärtigsten war, waren zwei Umstände: daß sie trotz ihres schleichenden Auftretens von der gescheiden Herzogin durchschaut wurde, und daß diese trotz der ewigen Verleumdungen bei dem König in Achtung stand und zwar in größerer als sie selbst. Noch auf dem Sterbebette sagte Ludwig in Gegenwart der Maintenon zu Charlotte: „Man hat alles gethan, was man konnte, damit ich Sie hasse, Madame, aber es ist ihnen nicht gelungen.“ Er hätte füglich statt „Man“ „die Maintenon“ sagen dürfen. Denn wo sie nur konnte, übte diese ihre kleinliche Rache gegen Charlotte aus, griff mit ihrer eiskalten Hand in ihr Familienleben ein, ließ alle ihre Briefe öffnen, um ein unbedachtsames Wort zu einer Anklage zu benutzen, und setzte es durch, daß, wenn der König mit seinen Damen von einem Spaziergang heimkam, alle anderen mit ihm in's Zimmer eintraten, nur sie vor der Thüre verabschiedet wurde. Offen in's Gesicht wagte sie der Herzogin nichts unangenehmes zu sagen, da sie wohl wußte, welch kräftige deutsche Hiebe die Pfälzerin austheilen konnte; aber ihr unvermerkt ein Bein zu unterstellen, das war so ihre Art.

Charlotte drückte sich mehrmals stark gegen den Unfug mit den Mesalliancen aus und machte keinen Hehl daraus, daß sie auf ihr Pfalzgrafenthum etwas halte. Da klagte ihr einmal die Dauphine, eine pfalzbairische Prinzessin, daß die Maintenon zwei Mädchen aus Straßburg habe kommen lassen, sie für Pfalzgräfinnen ausgebe und zu einer Art Kammerjungfern ihrer Nichten gemacht habe. „Lassen Sie das nur gehen“, erwiderte Charlotte, „ich will die Sache schon gutmachen; denn wo ich

Recht habe, frage ich kein Haar nach der alten Hexe." „Darauf sah ich," schreibt sie, „durch mein Fenster die Nichte mit dem deutschen Mädchen spazieren. Ich gieng aus und machte es so, daß ich ihr begegnete. Ich rief das Mädchen, fragte, wer sie sei. Sie sagte mir ins Gesicht, sie sei eine Pfalzgräfin von Lützelstein. Ich sagte: So? Ihr seid keine Pfalzgräfin; ich kenne Euren Vater und Eure Mutter, und wofern Ihr Euch wieder für eine Pfalzgräfin ausgebt, werde ich Euch den Rock vom Leib abschneiden lassen, daß ichs mein Leben nicht mehr hören mag. Das Mädchen nahm sich die Sache so zu Herzen, daß es etliche Tage nachher starb. Das andere Mädchen wurde in eine Pension nach Paris geschickt. Als ich der Dauphine den Vorgang erzählte, gestand sie, sie sei froh, daß ich es gethan; denn sie hätte das Herz nicht gehabt. Doch meinte sie, der König würde mich filzen; aber er sagte nichts weiter als lachend einigemal: „Es ist nicht räthlich, sich über das Kapitel von Ihrem Hause vor Ihnen lustig zu machen; das Leben hängt davon ab." Ich erwiderte: „Ich liebe die Lügen nicht."

Noch ein anderer Vorfall läßt uns einen Einblick in diese fortwährenden Plänklergefechte thun. Charlotte besuchte die Dauphine und traf sie ganz verzweifelnd und in Thränen, weil die Maintenon ihr gedroht hatte, sie wolle machen, daß sie beim ganzen Hof, auch beim König verhaßt sei. „Ich fieng zu lachen an," schreibt Charlotte, „wie sie mir dies erzählte, und sagte: ist es möglich, daß Sie sich von dieser alten Hexe so erschrecken lassen? Sie haben ja nichts von ihr zu fürchten; Sie sind Dauphine, die erste in ganz Frankreich; ohne erschreckliche Ursachen kann man Ihnen nichts thun. Darum, wenn sie Ihnen so droht, antworten Sie nur ferm: „Ich fürchte Ihre Drohungen nicht; Frau von Maintenon steht tief unter mir; der König ist zu gerecht, um mich ungehört zu verdammen. Wenn Sie mich beleidigen, so werde ich es ihm selbst sagen, und wir werden sehen, ob er nicht wagen wird, mich zu unterstützen." Die Dauphine war nicht faul, sagte von Wort zu Wort, was ich ihr da gesagt. Die alte Zott antwortete: „Diese Worte rühren nicht von Ihnen her, das sind diese verfluchten Reden der Frau Herzogin von Orleans; Sie haben nicht Muth genug, um so nur zu denken; aber wir wollen sehen, ob diese Freundschaft für die Herzogin Ihnen vortheilhaft sein wird." Sie hat seitdem der Dauphine nicht mehr gedroht."

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn sich Charlotte über diese im=

pertinente Wirthschaft, wo verzweifelte Existenzen sich gegen tugendhafte Prinzessinnen ein Benehmen wie gegen ihre Mägde erlauben wollten, in den stärksten Ausdrücken ausspricht. Vom Pater La Chaise sagt sie: „er war ein alter achtzigjähriger Mann, hatte lange Ohren, groß Maul, dicken Kopf, lang Gesicht, sah in Summa wie ein Esel aus.“ Nach diesem Signalement war es einer intriganten Frau sehr leicht mit ihm fertig zu werden. Von der Maintenon ist sie überzeugt, daß sie sie „vor ihren Tod nicht leiden kann, daß sie alles thun wird, was sie nur wird erdenken können, ihr böses anzuthun und sie zu chagriniren,“ nennt sie „die alte Hex, die alte Zott, die Rombombel“ (ein pfälzischer Ausdruck für Devot), ja geradezu einen „lebendigen Teufel“. Trotzdem konnte sie es über sich gewinnen, nach dem Tode Ludwigs (1715) der von ihrer Höhe plötzlich herabgestürzten Marquise eine Trauervisite zu St. Cyr abzustatten, wo dieselbe eine Erziehungsanstalt für dreihundert Töchter armer Edelleute gegründet hatte und 1719 starb. „Madame! was wollen Sie hier?“ fragte Maintenon. „Ich will meine Thränen,“ sagte die Herzogin, „mit den Thränen derjenigen Person vermischen, welche der König zu meinem lebhaften Bedauern am meisten geliebt hat. Das sind Sie, Madame!“ „Allerdings,“ versetzte Maintenon, „er hat mich sehr geliebt, aber er liebte Sie wohl ebenso.“ Diesen eifersüchtigen Seufzer beantwortete Charlotte mit den Worten: „Er hat mir die Ehre angethan, mir zu sagen, daß er mir immer seine Freundschaft bewahrt habe, obgleich man alles, was man konnte, gethan habe, um mich verhaßt zu machen.“ Sie fügte noch hinzu, daß sie alles wisse, aber als gute Christin ihrer Feindin gern verzeihe.

Solche Verhältnisse, für eine Fremde, zumal für eine Deutsche, doppelt widerwärtig, ertrug sie um so schwerer, da ihre ehelichen Verhältnisse nichts weniger als günstig waren. Herzog Philipp von Orleans hatte sie geheiratet, weil sein Bruder, der König, wie oben angeführt, die Pfalz als Brautstück mitzubekommen hoffte. Von einer Neigung, die er zu Charlotte gehabt hätte, war weder vorher noch nachher die Rede. Vielmehr war es ihm unangenehm, daß Charlotte nicht bloß Herzogin, sondern auch seine Gattin sein wollte, und er bat sie um Gotteswillen, ihn weniger zu lieben, weil es ihm gar zu „importun“ sei.

Der Herzog war wie ein nachgeborener Prinz im türkischen Serail erzogen worden. Der Kardinal Mazarin, welcher an ihm als Knaben

mehr Lebhaftigkeit als an Ludwig bemerkt hatte, sagte zu dessen Erzieher: „Warum wollen Sie denn aus des Königs Bruder einen tüchtigen Menschen machen? Wenn er geschickter und kenntnißreicher als der König wird, so weiß er nicht mehr, was es heißt, blind zu gehorchen.“ Darauf befahl er ihm, die Studien aufzugeben und ihn an Spielereien zu gewöhnen. So wurde er ein Mensch, der, wie Charlotte sagt, „mehr weibliche als Mannsmanieren hatte, weder Pferde noch Jagen liebte, vielmehr nichts als spielen, Cercle halten, wohl essen, tanzen und geputzt sein, mit einem Wort, alles was die Damen lieben.“ Er war der maître de plaisirs und Ceremonienmeister des Versailler Hofes. Zu nichts ernsthaftem fähig, weichlich an Körper und Geist, furchtsam, unselbständig, brauchte er immer jemand, der ihn leitete, ihm allen Klatsch zutrug, ihn gelegenheitlich belog und betrog. Seine Günstlinge, wozu besonders der Chevalier de Lorraine gehörte, übten einen fast dämonischen Einfluß auf ihn aus und brachten es durch die gehässigsten Bemerkungen über seine Gemahlin dahin, daß er ihr ganz entfremdet wurde, sie geradezu haßte und sie sogar in ihren gewöhnlichen Ausgaben beschränkte. Ein geistig so verkehrt angelegter Mensch mußte gerade für einen Charakter wie Charlotte fast unerträglich sein. Und doch ergab sie sich dreißig Jahre lang mit Geduld in dieses unwürdige Verhältniß und bedauerte nur, daß Monsieur zu spät zur Erkenntniß gekommen sei. Drei Jahre vor seinem Tode, der im Jahre 1701 erfolgte, sah er ein, wie sehr er ihr Unrecht gethan hatte, und verlebte diese letzte Zeit im besten Einverständniß mit ihr.

Wie schwer sie an ihrem Philipp zu tragen hatte, sieht man an verschiedenen, für die Männerwelt nicht sehr schmeichelhaften Bemerkungen: „Das Heiraten ist mir abscheulich verleidet, lieber ledig bleiben als die größte Königin von der Welt werden.“ „St. Paulus sagt: wer heiratet, thut wohl, wer nicht heiratet, thut besser. Das wäre auch wohl mein Sinn gewesen, wenn es sich hätte schicken können; aber es ist mein Destin nicht gewesen.“ „Der beste Mann taugt den Teufel nicht. Liebe und Treue in der Ehe ist gar nicht mehr Mode. Die einander lieb haben, gelten für ridicül, und doch lassen die Katholischen die Ehe für ein Sakrament passiren.“ Ihre Ansicht über das Wiederheiraten werden nicht gerade alle Witwen theilen: „Ich kann das Wiederheiraten nicht begreifen; denn entweder hat man Ursache gehabt, den ersten zu lieben oder zu

hassen. Hat man ihn lieb gehabt, wie kann man dann einen andern in dessen Platz setzen? Und ist man unglücklich gewesen, so kann ich nicht begreifen, wie man es wagen kann, sich wieder in die Gefahr zu begeben. Also kann ich es nicht verzeihen, es sei denn, daß man Hungers stirbt und jemand findet, so einem Brot geben will; in dem Fall ist es erlaubt, sonst nicht."

In dem Unglück, das sie als Gattin empfinden mußte, hätten ihr ihre Kinder ein Trost und ein Ersatz sein können. Sie hatte deren drei. Das älteste starb als dreijähriger Knabe an der Kunst der Pariser Aerzte. Das zweite, Philipp, blieb länger am Leben, als es für ihn und andere gut war; das dritte war eine Tochter und bekam den Namen der Mutter. An diesen zwei Kindern hieng ihr Herz, und gern hätte sie dieselben aus der verdorbenen Luft des französischen Hofes nach Deutschland zu ihrer alten Erzieherin, der Frau von Harling, geschickt; aber ihr Herr Gemahl gieng nicht nur auf dies nicht ein, sondern entzog, von seinen Günstlingen aufgehetzt, die Kinder sogar der Aufsicht und Erziehung ihrer eigenen Mutter, und nannte die gesunde Art, wie sie mit denselben umgieng, eine bäurische, welche sich für königliche Prinzen nicht schicke. Statt dessen verzärtelte er die Kinder aufs übertriebenste, suchte ihnen das Gefühl der Furcht vor ihrer Mutter beizubringen und machte die Marschallin von Grançai zur Ehrendame seiner Tochter. „Man kann gedenken, was das für ein schön Exempel für meine Tochter war; es half aber weder Bitten noch Sagen." Doch hatte dieselbe von der Mutter her einen so guten Kern in sich, daß sie zwar, wie alle anderen, verweichlicht, aber nicht verdorben wurde und ihr bis zum Ende mit Liebe zugethan blieb.

Als die kleine „Liselotte" 21 Jahre alt war, dachte die Frau Mama, trotzdem daß „der beste Mann den Teufel nicht taugt," doch daran, ob es nicht eine passende Partie für sie gebe. Sie hatte eine „solche estime vor König Wilhelm von England, daß sie den lieber zum Schwiegersohn hätte als den römischen König." „Ich kann meiner Tochter das mit Wahrheit nachsagen, daß sie ganz und gar keine pense zur Koketterie und Galanterie hat; auf diesem Artikel gibt sie mir gar keine Mühe und glaube, daß, wer sie auch bekommen mag, hierin nichts wird zu fürchten haben. Schön von Gesicht ist sie nicht, hat aber eine schöne Taille, gute Mienen, hübsche Haut und ist ein gut Gemüthe." Mit einiger Besorgniß nahm sie wahr, daß die heiratsfähigen Könige und Herzoge sich anderwärts versahen:

„Ich bin ganz persuadirt, daß meine Tochter ein alt Jüngferchen bleiben wird, daß vor die meine nichts mehr übrig ist.“ Doch so schlimm gieng es nicht; sie bekam noch den Herzog Leopold von Lothringen und lebte mit ihm in einer erträglichen Ehe. Aus dieser Ehe stammte Franz Stefan, Gemahl der Maria Theresia von Oestreich, und so wurde das „alt Jüngferchen“ die Stammmutter des lothringischen Kaiserhauses.

Schlimmer stand es mit ihrem Sohn Philipp. Derselbe hatte das Unglück, einen der schlechtesten Menschen, welche je gelebt haben, den Abbé Dubois zum Erzieher zu haben. Dieser Mensch, der Sohn eines Apothekers, schwang sich von dem niederen Dienst eines Schreibers bei einem Pfarrer bis zum Kardinal und ersten Staatsminister auf. Er hatte weder viele Kenntnisse noch ein einnehmendes Aeußere, vielmehr einen mißgestalteten Körper und unangenehme Gesichtszüge, aber ungemeine Schlauheit, Menschenkenntniß, Willenskraft, Beredsamkeit. Da er an seinem Zögling einen starken Hang zur Sinnlichkeit bemerkte, so stürzte er ihn mit der Berechnung eines Mephistopheles in einen Abgrund von Ausschweifungen, aus denen der intellektuell und gemüthlich reich ausgestattete Prinz als ein vollendeter Roué hervorgieng. Nur ein Thor, sagte ihm Dubois, könne an Freundschaft, an Tugend, an Gott und Unsterblichkeit glauben; die göttlichen Gebote seien von unsinnigen Menschen erdacht und nur für Kinder und alte Weiber; der Mensch sei nur um des Genusses willen da; den Becher der Sinnlichkeit bis zur Neige zu leeren, solle sein höchstes Streben sein. Ein Prinz wie er dürfe sich über alle Schranken hinwegsetzen, alles sich für erlaubt halten.

Dieser schauderhaften Erziehung sah des Prinzen Vater mit aller Gemüthsruhe zu, und als der König ihn fragte: „Was für eine Religion hat denn mein Neffe?“ erwiderte er ihm mit lustigem Humor: „Er hat die Religion seines Lehrers, welcher selbst keine hat.“ Kaum war der Prinz 17 Jahre alt, so sollte er schon heiraten, und zwar eine illegitime Tochter Ludwigs, Fräulein Franziska Maria. Die Geduld Charlottens war vollständig aus, als sie dies hörte; ihr Sohn wehrte sich gleichfalls, so gut er konnte; aber es half nichts, denn die Maintenon wollte diese Heirat und hatte bereits Dubois für ihren Plan gewonnen. Durch diese Mesalliance, durch diese Verbindung der legitimen und illegitimen Glieder der königlichen Familie sollte ihre eigene standeswidrige Verbindung um so mehr legitimirt, überhaupt der Unterschied von Legitimität und Ille-



gitimität immer mehr verwischt werden. Zugleich wollte die Marquise für die Zukunft sorgen: möglichenfalls konnte der Prinz nach dem Tode Ludwigs Regent oder gar König werden, und sie hielt ihren Einfluß, ihre hohe Stellung für gesichert, wenn sie ihm ihren früheren Zögling, eben jene Franziska, an die Seite gab. Die Heirat gieng vor sich, und Charlotte schreibt von ihrer Schwiegertochter: „Mein Sohns Heurath hat mir mein gantz Leben versalzen undt mein freudig Gemüthe gantz verstört;“ „Die Fraw ist falsch wie der Teuffel undt seine Mutter.“

Aber die Berechnung erwies sich falsch. Der Prinz, welcher wie seine Mutter das pharisäische Geseufz der Maintenon durchschaute und verlachte, war nicht der Mann für ihr Gängelband. Sobald sie dies merkte, machte sie rasch eine Schwenkung und entwarf einen anderen Schlachtplan. Die große Sterblichkeit im königlichen Hause übte dabei ihren natürlichen Einfluß aus. Denn nicht genug, daß Ludwigs einziger Sohn, der schon fünfzigjährige Dauphin, im Jahre 1711 starb, im folgenden Jahre starb auch dessen Sohn, der geistvolle Herzog von Bourgogne samt seiner Gemahlin am hitzigen Fieber, und ein paar Wochen darauf von ihren zwei Söhnen der älteste Prinz, ein fünfjähriger Knabe, an der gleichen Krankheit. Von der langen Reihe einer gesegneten Nachkommenschaft sah Ludwig, der in seinen Eroberungskriegen so viele Tausende seiner Unterthanen hingeopfert hatte, als sollte damit die Rechnung im großen Schicksalsbuch ausgeglichen werden, alle seine männlichen Sprößlinge (außer Philipp von Anjou, seinem Enkel, der als König von Spanien auf die Thronfolge in Frankreich hatte verzichten müssen), vor sich ins Grab sinken bis auf den einzigen schwächlichen Urenkel, der bei Ludwigs Tode erst fünf Jahre alt war und später als Ludwig der fünfzehnte eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. Diese raschen Todesfälle hatten etwas Auffallendes, und da der Prinz von Orleans am meisten Vortheile davon hatte, die Regentschaft ihm nun sicher war, bei der schwachen Konstitution des kleinen Ludwig der Thron in halber Aussicht stand, so wagte es die Maintenon, auf ihn als denjenigen hinzudeuten, der all diese Personen vergiftet habe und nicht ruhen werde, bis auch der Urenkel aus dem Wege geräumt sei. Es gelang ihr endlich, den König kurz vor seinem Tode zu vermögen, daß er in seinem Testament dem illegitimen Herzog von Maine, ihrem Liebling, den Befehl über die Heere und die Erziehung des Dauphin übertrug.

Kaum aber hatte Ludwig die Augen geschlossen, so wurde der Herzog von Orleans von dem Parlament zu Paris, daß seiner beredten Ansprache Beifall zollte, als Regent anerkannt und das Testament unbeachtet bei Seite gelegt. Die Maintenon mit ihrer Klientschaft, von der Charlotte sagt, daß es kein falscheres und böseres Geschlecht auf der Welt gebe als dieses, mußte den Hof verlassen. Man glaubte nun, jetzt sei Charlottens Zeit gekommen, und sie werde als Mutter des Regenten eine politische Rolle spielen. Aber mitten im Wellenschlag der aufgeregten Faktionen blieb sie ruhig innerhalb ihrer vier Wände und wollte es bleiben. „Regieren habe ich nie gelernt," sagte sie. „Ich verstehe mich weder auf Politik noch auf Staatssachen und bin viel zu alt, was so schweres zu lernen. Mein Sohn hat Gottlob Verstand, die Sache ohne mich auszuführen. Dieses Königreich ist zu seinem Schaden lange genug durch Weiber, alt und jung, regiert worden. Es ist einmal Zeit, daß man die Mannsleute regieren läßt; also habe ich die Partie gefaßt, mich in gar nichts zu mischen. In England können Weiber regieren; aber wenn's recht geht, sollen in Frankreich die Männer allein regieren."

Dazu wäre ihr Sohn ganz der Mann gewesen, wenn er nur nicht so gründlich verdorben gewesen wäre. Trotz der dringenden Mahnungen seiner Mutter entließ er den Abbé Dubois nicht, sondern ernannte ihn zum Staatsrath. Was er von ihm hielt, kann man aus den Worten, mit denen er diese Ernennung begleitete, entnehmen: „Aber ein bischen Rechtlichkeit, Abbé, ich bitte darum." Und als jener in Folge seiner Ausschweifungen aufs Sterbebett geworfen wurde und gerade ein schweres Gewitter heraufzog, sagte der Regent lachend: „Das, hoffe ich, ist Reisewetter für meinen Kanz." Charlotte schreibt: „Der Kardinal Dubois hat mein ganzes Leben vergiftet, er ist ein falscher Erzschelm, wie es in ganz Frankreich keinen ärgern gibt, dieser kleine Teufel gehört eher an den Galgen als an den Hof." Auch an der Familie ihres Sohnes konnte sie keine Freude haben: „Die Mutter erzieht die Kinder, daß man Schand und Spott daran hat, alle Tage muß ich dies vor meinen Augen sehen, und alles, was ich dagegen sage, hilft nichts." Eine der erwachsenen Töchter nennt sie eine tolle Hummel, mit der sie viel Handel bekommen habe. Von einer zweiten Enkelin, der Herzogin von Berry, schreibt sie: „Sie ißt wenig zu Mittag, aber wie wäre es möglich, daß sie recht essen könnte? Sie liegt im Bett und ißt einen Haufen Käskuchen von allerhand Gattung,

steht nie vor zwölf auf, um zwei geht sie an die Tafel, ißt wenig, um drei geht sie von Tafel, thut keinen Schritt, um vier bringt man ihr allerhand zu essen: Salat, Käskuchen, Obst; Abends um zehn geht sie zum Nachtessen, ißt bis um zwölf, um ein oder zwei geht sie zu Bett; um zu verdauen trinkt sie die stärksten Branntweine." Zwei Jahre darauf lautet das Zeugniß der Frau Großmama nicht viel besser: „Die Krankheit der Herzogin von Berry kommt von dem abscheulichen Essen, so sie vergangenes Jahr gethan: sie kam her, setzte sich in die Seine, blieb 3—4 Stunden im Wasser, aß Pasteten, Kuchen, Salat, Schinken, Würste, allerhand so Zeug, fuhr wieder aus, spazierte bis gegen Mitternacht, dann setzte sie sich wieder an die Tafel und aß aufs neue bis um drei Uhr Morgens, und darauf gleich wurde sie auch so dick wie eine gemästete Gans." Kaum sind zwei Monate verflossen, so kommt schon der Todtenschein: „Die arme Madame de Berry hat sich zu Tod gegessen, und daran ist ihre Favoritin Schuld. Man weiß nun, daß sie ihr Nachts allerhand Sachen zu essen gegeben: Fricassee, kleine Pasteten, Melonen, Salat, Milch, Feigen und Pflaumen, und bös Bier in Eis gekalt trinken machen und die Thüre zugesperrt und in 14 Tagen keinen Doktor sehen lassen; das hat gemacht, daß das Fieber kontinuirlich worden mit zwei redoublement des Tags, so man nicht mehr hat aufhalten können."

Wenn auch Charlotte oft rühmt, wie sehr ihr der Sohn trotz seines Leichtsinns zugethan bleibe, wie er überall ihre Partei nehme und ihre ernsten Ermahnungen geduldig anhöre, so mußte sie noch weit öfter klagend eingestehen, daß alle Worte nichts fruchteten. Ihre Lage war auf diese Weise eine klägliche. Drei Jahrzehnte lang hatte sie die Günstlingswirthschaft ihres schwachsinnigen Gemahls mit all der Schmach und dem Unfrieden, den sie ihr brachte, ertragen, eben so lang den jesuitischen Nadelstichen der Frau von Maintenon sich ausgesetzt gesehen, und nun, da jener in der Gruft von St. Denis lag, diese in ihrer Mädchenanstalt zu St. Cyr wie in einer Verbannung lebte, wäre ihr während der Regentschaft ihres Sohnes, im Kreise ihrer Enkel ein friedlich beleuchteter Lebensabend zu gönnen gewesen. Es war nicht so beschlossen. Ein und fünfzig Jahre sollte sie in den Schlössern von St. Germain, von Versailles und in Paris zubringen und eine Fremde bleiben. In ihrer Stellung als Gattin und als Mutter tödtlich verletzt, von den Intriguen und Ausschweifungen des Hofes angewidert, wurde sie zur Einsiedlerin und brachte ganze Tage, in ihr

Kabinet eingeschlossen, mit Lesen und Schreiben zu. Mit ihren alten Bekannten in Deutschland und anderwärts, mit verwandten Naturen sich schriftlich zu unterhalten, ihre innersten Gefühle und Anschauungen, welche der Hof von Versailles weder verstand noch verstehen wollte, mit der Frische und Ursprünglichkeit ihres allzeit jugendlichen Gemüths zu entfalten, ihr tiefes Weh in ein theilnehmendes Frauenherz auszuschütten, ihre reiche Menschenkenntniß, ihre Beobachtungen von Sitten, Gebräuchen, Ereignissen den neugierigen Freundinnen mitzutheilen, ihr Lob der Heimat, ihre Sehnsucht nach dem lieben Deutschland, vor allem nach dem schönen Heidelberg auszudrücken, mitunter auch eine interessante oder pikante Neuigkeit zu erzählen, war ihrem lebhaften Geiste Bedürfniß, ihrem liebevollen Herzen ein süßer Trost.

„Ich habe viel zu schreiben," sagt sie. „Sonntag schreibe ich an ma tante unsre liebe Kurfürstin (von Hannover) und in Lothringen (an ihre Tochter), Montags in Savoyen (ihrer zweiten Stieftochter) und an die regierende Königin von Spanien (ihre älteste Stieftochter), Dienstag zu Lothringen, Mittwoch nach Modena, Donnerstag wieder nach Hannover, Freitag zu Lothringen, Samstag ersetze ich, was ich in der Woche nicht habe schreiben können. Wenn ich einen Tag 20 Seiten an die Prinzessin von Wales geschrieben und 10 oder 12 Seiten an meine Tochter, 20 in französisch an die Königin von Sicilien, alsdann bin ich so matt, daß ich keinen Fuß auf den andern setzen kann." Sie tadelt es, wenn ihre deutschen Verwandten und Bekannten ihr französisch schreiben, und freut sich, daß der Philosoph Leibnitz ihr das Zeugniß gibt, daß sie nicht übel deutsch schreibe; „das tröst mich recht; denn ich würde recht betrübt sein, wenn ich es vergessen sollte."

In ihrer schmucklosen Weise, in der derben Sprache ihres Jahrhunderts, in der heiteren Lebensphilosophie einer Pfälzerin schildert sie in ihren Briefen sich selbst, ihr ganzes Thun und Treiben und was um sie hervorgeht.

Wenn sie nicht so aus dem Grund lustig wäre, meint sie, wäre sie vielleicht vor Kummer längst gestorben; so aber werde sie nur dick davon, habe eine monstreuse Taille in Dicke, sei so viereckig wie ein Würfel. „Ich muß wohl häßlich sein, ich habe gar keine traits gehabt, kleine Augen, kurze, dicke Nase, platte, lange Lippen, das kann kein Gesicht formiren, große hangende Backen, ein groß Gesicht, und bin gar klein von Person,

dick und breit, kurzer Leib, Summa Summarum: ich bin gar ein häßlich Schätzchen.“ Dies ist nun freilich eine humoristische Sebstkarrikatur. Die noch erhaltenen Porträts zeigen vielmehr, daß ihre Miene durch den Ausdruck ihres ehrlichen, gutmüthigen und munteren Wesens etwas sehr Anziehendes hatte. Es kam ihr sehr zu gut, daß sie von Natur mehr lustig als traurig war, „aber wenn mich was betrübt, geht es mir erschrecklich zu Herzen.“ Noch in ihrem Alter erinnert sie sich, wie sie in ihrer Kindheit ein wenig muthwillig war und, als ihr die Hofmeisterin die Ruthe geben wollte, so stark zappelte und derselben so viele Stöße mit ihren Füßen gab, daß sie schier zu Tod fiel, oder an das schreckliche Donnerwetter zu Mannheim, bei welchem die furchtsame Jungfer Kolbin so abscheuliche Grimassen schneidet, daß sie meinte, sich krank zu lachen.

Die Vorliebe für alles, was deutsch ist, die Bevorzugung deutscher Sprache, Sitten und Personen klingt in ihren Briefen durch alle Tonarten durch: „Ich halte es für ein groß Lob, wenn man sagt, daß ich ein deutsch Herz habe und mein Vaterland liebe. Könnte ich mit Ehren nach Deutschland, würdet Ihr mich bald sehen. Deutschland war mir lieber, und ich fand es nach meinem Sinn viel angenehmer, wie es weniger Pracht und mehr Aufrichtigkeit hat. Nach Pracht frag ich nichts, nur nach Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheit. Es schickt sich leider nicht, daß ich wieder nach Deutschland soll. Man hat mich, unter uns geredet, wider meinen guten Willen hieher gesteckt; hier muß ich leben und auch sterben, ich mag wohl oder übel sein.“ „Deutschland ist mir noch allzeit lieb, und ich bin so wenig propre vor Frankreich, daß ich mein ganz Leben mitten im Hof in einer großen Einsamkeit zubringe. Ich höre als recht gern, wie es in Deutschland zugeht, bin wie die alten Kutscher oder Fuhrleute, die noch gern die Peitsch klacken hören, wenn sie nicht mehr fahren können.“ Daher kann sie es auch nicht ertragen, Deutsche zu finden, die ihre Muttersprache so verachten, daß sie nie mit anderen Deutschen reden oder schreiben wollen, und sie findet es abgeschmackt und ridicül, wenn unsere guten ehrlichen Deutschen nicht folgen, was man guts in Frankreich thut, dagegen das befolgen, was selber hier getadelt wird. Ihr warmes Nationalgefühl ist empört über die schimpflichen Bedingungen, durch welche der Kurfürst August von Sachsen im Altranstädter Frieden sich den Schwedenkönig Karl XII. vom Hals schaffte: „In meinen Leben habe ich nichts abscheulicheres gehört als den Frieden, so König Augustus gemacht. Er

muß voll und toll gewesen sein, wie er die Artikel eingegangen ist; für so ehrvergessen hätte ich ihn mein Leben nicht gehalten; ich schäme mich vor unsere Nation, daß ein deutscher König so unehrlich ist.“ Auch kann sie nicht wohl begreifen, daß der König von Preußen (Friedrich I.) alles versucht, was möglich, um mehr Ceremonien zu haben; denn „wie Ihr wohl wißt, so bin ich der Ceremonien Erbfeind.“ Um so besser ist bei ihr König Wilhelm von England angeschrieben, der „durch seine Verdienste gewiß einer von den größten Königen ist, die jemals gekrönt worden.“ Schlimmer kommt der Herzog von Braunschweig weg, der nicht nur, was ihre Standesehre verletzt, eine Misheirat eingeht, sondern vollends eine Französin heiratet, „die sich hier glücklich geschätzt hätte und allen ihren möglichsten Fleiß angewandt hatte, um einen von des Herzogs von Orleans ersten Kammerdienern zu heiraten, dessen Sohn noch in meinen Diensten ist.“

„Wie kommt es,“ fragt sie ihre Halbschwester, „daß Ihr ein französisch Fräulein habt? Das sind gewöhnlich gar schlechte Edelleute, so gar nicht mit unserem deutschen Adel zu vergleichen sind. Denn wenn hier ein Bürgerlicher eine Sekretärsstelle vom König kauft, passirt er gleich vor ein gentilhomme.“ Was will „so ein lumpiger Duc“ heißen gegen einen Pfalzgrafen bei Rhein?

Bis aufs Essen und Trinken erstreckt sich ihr Widerwille gegen das ihr aufgedrängte Franzosenthum. Die Delikatessen der französischen Küche lassen sie die einfache, kräftige, gesunde Kost ihrer Heimat nur um so mehr vermissen. „Es ist nun 34 Jahr, daß ich in Frankreich bin, und habe mich noch nicht an das Essen hier im Land gewöhnen können, esse mein Leben keinen Ragout, kann weder Thee, Kafé noch Chokolade vertragen, kann nicht begreifen, wie man es gern trinkt. Thee kommt mir vor wie Heu, Kafé wie Ruß und Feigenbohnen, und Chokolade ist mir zu süß, thut mir wehe im Magen; guten braunen Kohl, Sauerkraut, Schinken und Knackwurst schmecken mir viel besser, und ein guter Krautsalat mit Speck, diese delikaten Speisen sind meine Sache. Auch eine gute kalte Schale oder eine gute Biersuppe thut mir nicht wehe im Magen; aber das kann man hier nicht haben. Man kann hier keine guten Pfannkuchen machen, Milch und Butter sind nicht so gut als bei uns, auch haben die französischen Köche den rechten Griff nicht dazu. Wie gern wollte ich den Pfannkuchen von Eurer Kammermagd essen! Das sollte mir besser schmecken

als alles was meine Köche machen.“ Lieber als Kafé trank sie einen guten Wein; doch konnte sie den Burgunder nicht vertragen, weil er ihr weh im Magen that und ihr wie ein Stein drin liegen blieb; sie trank bis in ihr spätes Alter ihren edlen Bacharacher. Uebrigens fehlte ihr gänzlich, was die Würze der Mahlzeit ist, gute Gesellschaft und angenehme Unterhaltung; vielmehr schreibt sie während ihres Witwenstandes: „Ich esse das ganze Jahr zu Mittag Mutterallein, eile mich so viel möglich, denn es ist verdrießlich, allein zu essen und zwanzig Kerls um sich zu haben, so einem ins Maul sehen und alle Bissen zählen; esse deßhalb in weniger als einer halben Stunde; Nachts esse ich mit dem König, da sind wir fünf oder sechs an Tafel, jedes ißt vor sich weg wie in einem Kloster, ohne ein Wort zu sagen, als ein paar Worte heimlich an seinen Nachbar.“ Auch sonst hatte sie es sehr einsam; sie that „ihr bestes wie einer, der für sich allein geigt.“ Zur Kurzweil unterhielt sie eine kleine Menagerie von Kanarienvögeln, Papageien, Katzen und Hunden, sah in den Katzen die artigsten Thiere von der Welt, hatte zuletzt „nur noch neun Hunde in ihrer Kammer, darunter ein Hündigen, die reine inconnue, das alles versteht wie ein Mensch und keinen Augenblick von mir sein kann, ohne bitterlich zu weinen und zu heulen; auch kommt sie nie von mir, als wenn ich bei Madame de Berry bin; da lass' ich sie in der Kutsch; die Betrübniß ist groß, aber die Freude auch, wenn sie mich wiedersieht.“

In dieser kerndeutschen Natur kann man die pfälzische Specialität unschwer hindurchschimmern sehen, jenes muntere, witzige, zwanglose Wesen, das man noch heutzutag dort trifft. Mit schmerzlicher Sehnsucht fühlte sie sich stets nach diesem schönen Lande hingezogen und freute sich zu bemerken, daß sie „die guten ehrlichen Pfälzer noch lieb haben,“ behielt auch noch manchen klassischen Ausdruck im Gedächtniß und im Gebrauch; denn sie ist manchmal, „wie man in der lieben Pfalz sagt, krittlich wie eine Wandlaus.“ Auch sind die Heidelbeere, welche man ihr aus der Normandie bringt, bei weitem nicht so schön, saftig und süß, wie die zu Heidelberg am Berg. Nur mischt sich seit den Jahren 1688 und 1693 in dieses Jugendbild immer die Erinnerung an jene Greuel, zu welchen Louvois den König Ludwig beredet hatte. Es graust ihr noch in späten Jahren, wenn sie an alles denkt, was dieser Louvois hat brennen lassen, und sie glaubt, er werde dafür in jener Welt auch recht brennen und

schmoren. Freude macht es ihr zu hören, daß Heidelberg und Schwetzingen wieder so wohl aufgebaut ist; sie verlangt nach einem Abriß von den beiden Städten, um sich wieder orientiren und alte Erinnerungen auffrischen zu können, ist aber sehr ungehalten darüber, daß der neue Kurfürst das alte liebe Schloß von Heidelberg nicht wieder zurecht läßt machen, da es ja das Stammhaus ist, und vollends die arme Pfalz verlassen und in seinem Neuburgischen Düsseldorf residiren will. Auch däncht es ihr, daß er besser daran thäte, sein Geld an die armen verderbten Pfälzer anzuwenden als an Karnevals-Divertissements, das wäre löblicher vor Gott und der Welt; es sei gar nicht à propos in jetziger Zeit, 20000 Thaler an eine Oper zu wenden, während das arme Schloß noch zertrümmert dastehe. Endlich hört sie mit Vergnügen, daß man auch wieder am Schloß arbeitet; „aber was mich recht ärgert, ist, daß ein Jesuitenkloster gebaut wird." „Jessuwitter stehen Heidelberg übel an, wie auch Franziskanermönche, so die Klosterkirch inhaben. Mein Gott, wie oft habe ich an dem Berg Kirschen gegessen morgens um fünf Uhr mit einem guten Stück Brot; damals war ich lustiger als ich nun bin."

Rührend ist die innige Liebe, welche Charlotte stets zu ihren Halbgeschwistern, den Raugräfinnen Luise und Amalie und deren Brüdern, behält. „Herzlieb Karllutzgen!" schreibt sie dem Raugrafen Karl Ludwig, „ich schreibe Euch hier ein Zettelchen, worin ich Euch erinnere, daß Ihr mich als lieb behalten sollt; denn ich hab Euch Schwarzköpfel recht lieb." „Herz allerlieb Karlutz! alle unsere Jungfern am Hof fragen gar oft wie es Euch geht, und sagen, sie möchten Euch gern wieder sehen."

Ihrer Gesundheit wegen machte sie sich täglich tüchtige Bewegung und war Freundin der Jagd, ritt schnell und sicher wie der rüstigste Jäger. Mit den Aerzten stand sie auf einem ziemlich gespannten Fuß. Als man ihr bei ihrer Ankunft am französischen Hof ihren Leibarzt vorstellte, erklärte sie, so was brauche sie gar nicht. Sie habe sich niemals zu Ader gelassen und nie zu purgiren eingenommen. Wenn ihr nicht wohl sei, so trolle sie ein paar Meilen zu Fuß herum, dann sei alles wieder in Ordnung. Bei dem Eintreten eines neuen Arztes sagte sie: „das ist mein vierter Doktor, seit ich in Frankreich bin, der wird mir wohl den Garaus machen".

Die herzliche Theilnahme ihres Sohnes, der, besonders seit seine Tochter, die Herzogin von Berry, gestorben war, öfter zu ihr kam, brachte

ihr bei der Abnahme der körperlichen Kräfte viel Trost. „Er war bang," sagt sie, „daß ich sterben würde, und froh, wie er mich hat genesen sehen, seine Visiten sind mir gesunder als das Quinquina, sie thun mir nicht wehe im Magen und erfreuen mir das Herz, er erzählt mir als was possirliches, so mich lachen macht; denn er hat Verstand und erzählt gar artig". Ihre Willenskraft, ihr lebhafter Geist erhielten sie auch im hohen Alter aufrecht; ihr Charakter sicherte ihr die Achtung aller rechtlichen und intelligenten Leute. So schildert sie der Herzog von St. Simon als „eine Fürstin ganz aus der alten Zeit, anhänglich an Ehre, Tugend, Rang, Größe, in Sachen des Anstands unerbittlich, eine treffliche und treue Freundin, zuverläßig, wahr, gerade, derb, in allen ihren Sitten sehr deutsch und bieder." Kräftige, energische, offene Naturen gefielen ihr ganz besonders; Leute dagegen, wie der Herzog von Richelieu, in welchen alle Damen von Paris verliebt waren, sind ihr nichtswürdige Menschen. „Es ist ein klein Krötchen", sagt sie von ihm, „so ich gar nicht artig finde, hat keine Mienen, noch weniger Courage, ist impertinent, untreu, indiskret; ich heiße ihn allezeit Hintzelmann, denn er gleicht diesem Poltergeist wie zwei Tropfen Wasser".

Auch im Landschaftlichen zog sie das Natürliche und Einfache dem Künstlichen vor. Auf die Gebäude und Anlagen in den königlichen Schlössern wurden zwar ungeheure Summen verwandt, von 1674 bis 1690, wie man sagt, gegen 150 Millionen Livres, und der Garten zu Versailles mit seinen Grotten, Springbrunnen, Statuen und Baumgängen wurde lange Zeit als ein Wunderwerk angesehen und von den Höfen Europas vielfach nachgeahmt; allein selbst das Kompliment, welches Ludwig seiner Frau Schwägerin machte: „Sie allein sind es, die die Schönheiten von Versailles genießen", konnte ihr die geraden Linien des mathematischen Baumeisters Le Notre nicht angenehmer machen, wenn sie dieselben auch aus Mangel an anderem Terrain fleißig genug durchmaß. „Ich sehe lieber Bäume und Erdreich als die schönsten Paläste und lieber einen Küchengarten als die schönsten Gärten mit Marmor und Springbrunnen geziert, und lieber eine grüne Wiese längs eines Baches als die schönsten vergoldeten Cascaden; mit einem Wort: was natürlich ist, gefällt mir besser als alles, was die Künste und Magnificenz erdenken mag; solche Sachen gefallen nur im ersten Augenblick; sobald man's aber gewohnt ist, denkt man nicht mehr daran, und was noch mehr ist, man wird bald müde

aber natürlich Wasser, Wiesen und Wälder kann ich mein Leben nicht müde werden."

Das Jahr 1722 rückte heran. Charlotte legte in demselben ihr siebzigstes Jahr zurück. Sie fühlte zwar, daß sie sehr abnahm, und wurde so matt, daß sie kaum ihre Feder halten konnte; doch schrieb sie rüstig fort, und die Raugräfin Luise erhielt noch manchen seitenlangen Brief. Ihre Konstitution war immer noch eine günstige, und bei ihrer einfachen Lebensweise schien ihr, ohne daß sie es gerade wünschte, noch mancher Sommer zu erblühen. Die Ungeschicklichkeit der Pariser Aerzte, welche kleine Unpäßlichkeiten noch größer machten, und der Eigensinn eines Chirurgen, welcher der alten Frau durchaus Blut abnehmen wollte und bei seinem Aderlaß sehr stümperhaft zu Werke gieng, führten eine schleunige Abnahme der Kräfte herbei. Die feierliche Krönung des Königs Ludwig XV. sollte in Rheims vor sich gehen. Sie glaubte diese Festlichkeit wie den Schlußakt ihrer Laufbahn mitmachen zu müssen und entschloß sich trotz aller Kränklichkeit zur Reise. Vergebens drangen ihre Aerzte und Freunde in sie, den Plan aufzugeben und zu Hause zu bleiben. „Nein," erwiderte sie, „erst will ich das liebe Kind noch in seiner irdischen Herrlichkeit sehen und dann mit Freuden zur unvergänglichen hinübergehen." So reiste sie nach Rheims, wo sie zum letztenmal mit ihrer Tochter, der Herzogin von Lothringen, zusammenkam, wohnte der Krönungsceremonie bei und betete am Altar knieend um Heil und Segen für den jungen König. Als sie nach St. Cloud zurückkam, fühlte sie sich „in keinem gar erwünschten Stand". „Ich nehme stündlich ab, leide Nacht und Tag, und alles was man mir braucht, hilft zu nichts." Am 3. December 1722 schrieb sie ihrer „herzallerliebsten Luise" den letzten Brief, aber „einen gar kurzen; denn ich bin übler als nie, habe diese ganze Nacht kein Auge zugethan, bin gar zu krank, um heute was mehres zu sagen als daß, in welchem elenden Stande ich auch sein mag, so werde ich, bis daß der Garaus mit mir kommen wird, Euch, liebe Luise, von Herzen lieb behalten".

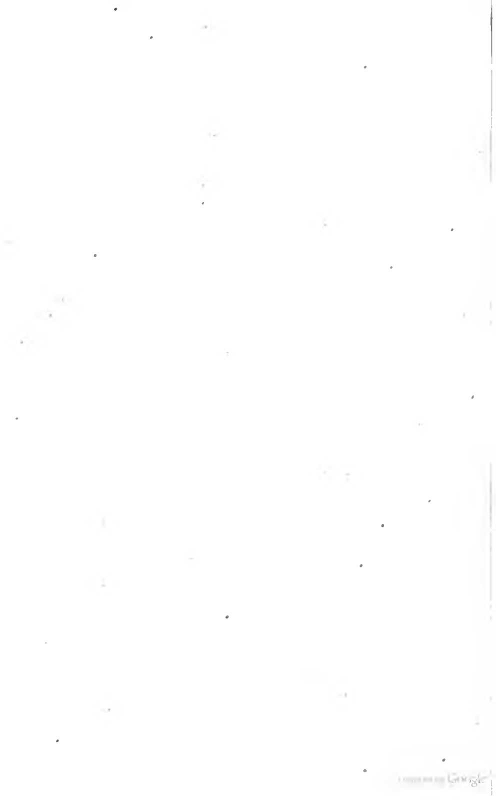
Am achten December 1722 schlief sie sanft und ruhig ein in der freudigen Hoffnung, ihre Lieben „im Thal Josaphat wiederzusehen". Sie war die Ahnfrau der Königsdynastie Orleans, deren einzelne Glieder seither vielerlei Wanderungen und Wandlungen durchgemacht haben. Ein frischeres und kraftvolleres Reis, sagt ein geistvoller Historiker,

konnte in das alternde Haus der Bourbons nicht eingeimpft werden, als dieses gesunde, reine Blut der pfälzischen Fürstin.

Deutschland wird diese seine Tochter nie vergessen. An einen Hof verschlagen, der durch seine Pracht und seine entnervenden Sitten ganz Europa ansteckte und beherrschte, blieb sie reinen Herzens, schritt, ihrer äußeren und ihrer inneren Würde sich bewußt, stolzen und aufrechten Hauptes durch diese Menge von großen und kleinen Despoten, hielt auf dem Posten, der ihr von höherer Hand angewiesen war, unter den widerwärtigsten Verhältnissen mit frommem und tapferem Sinn aus und hatte Muth genug, in dem Schlosse von Versailles offen und frei zu sagen, daß sie „in allem ganz auf den deutschen Schlag" sei, daß sie eine Deutsche sei und bleiben werde.



Charlotte Corday.



Charlotte Corday.

Man stand im vierten Jahre der Revolution. Das Haupt des Königs Ludwig XVI. war bereits gefallen, und Hunderte von angesehenen Bürgern hatten das gleiche Schicksal. Der Triumph der Männer der Revolution war ein vollkommener. Wenn auch zum mindesten vier Fünftheile des französischen Volkes diese neuen Ideen und Verhältnisse haßten, so war doch die offene Opposition nirgends eine massenhafte, noch weniger eine einheitliche, und wo sie sich am erbittertsten zeigte, wie in der Vendée, wurde sie durch rücksichtslose Schläge niedergeschmettert. Da brach die gefährlichste Opposition im Schoße der Revolution selbst aus. „Girondisten oder Jakobiner" war die Frage, von deren Entscheidung einige Monate lang das Schicksal Frankreichs, ja Europa's abhing. Die Revolution beobachtete ein ähnliches Verfahren wie der Griechengott Kronos, nur mit dem kleinen Unterschied, daß dieser zärtliche Vater Kronos seine eigenen Kinder verschlang, während die Revolution ihre eigenen Väter einen nach dem andern verspeiste. Die Reihe kam zuerst an die Girondisten, an Männer wie Barbaroux, Brissot, Vergniaud und andere. Nachdem das Königthum gestürzt, Freiheit und Gleichheit eingeführt, die Republik gegründet war, wünschten die Girondisten diese ewigen Septemberscenen, dieses fortwährende Gemetzel, diesen Krieg im Innern und nach Außen beendigt zu sehen und im Sinne der alten Römer ein kraftvolles, aber gerechtes und unblutiges Regiment zu führen. Bisher waren sie beim Volke eben so verhaßt gewesen wie die Jakobiner; nun aber, da sie für die wichtigsten persönlichen Güter, für Leib und Leben, für Recht und Eigenthum, für Sitte und Sicherheit jedes Einzelnen in die Schranken traten, hatten sie die allgemeinste Zustimmung für sich. Ihnen gegenüber glaubten die Jakobiner auch jetzt noch nur durch die strengsten Maßregeln herrschen zu können.

Durch ein Zwangs-Anleihen bei den Reichen sich Geld zu verschaffen und diese zu vernichten, den Bauern den Kornpreis vorzuschreiben und dadurch dem Pariser Pöbel wohlfeiles Brot zu verschaffen, alle feindlichen Parteien unter die Soldaten zu stecken und in den Krieg gegen die Oestreicher an die Grenze zu schicken, dies waren die eben so kommunistischen als terroristischen Grundsätze dieses kleinen Haufens, der sein blutiges Banner über Frankreich schwang. Ihre einflußreichsten Mitglieder waren Robespierre, St. Just und Couthon; der erstere war ihr Hauptredner und strebte nach einer Diktatur. Von untergeordneter Bedeutung im Konvent, von der höchsten aber beim Pöbel und in einigen Sektionen (Stadtbezirke, deren es 48 gab) war Joh. Paul Marat. Er war eigentlich Arzt und stammte aus dem Fürstenthum Neuchâtel. Man hielt ihn stets für einen sonderbaren Kopf, für einen Menschen voll fixer Ideen. Niemand verstand es so wie er, die ruchlosesten Sachen offen und ungeschminkt seinen Freunden und Feinden in's Gesicht zu sagen. Was die Andern nur als tiefes Parteigeheimniß auszusprechen wagten, scheute er sich nicht mit der derbsten Ehrlichkeit und Unbefangenheit auf offener Tribüne und in seinem Journal „Der Volksfreund" zu äußern. Handelte es sich um die Ermordung der politischen Gegner, um Raub fremden Eigenthums, um Meuterei der Soldaten gegen ihre Officiere, so hielt er das für sehr natürliche Sachen und forderte sie als das gute Recht des Volkes. Er hatte einen Hauptantheil an der Ermordung des Königs und an dem Septembergemetzel und forderte in seinem Volksfreund noch 200,000 Köpfe, um die Revolution vollenden zu können.

Alle Andersdenkenden ohne Gnade zu ermorden und auf diesem Leichenfeld eine kommunistische Pöbelherrschaft mit einer Marat'schen Diktatur aufzupflanzen, Reichthum, Bildung, Ehre, Sittlichkeit zu vernichten, war nicht etwa nur sein geheimer Plan, sondern sein offen ausgesprochenes Ziel. Dabei trug der Volksfreund, wie er sich gerne nennen ließ, kein Bedenken, von dem elenden Herzog Philipp von Orleans, damals Philipp Egalité genannt, welcher auf den erledigten Königsthron spekulirte, Geld anzunehmen und mit diesem schmachvollen Geld sein stets unreinliches Zimmer mit kostbaren Atlasmöbeln einzurichten. Auch lag es ganz in seinen kommunistischen Ideen, einen schmutzigen Liebeshandel nach dem andern einzugehen. Da er den untersten Klassen auf jede Weise schmeichelte, ihre Wünsche und Begierden als ihre heiligen Rechte verkündigte und verthei-

digte, so war er bald der Liebling des Pariser Pöbels und konnte über denselben als über ein gehorsames Heer verfügen, ihn zu jedem Gewaltschritt, auch gegen den Nationalkonvent verleiten. Dadurch aber erregte er den Neid und den Verdacht der hervorragendsten Männer seiner Partei und war seinen Genossen im Konvent selbst unbequem. Als er das Volk zur Bestrafung der Verräther und untreuen Abgeordneten, welche den Tyrannen (Ludwig XVI.) durch Appellation an das Volk oder durch Einsperrung hatten retten wollen, aufrief, setzten es die Girondisten, welche damit gemeint waren, durch, daß er vor das Revolutionstribunal gestellt wurde. Da erklärten mehrere Sektionen, daß sie Marat bis auf den Tod vertheidigen würden, und forderten als Repressalie die Ausstoßung der vorzüglichsten Girondisten. Dies war der erste Angriff gegen den Konvent von Außen und wies auf den Untergang der Girondisten hin. Marat, der sich anfangs versteckt hatte, stellte sich, als er seines Sieges gewiß war, dem Revolutionsgericht, wurde freigesprochen und im Triumph in die Versammlung des Konvents getragen (24. April). Um so heftiger und unverschämter hetzte er jetzt den Pöbel gegen seine Feinde auf, und als der zweite Juni anbrach, der über das Schicksal der zwei großen Parteien entscheiden sollte, sah man ihn, von einem Haufen Straßenbuben umgeben, gegen den Konvent anmarschiren. Die Versammlung war von mehreren tausend Bewaffneten umstellt, Kanonen gegen den Saal gerichtet und dem Präsidenten wurde erklärt, daß niemand herausgelassen werde, bis die auf einer Liste aufgeführten Deputirten ausgeliefert und verhaftet seien. Marat gieng selbst bei den Kanonieren herum und sagte ihnen: „Keine Schwäche! verlaßt euren Posten nicht, bis man sie euch ausgeliefert hat.“ Aller Widerstand war gebrochen. Die Liste der Opfer wurde verlesen, von Marat der eine gestrichen, ein anderer hinzugefügt, gegen dreißig Girondisten den Gensdarmen ausgeliefert und zunächst in gelinde und anständige Haft gebracht, um nach wenigen Monaten in schmutzige Kerker und unter die Guillotine zu gelangen.

Die rohe Gewalt hatte gesiegt, die Anarchisten, wie man diese Jakobiner nannte, begannen ihren Vernichtungskrieg gegen die aufrührerischen Städte und Departements, welche sich der gefangenen Girondisten annahmen und aus ihrem bitteren Haß gegen den Pariser Terrorismus keinen Hehl machten. Ein Theil der gefangenen Deputirten war entflohen und hatte sich, die einen nach Lyon, die anderen in die Bretagne und die Nor-

mandie begeben, um die Bewegung in gehörigen Fluß zu bringen. Sie wurden überall mit offenen Armen aufgenommen. Es war der Plan, eine Armee aufzustellen und gegen Paris zu marschiren. Im nördlichen Frankreich war der Hauptsammelplatz der Unzufriedenen die Normandie, und in dieser die Stadt Caen. Dahin hatten sich Barbaroux, Petion und andere geflüchtet und suchten die ganze Provinz zu einer ähnlichen Bewegung wie in der Vendée zu begeistern. Da sie aber ihren republikanischen Eifer gar zu stark betonten, so fand die Mittelklasse, welcher auch sie noch zu weit giengen, keinen Grund, ihr Leben auf's Spiel zu setzen und dem Demokraten Barbaroux gegen den Demokraten Robespierre oder Marat beizustehen. Ihr Aufruf zu den Waffen hatte daher einen sehr schwachen Erfolg. Am 7. Juli 1793 fand eine Revue der Nationalgarde in Caen statt. Man wollte ein Freiwilligen-Bataillon zu dem Heer der normännischen Föderalisten, das gegen Paris bestimmt war, stoßen lassen. Eine Menge von Zuschauern wohnte dieser Revue bei, darunter auch eine Jungfrau von großer und edler Gestalt, von schönem Antlitz, das ebensowohl Milde als Stolz verrieth und seine Theilnahme an dem Los dieser Freiwilligen nur schwer verbergen konnte. Sie hielt es für unnöthig, so viele brave Männer zu einem so gefährlichen Unternehmen nach Paris zu schicken; sie glaubte, mit der Ermordung des einzigen Marat werde der Anarchie ihr Kopf genommen sein, und hiezu, dachte sie, sei auch der Arm eines Weibes stark genug. Daher beschloß sie, sogleich nach Paris zu reisen. Sie hegte weder Bedenken über die Rechtmäßigkeit ihrer That, noch Furcht vor deren Ausführung, glaubte vielmehr ebensosehr eine göttliche Sendung zu erfüllen, wie einst Johanna von Orleans bei ihrem kriegerischen Auftreten. Gesetze und Obrigkeit im wahren Sinn des Wortes gab es damals keine mehr, man befand sich im Zustand der Nothwehr, und hier, glaubte sie, gälten andere Gesetze als die der gewöhnlichen Moral.

Diese Jungfrau, welche sich zur Rächerin für so viele tausend unschuldig Hingeschlachtete aufwarf und sich zur Rettung ihres Vaterlandes als freiwilliges Opfer hingab, war Anna Maria Charlotte Corday de Armont. Sie war den 28. Juli 1768 zu Saint Saturin im Calvados-Departement geboren, stammte aus einem edlen normännischen Geschlecht und war mütterlicherseits eine Enkelin des berühmten Dichters Corneille. Ihr Vater war ehemals königlicher Stallmeister und suchte

ihre vorzüglichen Anlagen durch gute Erziehung und Unterricht auszubilden. Sie las die klassischen Werke der neueren Schriftsteller und Dichter, noch mehr der alten, und nahm sich die großen Charaktere der alten Römer zum Muster. Zu jener Zeit hatte sie das Landgut ihres Vaters verlassen und lebte in Caen in dem Hause der ihr verwandten Frau von Bretteville. In Begleitung des alten Dieners dieser Frau erschien sie einigemal auf dem Stadthause, um sich für Verfolgte und Eingekerkerte zu verwenden. In letzter Zeit interessirte sie sich besonders für eine Freundin, Namens Alexandrine von Forbin, welche mit ihr im Fräuleinstift in Caen erzogen, später Nonne in einem Kloster zu Troyes geworden und nach der Schweiz gegangen war. Als Emigrantin war sie ihrer gesetzlichen Pension beraubt worden, und als nichtsdestoweniger Charlotte die Ansprüche derselben geltend machte, wurden die Akten hierüber zur Entscheidung durch den Minister des Innern nach Paris geschickt. Da Barbaroux der Familie Forbin befreundet war, so begab sie sich zu ihm und bat ihn um seine Unterstützung. Derselbe erklärte ihr, daß die Akten thörichterweise nach Paris geschickt worden seien, und daß die Sache in Caen selbst zum Austrag gebracht werden müsse, daher er auch sofort an das Konventsmitglied Düperret schrieb und ihn um Zurücksendung der Akten bat. Aber weder Akten noch Antwort kam. Um jene Zeit wurde die politische Aufregung in Caen von Tag zu Tag heftiger, und in Charlotte reifte ein stiller Entschluß. Da kam jene Musterung am 7. Juli: ihr Plan stand fest, ihr Wille war unerschütterlich. Was vorher Zweck gewesen war, wurde nun Mittel.

Die Angelegenheiten ihrer Freundin Forbin kamen ihr sehr gelegen, um, ohne damit einen auffallenden Schritt zu begehen, nach Paris reisen zu können. Am Abend dieses Tages kam sie wieder zu Barbaroux und bat ihn um ein Empfehlungsschreiben an den Minister in der Sache ihrer Freundin. Barbaroux meinte, daß die Empfehlung eines Verbannten ihr mehr schaden als nützen würde, und versprach, ihr ein Schreiben an Düperret mitzugeben. Petion, der auch zugegen war, äußerte seine Verwunderung, daß sie als Aristokratin zu Republikanern komme. Sie entgegnete ihm: „Ihr urtheilt heute über mich, ohne mich zu kennen; es wird ein Tag kommen, an dem Ihr wissen werdet, wer ich bin.“ Am 8. Juli erhielt sie das Schreiben von Barbaroux, nebst einem Billet, worin er sie bat, ihm von den Details ihrer Reise Nachricht zu geben. Dieses Billet

beantwortete sie mit dem Versprechen, ihn nicht nur von den Details, sondern mehr noch von dem Erfolg ihrer Reise zu benachrichtigen. Sie hielt ihr Versprechen.

An ein Liebesverhältniß zwischen Charlotte und Barbaroux ist entfernt nicht zu denken, so verbreitet auch der Glaube daran war. Beide sahen sich in Caen nur dreimal und nie ohne Zeugen. Daß Charlotte, die einen so gewaltigen, eben diese Girondisten so sehr interessirenden Plan im Schilde führte, sich ungenirt mit diesen Männern unterhielt, zumal in einer Sache, die mit ihrem Plan in Verbindung stand, kann niemand auffallend finden.

So reiste sie am 9. Juli ab, heiter wie ein Spartaner, der in den Kampf gieng. Sie unterhielt sich unterwegs lebhaft mit ihren Mitreisenden, und einer derselben machte ihr einen Heiratsantrag. Mit großem Humor gieng sie auf die Sache ein, sagte aber zum Schluß: „Wir spielen beide Komödie, und es ist schade, daß wir mit so viel Geschick dazu keine Zuschauer haben.“ Am 11. Juli Mittags kam sie in Paris an und stieg im Hôtel de la Providence ab. Als die Wirthin erfuhr, daß sie von Caen komme, fragte sie, ob es wahr sei, daß von dort eine Armee nach Paris kommen wolle. Lachend antwortete sie, daß sich kaum dreißig Freiwillige eingeschrieben hätten und daß auch diese keine Feinde der Pariser seien. Nachdem sie ein wenig ausgeruht hatte, suchte sie Düperret auf und übergab ihm den Brief, worin Barbaroux ihn bat, Charlotte wegen der Forbin'schen Sache zum Minister des Innern zu geleiten. Düperret gieng am 12. Juli Vormittags mit ihr zum Minister; aber dieser war nicht zu sprechen, und so ließ sie diese Sache, die ihr nur Nebensache war, fallen.

Zu Düperret sagte sie: „Bürger Düperret! Ich muß Ihnen einen guten Rath geben. Machen Sie sich los vom Konvent und ziehen Sie sich zurück! Sie können doch nichts ausrichten. Indessen wären Sie im Stande, Gutes zu wirken. Gehen Sie daher nach Caen, wo Sie mit Ihren Kollegen dem gemeinen Wesen nützlich sein können.“ Aber er erwiderte ihr, sein Posten sei zu Paris, und nichts könne ihn bewegen, ihn zu verlassen. Darauf entgegnete sie ihm: „Sie begehen einen dummen Streich.“ Durch diese Aufforderung, Paris zu verlassen, wollte sie, wie es scheint, die Gefahr von ihm abwenden, in welche er durch den Umgang mit ihr kam. Sie erlaubte ihm daher auch nicht, sie am folgenden Tage zu be-

suchen, machte selbst auch keine Besuche bei ihren Bekannten und entwarf Nachmittags in ihrer Wohnung eine Adresse an das französische Volk. „O Frankreich!“ ruft sie in derselben, „dein Heil liegt in der Hand des Gesetzes; ich verletze es nicht, indem ich Marat tödte; die Welt hat ihn bereits verurtheilt; er ist außerhalb des Gesetzes; wer will mich deßhalb verurtheilen? Bin ich schuldig, so war es auch Alcides, als er die Ungeheuer vertilgte. O mein Vaterland! Deine Leiden zerreißen mein Herz; nur mein Leben selbst kann ich dir opfern, und ich danke dem Himmel, daß er mir die Freiheit gab, es dir darbringen zu können. Ich will, daß mein letzter Seufzer meinen Mitbürgern Heil bringe, daß, wenn man mein Haupt durch Paris trägt, es ein Zeichen werde, unter dem die Freunde der gesetzlichen Ordnung sich erheben mögen. Mein Vater, meine Freunde wissen nicht um meine That. Verfehle ich meine That, so möge sie Frankreich wenigstens den Weg weisen. Auf! erhebe dich! Du kennst deine Feinde, treffe sie mit deiner Hand!“

Am 13. Juli gieng sie Morgens 8 Uhr aus, kaufte sich im Palais Royal ein Messer und verbarg es. Auf dem Platze des Victoires stieg sie in eine Kutsche, ließ sich vor Marats Haus, das in der rue des cordeliers war, führen und verlangte ihn zu sprechen. Dieser aber lag schon seit einiger Zeit an einer gefährlichen Krankheit darnieder, daher Charlotte abgewiesen wurde. Auf diesen Fall gefaßt, gab sie der Magd einen Brief und gieng weg. Der Brief lautete: „Ich komme von Caen, wo man mich verfolgt hat. Ihre Liebe zum Vaterland muß Sie wünschen lassen, die Verschwörung kennen zu lernen, mit welcher man dort umgeht. Ich erwarte Ihre Antwort.“ Abends kam sie wieder und sagte, sie müsse ihn diesmal sprechen. Aus Furcht vor einer nochmaligen Abweisung hatte sie einen zweiten Brief in Bereitschaft, den man bei ihrer Durchsuchung fand. Der Inhalt desselben war: „Ich habe Ihnen diesen Morgen geschrieben. Haben Sie meinen Brief erhalten? Kann ich hoffen, für einen Augenblick Gehör bei Ihnen zu finden? Wenn Sie meinen Brief erhalten haben, so hoffe ich, daß Sie meine Bitte nicht abschlagen werden. Sie sehen, wie wichtig die Sache ist. Es bedarf weiter nichts, als daß ich unglücklich bin, um Anspruch auf Ihren Schutz zu haben.“ Anfangs schien es, als ob sie auch diesen zweiten, dringenden Brief abgeben müsse, um sich Einlaß zu verschaffen; denn die Magd und die 29jährige Simonne Evrard, Marat's Haushälterin, wiesen sie auch diesmal ab. Aber Char-

lotte bestand auf ihrem Verlangen, und Marat, der den Streit hörte und erfuhr, daß die Frau ihn besuchen wolle, welche jenen Brief an ihn geschrieben habe, befahl, sie einzuführen.

Marat saß eben im Bad und war mit einem Bademantel bekleidet. Als Charlotte eintrat, fragte er sie, was für Eröffnungen über die Verhältnisse in Caen sie ihm zu machen habe. Nun schilderte sie ihm die dortige Bewegung und nannte ihm die Namen der Deputirten, welche sich nach ihrer Flucht in Caen aufhielten, und der Municipalbeamten und bedeutendsten Bürger, welche es mit jenen hielten. Marat hörte ihr mit großer Aufmerksamkeit zu und verhehlte seine Freude über den gehofften Fang nicht. Er nahm ein Bleistift, legte sich gegen den Tisch, der rechts vom Badezuber stand, hinüber, und während Charlotte ihm die Namen angab, schrieb er sie auf und fügte hinzu: „Es ist gut! Diese Rebellen werden alle auf die Guillotine kommen.“ Bei diesen Worten zog Charlotte, welche links vom Badezuber stand, das Messer heraus und stieß es Marat unter der linken Brust tief in's Herz. „Zu Hilfe, meine liebe Freundin!“ waren seine letzten Worte. Auf diesen Ruf stürzte sein Diener, Namens Bas, der die Blätter seiner Zeitschrift zusammenzulegen und auszugeben hatte, und Simonne Evrard vom Nebenzimmer herein und sahen hier Marat entseelt zusammengesunken, das Blut aus seiner Brust hervorströmend, dort Charlotte ganz erfüllt von der Größe ihrer That, heiter, ruhig, unbeweglich. Wüthend, unter lauten Verwünschungen fielen sie über Charlotte her, Bas schlug sie mit einem Stuhl zu Boden, Simonne trat sie mit den Füßen. Es gab eine Scene der wildesten Rache. Charlotte ließ alles ruhig über sich ergehen. Ihr Plan war ihr ja gelungen! Dieser Gedanke hob sie über alle Schmach und alle Mißhandlung hinweg. Auf das Geschrei der Hausbewohner eilten Nachbarn und Polizeibeamten herbei. Charlotte gestand ihre That und ließ sich willig durchsuchen. Man fand bei ihr 150 Livres in barem Geld, 140 in Assignaten, eine goldene Uhr, einen Kofferschlüssel, den oben angeführten Brief an Marat, die Adresse an das französische Volk, einen Paß und einen Taufschein. Letzterer sollte, falls sie bei ihrer That auf der Stelle den Tod fände, die Identität ihrer Person feststellen. Sie zeigte bei dem vorläufigen Verhör eine Ruhe, die alle in Erstaunen setzte. Als man ihr vom Schaffot sprach, lächelte sie verächtlich. Nachdem das Protokoll aufgesetzt war, wurde sie in Begleitung des Kommissärs des

Sicherheitsausschusses in einem Wagen in das Abteigefängniß abgeführt. Das Volk, zu dem die Kunde der That bereits gedrungen war, eilte herbei, um die Mörderin seines Lieblings nicht bloß zu sehen, sondern geradezu in Stücke zu zerreißen. Lechzend nach Blut umschwärmten Männer und Weiber den Wagen, und die Kommissäre brauchten ihre ganze Autorität, um einen thätlichen Angriff abzuhalten. Die Gefängnißthüre der Abtei schloß sich hinter ihnen.

Die Nachricht von Marats Ermordung verbreitete sich schnell in ganz Paris. Der Schrecken im Konvent, als einer von der Tribüne herabrief: „Marat ist ermordet!“ war ungeheuer. Man verhaftete den Rufer, da man ihn für einen Sendling der Gegenrevolution hielt. Während die Anhänger der Girondisten im Stillen jubelten und bereits ihren Sieg vor Augen sahen, glaubten die Jakobiner nichts als Dolche gegen sich gezückt zu sehen. Man hielt es für ausgemacht, daß man es hier mit dem Vorspiel einer großen Verschwörung zu thun habe, deren Endzweck die Ermordung der angesehensten Jakobiner, die Erhebung des Dauphins auf den Thron und die Errichtung eines girondistischen Ministeriums sei. In Charlotte sah man nur das gedungene Werkzeug der Verschwörer, glaubte übrigens nicht, daß sie ein Mädchen sei, sondern hielt sie für eine verkleidete Mannsperson. Von verschiedenen Sektionen erschienen Deputationen vor dem Konvent, äußerten ihren Schmerz über Marat's Tod und nannten ihn „den Freund der Menschheit, den Schrecken der Aristokraten, die Schutzwehr der Freiheit, den Apostel und Märtyrer der Revolution“. Das Volk, das seine Heiligen so muthwillig weggeworfen hatte, schuf aus ihm einen neuen Heiligen, schwur bei dem Namen Marat's, legte auf vier Wochen Trauerkleider an, und wer um jene Zeit mit einem Knaben beschenkt wurde, der gab ihm sicherlich den Vornamen Marat. Als der Diener Bas im Jakobiner-Club erschien, um über die That Bericht abzustatten, wurde ihm der Dank der Versammlung für sein würdiges Benehmen ausgedrückt, und der Präsident gab ihm den Bruderkuß. Man sprach bereits davon, Marat die Ehre des Pantheons zu geben, obgleich nach dem Gesetz niemand früher als zwanzig Jahre nach seinem Tode dahin gebracht werden durfte. Da ergriff Robespierre, welcher durch dieses neue Martyrium sich zu sehr zurückgesetzt und in Schatten gestellt sah, das Wort und sprach: „Wenn ich heute spreche, so habe ich das Recht, es zu thun. Es handelt sich um Dolche; sie erwarten mich; ich habe sie ver-

dient, und es ist Sache des Zufalls, wenn Marat vor mir getroffen worden ist. Ich habe also das Recht, in die Diskussion mich einzumischen, und ich thue es, um mich zu wundern, daß Eure Energie sich hier erschöpft in eitlen Deklamationen, und daß Ihr nur an eitlen Pomp denkt. Das beste Mittel, Marat zu rächen, ist, seine Feinde unbarmherzig zu verfolgen. Verzichtet auf unnütze Diskussionen und rächet Marat auf eine seiner würdigere Weise!"

Aber diese Rede machte nicht den gewünschten Eindruck. Die Jakobiner ließen es sich nicht nehmen, Marat ein pomphaftes Leichenbegängniß zu veranstalten und ihm zu Ehren ein neues Fest zu feiern, wobei die Fischweiber, in tiefe Trauer gehüllt, als Revolutionsdamen aufmarschirten, seine Büste im Sitzungssaal des Gemeinderaths aufzustellen, sein Herz in eine Urne zu legen und diese in den Club der Jakobiner zu bringen, wo sie als Reliquie aufbewahrt werden sollte. Ein Mitglied hielt dabei eine Rede, verglich Marat mit Jesus Christus und gab jenem den Vorzug.

Die Tage des Wahnsinns waren angebrochen. Der Leichnam wurde am 13. Juli in der mit dreifarbigen Tüchern behängten Franziskanerkirche auf einem Paradebett ausgestellt, der Körper halb entblößt, so daß man die Wunde und die mit Blut gefärbte Hand sehen konnte, das Bett mit Blumen bestreut, das Haupt mit einem Eichenkranz umwunden. Alles strömte herbei, um den „Märtyrer der Freiheit" zu sehen, zum Theil aber auch, um sich im Stillen an dem Anblick dieser Leiche zu weiden. Am 16. Juli fand unter der Theilnahme des ganzen Konvents und einer Deputation der Pariser Sektionen das Leichenbegängniß statt. Der Zug begann Abends 7 Uhr und bewegte sich durch mehrere Straßen. Der mit der Anordnung der Feierlichkeit beauftragte Maler David hatte anfangs im Sinne, Marat im Badezuber, in der nämlichen Stellung, in welcher er ermordet worden war, aufzuführen. Zur rechten Seite des Zubers sollte der alte Tisch, an dem er zu schreiben pflegte, angebracht werden, und in der einen Hand sollte Marat seine Feder in die Höhe halten. Aber die rasche Verwesung bei der großen Sommerhitze verhinderte die Ausführung dieses Planes. Man mußte sich mit einer andern, wenn auch weniger plastischen Anordnung begnügen. Der Leichnam wurde auf einem Paradebett getragen und war mit einem nassen Tuch, das zum Schutz gegen die Verwesung zuweilen mit frischem Wasser angefeuchtet

wurde, bedeckt, doch so, daß man die Wunde sehen konnte. Unmittelbar hinter ihm trug ein Mann auf einer Pike den blutigen Bademantel, darauf vier Weiber den Badezuber, und zuletzt kam auch der berühmte Tisch, auf dem früher die blutathmenden Blätter des Volksfreundes geschrieben wurden. Der Zug gieng durch mehrere Straßen der Stadt, machte öfters Halt, erhielt durch militärische Musik und Kanonenschüsse eine weitere Feierlichkeit und kam erst Nachts 11 Uhr in die Franziskanerkirche zurück. Man begab sich in den Garten des Klosters, der beleuchtet und mit dreifarbigen Fahnen geschmückt war. Der Präsident des Konvents hielt eine Rede, ein anderes Mitglied legte einen Eichenkranz auf Marats Haupt, darauf wurde er unter den Bäumen des Franziskanerklosters, wo er sich oft über patriotische Gegenstände mit seinen Mitbürgern unterhalten hatte, beerdigt. Sein Grab deckte ein roher Stein mit der Inschrift: „Hier ruht der Freund des Volkes, den die Feinde des Vaterlandes ermordeten. Mögen die vormaligen Adeligen die Asche von ihres Gleichen in prächtigen Tempeln und in einem kostbaren Pantheon aufbewahren! Den Sanscülotten allein gehört der Tempel der Natur." Solchen Götzendienst, der sich freilich mehr possirlich als feierlich ausnahm, trieb man mit einem Menschen, der, wenn ihn nicht die rächende Hand einer Jungfrau getroffen hätte, im Juli des nächsten Jahres eben so sicher auf die Guillotine gekommen wäre, als Robespierre und seine übrigen Genossen.

Kehren wir von diesem widerlichen Bilde zu dem muthvollen Mädchen aus der Normandie zurück, das in seiner antiken Größe auch keinen Augenblick von der Höhe seiner Mission herabsinkt, das bis zu seinem letzten Lebenshauch der Wahrheit treu bleibt, sich offen ausspricht auch gegen die, in deren Gewalt sein Leben ist, und dabei heiter, freundlich, scherzend mit den Leuten, die ihm Dienste zu erweisen haben, verkehrt! Der berüchtigte Fouquier-Tinville, der sich als öffentlicher Ankläger beim Revolutionstribunal zum Abscheu der Menschheit gemacht hat, spielte auch hier seine Rolle. Er nahm am 15. Juli das Zeugenverhör, am 16. das gerichtliche Verhör der Thäterin selbst vor. Charlotte machte ihm keine große Mühe, gab selbst eine getreue Darstellung ihrer That, bekräftigte die Aussagen der Hauptzeugen und beantwortete alle Fragen auf's präciseste. Aus diesem Verhör möge zur Charakteristik Charlottens einiges hervorgehoben werden:

„Was hat Sie verleitet, Marat zu ermorden?"

„Seine Verbrechen."

„Was verstehen Sie unter seinen Verbrechen?"

„Die Verwüstung Frankreichs, den Bürgerkrieg, den er angezündet."

„Wodurch begründen Sie dieses?"

„Er hat das Blutbad vom September hervorgerufen; er hat den Bürgerkrieg unterhalten, um sich zum Diktator Frankreichs aufzuwerfen; er hat durch die Verhaftung der Deputirten am 2. Juni ein Attentat auf die Souveränetät des Volkes verübt. Das Ungeheuer hat uns vier Jahre lang durch seine Verbrechen entehrt; zum Glück war er kein Franzose."

„Hatten Sie Mitschuldige?"

„Ja."

„Wer sind sie?"

„Alle rechtschaffenen Männer in Frankreich. Kennen Sie das menschliche Herz so wenig, um nicht einzusehen, daß es weiter keiner fremden Eingebung bedurfte, und daß man besser seinen eigenen Willen vollführt, als einen fremden?"

„Wußte Barbaroux den Beweggrund Ihrer Reise?"

„Wie sollte er ihn wissen?"

„Hatten Sie sonst auf niemand einen Anschlag beabsichtigt als auf Marat?"

„Nein, er allein war mein Gegenstand."

„Lieben Sie die republikanische Verfassung?"

„Ob ich sie liebe? Ja, ich liebe sie und kenne sie besser als irgend jemand; aber den Franzosen fehlt es an Geist und Energie, um gute Republikaner zu sein. Ich sehe nichts als Egoisten, die sich auf den Ruinen ihrer Mitbürger zu erheben suchen. Ich sehe in dem Konvent unwissende und feige Memmen, welche dulden, daß einige Bösewichter die Menschen mit Füßen treten und den Bürgerkrieg entzünden. Ich bin es müde, länger unter einem so herabgewürdigten Volke zu leben."

„Kennen Sie dieses Messer?"

„Ja, es ist dasselbe, mit welchem ich den Anarchisten getödtet habe."

„Hat Ihnen Düperret den Brief an Marat diktirt?"

„Nein, dies hatte ich nicht nöthig."

„Was war Ihre Absicht bei Marats Ermordung?"

„Den Unruhen in meinem Vaterlande ein Ende zu machen und nach England zu gehen, wenn ich nicht gefangen würde.“

„Wie konnten Sie Marat für ein Ungeheuer halten, da er Ihnen aus bloßer Menschlichkeit den Zutritt erlaubte, als Sie ihm geschrieben hatten, Sie würden verfolgt?“

„Was kümmert es mich, daß er sich menschenfreundlich gegen mich bewiesen hat, wenn er ein Wütherich gegen andere war?“

Nach diesem Verhör, am Abend des 16. Juli, wurde sie von der Abtei in die Conciergerie gebracht und vollendete hier den bereits angefangenen Brief an Barbaroux, um ihm, ihrem Versprechen gemäß, die Details ihrer Reise mitzutheilen. Er ist datirt: „Aus dem Gefängniß der Abtei, am zweiten Tag der Vorbereitung auf den Frieden“, mit welcher Bezeichnung sie wohl die Hoffnung ausdrücken wollte, daß durch ihre That Frankreich der innere Friede wiedergegeben werde, und er enthält eine merkwürdige Mischung von Scherz über Erlebtes und von ernsthaften, erhabenen Betrachtungen über das Vaterland und ihre nahe Zukunft. „Ich gestehe,“ heißt es darin, „daß ich mich eines treulosen Kunstgriffs bedient habe, um vor ihn gelassen zu werden. Als ich von Caen abreiste, zählte ich darauf, ihn auf der Höhe seines „Berges“ im Konvent (der Ort, wo die Jakobiner im Konvent saßen) zu treffen; aber er war nicht mehr im Konvent. Mein Prozeß wird morgen um 8 Uhr angefangen. Ich hoffe noch am nämlichen Tage in die elysäischen Felder hinüber zu gehen und mich zu Brutus, Skävola und einigen andern Alten zu gesellen; denn die Neueren haben keinen Reiz für mich, sie sind so armselig, so erbärmlich!“ Zugleich schrieb sie einen Brief an ihren Vater (ihre Mutter war ihr früh entrissen worden): „Verzeihen Sie mir, bester Vater, daß ich ohne Ihre Einwilligung über mein Leben verfügt habe. Ich war die Rächerin vieler unschuldigen Opfer, vielen andern Unglücksfällen habe ich vorgebeugt. Das Volk, eines Tages aus seinem Irrthum gerissen, wird sich freuen, von einem Tyrannen befreit zu sein. Ich hoffe, daß man Sie nicht beunruhigen wird; auf alle Fälle, glaube ich, werden Sie in Caen Vertheidiger finden. Ich habe zu meiner Vertheidigung Gustav Doulcet gewählt. Eine solche That braucht keine Vertheidigung, es ist nur wegen der Form. Leben Sie wohl, mein lieber Vater, ich bitte Sie, vergessen Sie mich nicht, oder freuen Sie sich vielmehr über mein Los; denn die Sache, für die ich sterbe, ist schön. Ich umarme meine Schwester, die ich

von ganzem Herzen liebe, und alle meine Verwandten. Erinnern Sie sich an Corneille's Vers: „Das Verbrechen verursacht Schande, nicht das Schaffot.“

Der 17. Juli war der entscheidende Tag. Charlotte wurde vor das Revolutionstribunal geführt, vor welchem die schwurgerichtliche Verhandlung stattfand. Der Deputirte Doulcet hatte sich geweigert, ihrer Bitte gemäß ihre Vertheidigung zu übernehmen; daher gab ihr das Gericht Chaveau als Rechtsbeistand. Da eine Anklage gegen Marat diesem sofort den Kopf gekostet hätte, so blieb ihm zu ihrer Vertheidigung kein anderes Mittel übrig, als daß er aus ihrer Selbstverleugnung und Ruhe zu beweisen suchte, daß die Begeisterung für ihre politischen Ideen bei ihr bis zum Fanatismus gestiegen, daß sie daher bei Verübung der That nicht bei Verstand, nicht zurechnungsfähig gewesen sei. Aber der Augenschein sprach zu sehr gegen diese Annahme, als daß dieselbe, wenn dies je unter diesen Umständen möglich gewesen wäre, auf die richterliche Entscheidung einen Einfluß hätte haben können. Die Geschworenen erklärten Charlotte einstimmig für schuldig, das Tribunal verurtheilte sie zum Tod und zur Konfiskation ihres Vermögens. Auch jetzt verlor sie ihren Gleichmuth nicht. Sie sagte auf eine scherzhafte Weise zu ihrem Vertheidiger: „Sie haben mich auf eine feine und edelmüthige Art vertheidigt. Es war die einzige, die sich für mich schicken konnte. Ich danke Ihnen dafür. Sie hat Ihnen meine ganze Hochachtung erworben, wovon ich Ihnen einen Beweis geben will. Die Herren da (auf die Richter zeigend) haben soeben gesagt, daß mein Vermögen konfiscirt ist. Ich bin noch etwas im Gefängniß schuldig und gebe Ihnen daher den Auftrag, diese Schuld zu tilgen.“ Sie hatte am vorhergehenden Tage an den Sicherheitsausschuß ein Schreiben gerichtet, mit der Bitte, ihr einen Maler zu senden. Wie man die Bildnisse großer Verbrecher zu besitzen wünsche, um dadurch das Andenken an ihr Verbrechen lebendig und wach zu erhalten, so sei es gewiß auch passend, die Bildnisse treuer und guter Bürger zu haben. Dieser letzten Sitzung wohnte nun ein Maler bei. Es war ein Deutscher, Namens Hauer, Schüler des berühmten David, zugleich Kommandant bei einem Bataillon der Nationalgarde. Als sie ihn während der Sitzung bemerkte, wie er eben mit dem Entwurf beschäftigt war, suchte sie ihm, trotz des Aufregenden und Ermüdenden dieser Gerichtsscene, durch ihre Stellung und durch die Ruhe und Heiterkeit ihres Gesichts auf jede

Weise die Aufnahme des Bildes zu erleichtern. Nach beendigter Sitzung wurde sie in das Gefängniß zurückgeführt. Sie verlangte zu Mittag zu speisen und aß ein gebratenes Huhn. Als sich ein Geistlicher bei ihr meldete und ihr seinen religiösen Beistand anbot, schickte sie ihn wieder fort mit den Worten: „Danken Sie denjenigen, welche Sie geschickt haben, für ihre Aufmerksamkeit gegen mich; aber ich bedarf Ihres Beistandes nicht.“ Darauf schrieb sie noch ein Billet an Doulcet: „Sie sind ein Feiger, daß Sie sich geweigert haben, mich zu vertheidigen, da es doch eine so leichte Sache war. Derjenige, der es übernommen, hat sich seines Auftrags mit aller möglichen Würde entledigt. Meine Erkenntlichkeit gegen ihn wird bis zum letzten Augenblick dauern.“ Nur noch wenige Stunden hatte sie übrig und diese brachte sie in Gesellschaft des Malers zu, der auf ihre Einladung nach der Sitzung zu ihr in's Gefängniß gekommen war, um ihr Bild zu vollenden. Sie drückte ihm ihre Freude aus, daß Frankreich von einem Ungeheuer wie Marat befreit sei, und ihre Hoffnung, daß die schlimmsten Zeiten ihres Vaterlandes vorüber seien, und bat ihn, ihrem Vater eine Kopie von dem Bilde zu schicken. Dasselbe wurde später von der kaiserlichen Galerie erworben und befindet sich in der Versailler Sammlung. Es ist ein Bild, von dem man sich nur ungern trennt: ein ernstes und verständiges, dabei mildes und weiches Gesicht, aschblonde Haare, eine weiße Haube und ein weißes Kleid. Wer eine Stunde vor seiner Hinrichtung dem Maler noch ein solches Bild bieten kann, in dem wohnt ein Heldenmuth ohne Gleichen. Der Maler hatte sich noch nicht verabschiedet, als der Henker eintrat, das rothe Hemd in der Hand haltend. Der Karren stand im Hofe, wüthend tobte die Menge. Da wandte sie sich noch einmal zu dem Maler und sagte ihm: „Ich weiß nicht, wie ich Ihnen für das Interesse danken soll, das Sie mir beweisen; ich habe Ihnen dafür nichts zu bieten als dies: bewahren Sie es zu meinem Andenken.“ Mit diesen Worten schnitt sie eine Locke ihres schönen Haares ab und überreichte sie ihm. Als der Maler sich entfernt hatte, setzte sie sich auf einen Stuhl, und man schnitt ihr langes Haar ab, für welchen Dienst sie noch besonders dankte. Dann zog man ihr über ihre Kleider das rothe Hemd, das Gewand der Mörder, an; ihre weiße Haube behielt sie auf dem Kopfe. So bekleidet trat sie ihre letze Reise an. Es war 5½ Uhr Abends am 17. Juli.

Als sie die Conciergerie verließ und in den Hof kam, bestieg sie

nebst dem Henker den Karren. Eine ungeheure Menge füllte den Hof und die Straßen, alle Fenster waren mit Zuschauern besetzt, es war kaum möglich, durch diese Massen hindurchzukommen; der Zug brauchte eine volle Stunde, bis er auf dem Richtplatze ankam. Mit Gebrüll und Verwünschungen wurde Charlotte empfangen, von Drohungen und Spott wurde sie begleitet. Gewaltige Fäuste ballten sich gegen den Karren und schienen Willens zu sein, noch in der letzten Stunde dem Henker seine Beute zu entreißen und Marats Mörderin in dem Staub der Straße herumzuziehen, mit Tigerlust sie zu zerfleischen. Aber die sorglose Ruhe, die in ihrem Antlitze lag, das stille, unschuldsvolle Lächeln, der mitleidsvolle Blick verwirrte und entwaffnete auch die rohesten Gemüther. So kam sie gegen 7 Uhr auf dem Richtplatze an und bestieg mit ruhigem, festem Schritte das Schaffot. Sie nahm sich die Haube selbst vom Haupt. Als man ihr den rothen Mantel und das Halstuch abnahm und sie sich so mit bloßem Nacken den Blicken der Zuschauer ausgesetzt sah, überflog eine leichte Röthe ihre Wangen. Es war eine unaussprechliche Scene. Da stand sie, das schöne Mädchen von der Normandie, mit ihrem starken, muthigen Herzen, mit ihrem unbeugsamen Willen, mit ihrer glühenden Vaterlandsliebe, und blickte, die Schultern halb entblößt, mit ihrem dunkeln Auge freundlich und mild auf das Volk hernieder. Sie grüßte es mit lächelnder Miene und wollte einige Worte sprechen. Aber man wagte nicht, sie sprechen zu lassen, da man sah, wie sehr das Volk von diesem wunderbaren Anblick ergriffen war. Nun wandte sie sich zur Guillotine und legte ihr Haupt selbst dahin, wohin es ihr der Henker gewiesen hatte. Todtenstille herrschte ringsum, das Beil fiel, sie hatte vollendet. Der Henker erhob das Haupt und zeigte es dem Volke, das mit Staunen noch das Lächeln der Lebenden in ihm wahrnahm. Doch rief es wie gewöhnlich: „Es lebe die Nation! Es lebe die Republik!“ Als aber der Henker Samson (nach einer andern Nachricht ein anderer Mann, Namens Legros) dem hingehaltenen Haupte einige Schläge in's Gesicht gab, entstand ein allgemeines Murren unter der Menge, die Polizei verwies es ihm und gab ihm eine Gefängnißstrafe.

So starb Charlotte Corday. Die Revolution hatte auch dieses Opfer verschlungen. Doch sah sie mit Schrecken, „daß dieses außergewöhnliche Mädchen bereits ein nur zu großes Interesse erregt habe, daß man mit Begierde jede Kunde von ihr und ihrer That verschlinge, daß die Be-

wunderung größer sei als der Abscheu". Dies zeigte sich an Adam Lux, jenem Mainzer Clubisten, welcher mit Georg Forster nach Paris gekommen war, um die dortige Freiheit zu bewundern. Er sah sich bald vollständig getäuscht und trat als offener Bewunderer Charlotten's auf. Ganz erfüllt von dem Eindruck, den sie bei ihrer Hinrichtung auf ihn gemacht hatte, gab er eine Lobrede auf sie heraus, worin er den Vorschlag machte, man solle ihr eine Bildsäule errichten und die Inschrift darauf setzen: „Größer als Brutus!" Er wurde verhaftet und büßte seine ideale Anschauung mit dem Kopfe.

Freilich hatte ihre That nicht den von ihr gehofften Einfluß auf den weiteren Gang der Revolution; denn Marat war nicht das Haupt derselben, sondern mehr das lasterhafte Werkzeug in den Händen kälterer und klügerer Führer. Mit frischer Mordlust giengen die Jakobiner an's Geschäft, die Deputirten Düperret und Fauchet, welch letzterer Charlotte nie gesehen hatte, wurden als angebliche Mitschuldige verhaftet und eine große Anzahl von Girondisten ausgestoßen und dem Gericht übergeben. Die sogenannte Schreckensherrschaft begann, und dieses blutige Drama spielte noch seinen schändlichsten Akt aus. Der Name Charlotten's als ein Symbol weiblichen Heroismus erhielt sich und wird sich erhalten, so lange es eine Geschichte gibt.

Kaiserin Josephine.

Kaiserin Josephine.

Der neunte Thermidor oder der 27. Juli 1794 war einer jener entscheidungsvollen Tage, an denen die französische Revolution so reich ist. Jener zähe Jakobiner, welchen man als die Verkörperung der Schreckensherrschaft ansah, welcher an den Tausenden von Opfern noch nicht genug hatte, sondern mit seiner Gleichheitsmaschine, der Guillotine, fortmachen wollte, bis alle Welt sich zu seinen wahnsinnigen Ideen bekannte, Robespierre, wurde an diesem Tage gestürzt und am folgenden nebst 21 seiner Anhänger hingerichtet. Und um mit diesen Schreckensmännern noch gründlicher aufzuräumen, ließ man am dritten Tage noch 71 andere Jakobiner, den größten Theil des Pariser Gemeinderaths, denselben Weg gehen, welchen sie den König und die Königin hatten gehen lassen. Das Schlimmste war überstanden. Nicht als ob man nicht noch einige Zeit das unterirdische Donnern dieses Vesuvs gehört hätte, vor seinen plötzlichen Ausbrüchen sich nicht hätte in Acht nehmen dürfen! Aber jenen massenhaften Hinrichtungen unter Robespierre kam doch nachher nichts mehr gleich.

Jedermann war davon überzeugt. Ueberall sah man fröhliche Gesichter, beglückwünschte und umarmte man sich. Denn die Masse des Volkes, so verwildert sie auch durch die Einflüsse eines fünfjährigen Taumels war, hatte doch diese „rollenden Särge," wie man die Hinrichtungskarren nannte, herzlich satt. Der Mensch will Veränderung, und vollends der Pariser. Hatte man Jahre lang nichts als die unsinnigste Tyrannei, nichts als Mordscenen gesehen, so wollte man zur Abwechslung auch wieder einmal etwas vom Leben und seinen tausendfachen Freuden genießen. Die Theater wurden wieder eröffnet, Marat's Büste auf der Bühne zertrümmert, die grollenden Jacobiner im Parterre durchgeprügelt. Schenk- und Kaféhäuser belebten sich, Tanzmusik erscholl jeden Abend in allen

Quartieren der Stadt. Wer noch ein paar Silbermünzen oder eine Handvoll jener fast entwertheten Assignaten hatte, der suchte ihrer im frischen Sinnengenuß los zu werden. Auch den Departements theilte man möglichst schnell die frohe Botschaft mit. Mit Postpferden verließen die Glücklichen Paris und riefen in den Dörfern und Städten den Vorübergehenden zu: „Freut euch, meine Freunde, Robespierre ist nicht mehr!"

War schon unter denen, welche noch frei umherwandeln konnten, die Freude so groß, wie mußte sie vollends in den Gefängnissen zu einem himmelhohen Jauchzen aufschlagen! Barras, welcher am 9. Thermidor zum Befehlshaber der bewaffneten Macht ernannt worden war, begab sich gleich nach dem Siege in die Stätten der Unglücklichen. Nur dem Unglücklichsten unter allen, dem liebenswürdigen Söhnchen der Königin Marie Antoinette, das, in einer kleinen Zelle des Tempels eingesperrt, seit sechs Monaten keinen Menschen bei sich gesehen, seit sechs Monaten kein Wasser zum Waschen, keine frische Kleidung erhalten, seit sechs Monaten keine frische Luft, nur die Stickluft dieses verpesteten Raumes geathmet hatte, schlug keine Erlösungsstunde mehr. Bis zum achten Juni des nächsten Jahres dauerte noch sein Hinsiechen, das auch die neuen Gewalthaber nur so weit erleichtern wollten, daß ein sanfterer, nicht zu später Tod, ja nicht, daß wieder ein munteres Leben sich daraus entwickle.

Frischer pulsirte das Leben in den andern Gefängnissen. Barras und Tallien, die Hauptleiter dieser neuen Krisis, revidirten die Listen, strichen nach Herzenslust aus und entließen die Gefangenen zu Hunderten. Alles, bekannt oder unbekannt, flog sich hier in die Arme und eilte hinaus an das sonnige Licht. Tallien wußte recht wohl, für wen er den 9. Thermidor gemacht hatte. Den Tag vorher hatte er von zarter Hand ein Schreiben erhalten: „Bald werde ich vor das Revolutionstribunal gestellt werden. Ich sterbe mit der Verzweiflung im Herzen, einem Feiglinge, wie Sie sind, angehört zu haben." Dies Billet wirkte. Und die Aeußerung Robespierre's: „Jeder Tag, den Tallien noch zu leben hat, schließt eine Gefahr für die Republik in sich," war gleichfalls geeignet, großherzige Entschließungen zu fassen. Er kaufte sich einen Dolch, um damit entweder Robespierre oder sich selbst zu ermorden. Mit dem Falle des ersteren war auch die schöne Schreiberin gerettet, welche zugleich mit Josephine von Beauharnais im Gefängniß gewesen war, und deren Verwendung bei Tallien letztere ihre sofortige Befreiung zu verdanken hatte.

Als Tallien vom Konvent nach Bordeaux geschickt worden war, um auch hier Schlachtopfer für die Guillotine aufzusuchen, wurde er durch den Anblick einer der schönsten Frauen jener Zeit in seinem Blutdurst aufgehalten. Dies war Therese Cabarrus, Tochter eines spanischen Bankiers, welche sich wider ihren Willen mit dem Parlamentsrath von Fontenay verheiratet hatte. Derselbe wurde den Jakobinern verdächtig und mußte fliehen. Dies benützte die lebenslustige Therese und ließ sich von dem aufgezwungenen Gemahl scheiden. In Bordeaux, wohin sie sich von Paris aus begeben hatte, kam sie, da man es damals nicht bloß auf die Royalisten, sondern auch auf die Kapitalisten abgesehen hatte, als reiche Frau ins Gefängniß und sah dort den, welcher zu ihrem Henker bestimmt war. Aber Tallien konnte dieses bezaubernde Bild nicht aus dem Sinn bringen, war der Ansicht, daß die französische Republik recht wohl bestehen könne, auch wenn er die schöne Therese zu seiner Frau auswähle, befreite die angebetete „Bürgerin" und führte sie heim in seine Wohnung. Ein neues Leben gieng ihm auf. Mit Schrecken bemerkten seine Freunde die ungeheure Umwandlung in seiner Gesinnung, wie der blutdürstige Tiger plötzlich zu einem sanften Lamm geworden war und es kaum noch übers Herz bringen konnte, ein Todesurtheil zu unterschreiben. Plötzlich kam ein Dekret aus Paris, worin Robespierre seinen Herrn Kollegen zurückrief. Frau von Fontenay begleitete ihn und wurde bald nach ihrer Ankunft verhaftet. Im Gefängniß lernte sie Josephine kennen, und die beiden jungen, schönen Witwen, in manchen Beziehungen ihres Charakters einander ähnlich, schloßen Freundschaft. Ohne den neunten Thermidor war Therese verloren; denn die Jakobiner konnten es ihr nicht verzeihen, daß sie aus dem wilden Tallien wieder ein menschliches Wesen gemacht hatte.

Auch nachher verfolgten sie sie mit ihren gemeinen Schmähungen, während die Bürger, deren so viele ihrem Einfluß und ihrer Verwendung die Befreiung vom Gefängniß und von der Guillotine verdankten, sie „Unsere liebe Frau vom Thermidor" nannten. Sie heiratete Tallien, und das Töchterchen, das sie bekam, nannte er sehr bezeichnend „Thermidor". Als Frau Tallien spielte sie eine Zeitlang eine der ersten Rollen in Paris. Doch blieb sie auch diesem Manne nicht treu. Während ihr Gemahl mit Napoleon nach Aegypten zog, ließ sie sich von ihm scheiden, sah sich aber in ihrer Erwartung, als Freundin Josephinen's am Hofe des ersten Konsuls und Kaisers eine hervorragende Stellung einzunehmen,

sehr getäuscht. Napoleon liebte diese republikanischen Frauen, welche eine so bunte Vergangenheit hinter sich hatten, nicht sehr und verbot ihr geradezu den Zutritt an seinem Hof. Daher schloß sie sich an dessen boshafte Feindin, die Frau von Staël, an, und um hinter dem raschen Avancement des korsischen Officiers nicht gar zu sehr zurückzubleiben, heiratete sie 1805 den Fürsten Chimay.

Was wollte dies freilich heißen gegen den kühnen Flug, den die schöne Kreolin am Arme ihres zweiten Gatten nahm! Marie Rose Josephine war auf der Insel Martinique, einer der kleinen Antillen, welche den Golf von Mexiko umsäumen, den 9. Juni 1763 in der Stadt St. Pierre geboren. Ihr Vater, Tascher de la Pagerie, von altem französischem Adel, bekleidete dort die Stelle eines Hafenkapitäns. Umgeben von der üppigsten Vegetation, im täglichen Anblick der imposanten vulkanischen Berge, des Meeres und seiner Wunder, im behaglichsten Wohlstand erzogen, von aufmerksamen Sklaven bedient, verlebte sie eine glückliche Jugendzeit. In ihrem fünfzehnten Jahre kam sie nach Frankreich und vermählte sich dort, wie zwischen den beiderseitigen Eltern längst ausgemacht war, im Jahr 1780 mit dem gleichfalls auf Martinique geborenen Vicomte Alexander Beauharnais, dessen Vater früher Generalgouverneur der Antillen gewesen war. Durch ihren Gemahl, welcher damals Major war, wurde sie in die höchsten Kreise eingeführt und erregte durch ihre Anmuth und Grazie, durch die liebenswürdige Lebhaftigkeit ihres Geistes nicht geringes Aufsehen. Selbst die Königin Marie Antoinette, an deren Hof doch manche Schönheit über die Bühne wandelte, fand Gefallen an dieser lieblichen Gestalt und bezeigte ihr ein freundliches Wohlwollen. So sehr ihr diese Triumphe schmeicheln mochten, so beglückte sie es doch noch mehr, daß sie die Mutter von zwei reichbegabten Kindern wurde, Eugen und Hortense.

Ihr Gemahl war ein Mann von edlem Charakter, trefflicher Bildung, echtem Patriotismus. Im amerikanischen Freiheitskrieg hatte er unter General Rochambeau rühmlich gekämpft, wurde bei seiner Rückkehr vom Hofe gut aufgenommen und später vom Adel zu Blois zu den Generalstaaten abgeordnet. So sehr er auch auf seinen Adel etwas hielt, so schloß er sich doch der Nationalversammlung an und erklärte sich in der berühmten Nacht des vierten August für die Aufhebung aller Feudalrechte und Privilegien, aller Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit,

für die gleichmäßige Vertheilung der Steuern auf alle Stände und die Zulassung aller Bürger zu allen Staatsämtern. Andererseits suchte er das revolutionäre Treiben und das Clubwesen vom Heere fern zu halten und sorgte, so viel an ihm lag, für Aufrechthaltung der Disciplin und für die Bewahrung eines ehrenhaften Geistes unter den Truppen. Er gehörte der Partei der gemäßigten Monarchisten, der sogenannten Konstitutionellen, an, sprach freisinnig und verständig, hielt aber entschieden auf Ordnung, widersetzte sich der Anarchie und dem Terrorismus und ließ sich durch nichts abhalten, offen seine Meinung auszudrücken. Zweimal wurde er von der Versammlung zu ihrem Präsidenten erwählt, und sein Verdienst war es hauptsächlich, daß bei der verunglückten Flucht des Königs und seiner Familie eine würdige Mäßigung in der Versammlung sich kundgab.

Solch edle Grundsätze und Handlungsweise konnten in einer Revolution, welche es darauf abgesehen hatte, „das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn," nicht lange unangefochten bleiben. Zwei Umstände waren es hauptsächlich, welche Beauharnais verderblich wurden: die Unmöglichkeit, Mainz zu entsetzen, und seine Stellung als Adeliger. Die Jakobiner waren noch nicht damit zufrieden, daß er mit hochherzigem Sinn die Privilegien des Adels hingab und denselben damit als besonderen Stand aufhob; sie meinten, er solle es auch billigen, daß man irgend einer Person aus ihrem adeligen Namen ein Verbrechen machte, und daß in Folge dessen sämtliche adelige Officiere aus der Armee gestoßen würden. Unter solchen Umständen, erklärte er, wolle er nicht mehr General sein, und nahm seine Entlassung. Als er auf seinem Landgut zu Ferte-Imbault verweilte, erhoben seine Feinde die Beschuldigung gegen ihn, daß er als Obergeneral der Rheinarmee mehrere Wochen unthätig geblieben sei und dadurch wesentlich zu dem Fall der Festung Mainz beigetragen habe. Sogleich wurde er nach Paris geschleppt und dort ohne weiteres zum Tode verurtheilt. Die Bitten seiner Gemahlin hatten keine andere Folge, als daß auch sie ins Gefängniß abgeführt wurde. Mit Ruhe betrat er das Schaffot, das am 23. Juni 1794 seinem Leben ein Ende machte.

In dem Briefe, in welchem er von Josephine Abschied nahm, sagte er: „Ich sterbe mit der Ruhe eines durch die zärtlichsten Gefühle beseelten Vaters, aber auch mit dem Muthe eines freien Mannes, mit reinem Bewußtsein und rechtschaffenem Herzen, dessen glühendster Wunsch das Glück

der Republik ist. Lebe wohl, meine Liebe! tröste Dich mit Deinen Kindern, tröste sie, indem Du sie bildest und namentlich dahin unterweisest, daß sie durch Tugend und Vaterlandsliebe das Andenken meiner Hinrichtung auslöschen und meine Verdienste und Ansprüche an die Dankbarkeit des Volkes wieder in Erinnerung bringen. Lebe wohl! Du kennst diejenigen, welche ich liebe; tröste sie und verlängere durch Deine Pflege mein Leben in ihrem Herzen. Lebe wohl! ich drücke Dich und meine theuren Kinder zum letztenmal in diesem Leben an meine Brust."

So stand Josephine allein mit ihren zwei Kindern, und es war nahe daran, daß die letzteren sich ohne die Mutter durch die Welt schlagen mußten. Aber auch in dem Gefängnisse macht man interessante Bekanntschaften und knüpft wichtige Verbindungen an.

Die Freundschaft, die sie im Gefängniß mit der schon erwähnten Frau von Fontenay schloß, befreite sie aus ihrer peinlichen Lage. Auf die Bitten der Geliebten Tallien's wurde nach Robespierre's Sturz auch Josephine aus dem Kerker entlassen und ihren Kindern zurückgegeben. Sie war nun frei, aber auch fast an den Bettelstab gebracht; denn die Revolution verschlang nicht bloß die Menschen, sondern konfiscirte auch deren Güter. Außer Stande, in Paris leben zu können, folgte sie der Einladung eines alten Freundes, Chanvrier, zog zu ihm in sein Haus im Dorfe Croissy und suchte hier für sich und ihre Kinder durch ihrer Hände Arbeit den Lebensunterhalt zu verdienen. Auch ihre Kinder, später zu so hohen Stellungen berufen, sollten sich hier auf alle Wechselfälle des Geschicks vorbereiten: man sah Eugen an der Hobelbank eines Tischlers, Hortense mit Spitzenklöppeln beschäftigt.

Doch dauerte dieser reizende Kontrast in dem Leben der einst von geschäftigen Sklavenhänden bedienten Kreolin nicht lange. Einer der Machthaber jener Zeit, Barras, dem sie durch Tallien und dessen Gemahlin empfohlen war, fieng an, sich für die schöne Witwe zu interessiren, und verschaffte ihr einen Theil ihrer Güter wieder. Nun zog sie wieder nach Paris und sah sich bald in den Vordergrund der damaligen höheren Gesellschaft gestellt. In den Salons, welche Barras und Tallien eröffneten, glänzte sie mit Frau Tallien als Königin der Mode, der Schönheit und Liebenswürdigkeit. In diesem bunt zusammengewürfelten Gesellschaftsleben, wo Revolutionäre mit altadeligen Damen verkehrten, herrschte ein sehr freier Ton. Nach dem erheuchelten Puritanismus des Robespierre'schen Regiments gab

man sich wieder in seiner natürlichen Gestalt und warf sich wie nach langer Meerfahrt dem frischen Leben in die Arme. In anderen Gesellschaften gefiel man sich in den sonderbarsten Excentricitäten. Man liebte es, die Oberwelt hart an die Schatten der Unterwelt zu rücken, und fand einen besonderen Reiz darin, einen Kirchhof oder den mit den Blutspuren der September-Metzeleien noch besudelten Klosterhof der Karmeliter als Tanzboden zu benützen. Ein Kostüm à la victime, wo die Herren das kurzgeschorene Haar und den zurückgeschlagenen Kragen derer, welche zur Guillotine abgeführt wurden, zur Schau trugen, galt für besonders geistreich, und die Damen fühlten sich aufs angenehmste berührt, wenn die Herren sie zum Tanze durch jenes unheimliche Nicken des Kopfes aufforderten, welches das Herunterfallen des abgeschnittenen Kopfes nachahmen sollte. Alles erinnerte nicht nur an den Vulkan, auf dem man stand, sondern spielte auch damit: es gab Kreise, bei denen niemand Zutritt erhielt, der nicht irgend ein Glied seiner Familie durch die Guillotine verloren hatte.

Bei dem feinen Takt, durch welchen sich Josephine stets auszeichnete, fiel es ihr nicht schwer, in der Gesellschaft der neuen Machthaber ihre Würde zu wahren und die Manen ihres ersten Gemahls nicht zu verletzen. Und eben hier war es, wo sie ihren zweiten kennen lernte.

General Bonaparte lebte im Jahre 1795 ohne Anstellung in Paris. Er hatte sich trotz seiner Jugend bei der Eroberung von Toulon als den dort tüchtigsten Militär erwiesen, zeigte sich, ohne für die Republik begeistert zu sein, als eifriger Republikaner, da er nur dadurch seinen gewaltigen Planen eine Bahn eröffnen zu können glaubte. Seine Freundschaft mit dem jüngeren Robespierre gereichte ihm nach dem 9. Thermidor nicht zur Empfehlung; er wurde verhaftet, aber bald wieder entlassen und das Zeugniß ihm ausgestellt, daß „die militärischen und örtlichen Kenntnisse des besagten Bonaparte dem Staate nützlich sein könnten.“ Doch verlor er bei der Reduktion der stark angewachsenen Zahl von Generalen sein Kommando, nicht aber seinen Gehalt. Zur Disposition gestellt trieb sich der 26jährige General, eine schmächtige Figur mit scharfen Gesichtszügen, gelbem, magerem Aussehen, in der Hauptstadt herum. Wenn er bald in stolzer Zurückgezogenheit den Schweigsamen spielte, bald lebhaft und glühend mit seinem korsischen Temperament hervorbrach, so wußten die Meisten nicht, was sie aus ihm machen sollten, und er stieß mehr

ab, als daß er anzog. Wer aber etwas vom Militärwesen verstand und sich mit ihm näher auf einen Gegenstand dieser Sphäre einließ, bewunderte das Rasche seiner Auffassung, das Präcise und Klare seiner Darstellung. Ein Entwurf zur glücklicheren Führung des italienischen Krieges empfahl ihn dem Kriegsminister, und der Abgeordnete Doulcet, welcher mit der Leitung des Kriegswesens beauftragt war, ohne technische Kenntnisse davon zu besitzen, glaubte seinen Beruf nicht besser erfüllen zu können, als wenn er den kenntnißreichen General, der überall mit solcher Sicherheit auftrat und in allen schwierigen Fällen gleich Rath zu schaffen wußte, sich zur Seite stellte und in der Prüfung und Ausarbeitung der Armeebefehle sich seines Rathes bediente. Drei Monate lang war Bonaparte der militärische Berather des Wohlfahrtsausschusses, der eigentliche Leiter der Revolutionskriege; da kam eine weitere Gelegenheit, sich als den Mann der rettenden That zu zeigen.

Am fünften Oktober erhoben sich die royalistischen Bürger von Paris gegen den Konvent, der eben im Begriff war, mit dem größeren Theil seiner Mitglieder zu der eben erst geschaffenen Direktorial-Regierung überzugehen. Die Sache stand mißlich. Nicht bloß der Konvent, auch die Sieger vom neunten Thermidor schienen verloren. Barras, von ihnen zum Oberbefehlshaber der Regierungstruppen ernannt, traute sich in dieser kritischen Lage nicht genug militärische Kraft zu und erbat sich Bonaparte als zweiten Befehlshaber. Nun bekam schnell alles eine andere Gestalt, die Fehler der Gegner wurden benutzt, die eigenen Vortheile ausgebeutet, in wenigen Stunden ein rücksichtsloser Schlachtplan durchgeführt und die Royalisten mit Kartätschen heimgeschickt. Bonaparte hatte den Konvent gerettet, und die Regierung der fünf Direktoren, unter welchen Barras und Carnot sich befanden, ließ sich im Palast Luxemburg nieder. Carnot, welcher, ohne Feldherr zu sein, das Kriegswesen gründlich verstand, entwarf, um die Aufmerksamkeit des Volkes von dem unbeliebten Direktorium auf andere Gegenstände zu lenken, einen neuen Kriegsplan, wonach drei Heere zu gleicher Zeit in das Innere von Deutschland gegen Wien vorrücken sollten. Während Jourdan vom Niederrhein, Moreau vom Oberrhein aus angriffen, sollte ein drittes Heer von der piemontesischen Grenze aus gegen Mailand ziehen. Es fragte sich, wem man diesen Befehl übertragen sollte. Man wußte keinen Würdigeren als Bonaparte, der mit solchem Vertrauen von einer Eroberung Italiens

sprach. Mit dieser Wahl wurde vielfach ein anderer Umstand in Verbindung gebracht.

Als nach jenem Aufstand die Entwaffnung der Bürger angeordnet war, trat der zwölfjährige Eugen Beauharnais mit dem ganzen Feuer eines edlen, für das Andenken seines Vaters glühenden Sohnes vor den General Bonaparte und bat ihn in begeisterten Worten, Thränen in den Augen, um die Zurückgabe des Degens seines hingerichteten Vaters. Von der Liebenswürdigkeit des Sohnes auf die Vorzüge der Mutter schließend suchte Bonaparte ihre Bekanntschaft, und obgleich sie sechs Jahre älter als er war, fühlte er sich doch vollständig gefesselt. Eine Anmuth, die, eben weil sie eine natürliche war, auch keinen Augenblick sich vergaß, sich nie über einer Unschicklichkeit, über etwas Ungraziösem ertappen ließ, eine Stimme, die durch ihren weichen, melodischen Klang jedem tief ins Herz eindrang, eine Freundlichkeit, der man das Wohlwollende der Gesinnung so sehr anmerkte, dies alles war ihm dem Artilleriegeneral auf seinen Feldzügen noch nie vorgekommen, und er entschloß sich, sich um ihre Hand zu bewerben. Die gesellschaftlichen Verbindungen, welche die 33jährige Witwe mit den damaligen Regierungsmännern und mit dem alten Adel hatte, und ihr Vermögen, das in einer jährlichen Revenüe von 25000 Franks bestand, waren nicht ungünstige Zugaben.

Josephine bedachte bei diesem Antrag ihre nur äußerlich glänzende, im ganzen aber doch prekäre Stellung. Und wenn sie von sich ganz absehen wollte, so glaubte sie die Gelegenheit, ihren Kindern einen zweiten Vater zu geben, ihrem Sohne an der Seite eines so genialen und energischen Feldherrn eine weite Ruhmesbahn zu eröffnen, nicht unbenutzt lassen zu dürfen. Sie gab daher unter Billigung ihres Gönners Barras und ihrer Freundin Tallien, ihre Einwilligung, und die Vermählung wurde vor der bürgerlichen Obrigkeit zu Paris am 9. März 1796 vollzogen. Die Zeugen waren Kapitän Lemarois, Bonapartes Adjutant, und ein Herr Calmelet, Freund der Familie Beauharnais. Eine kirchliche Einsegnung galt in jenen Zeiten für eine überflüssige Ceremonie.

Man hat nun vielfach, auch noch in neueren Schriften, die Sache so dargestellt, als ob Napoleon nur dieser Heirat seine Ernennung zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee zu verdanken gehabt und als ob Barras aus Gefälligkeit für Josephine ihm diese wichtige Stelle verschafft hätte. Dies ist entschieden unrichtig, wobei übrigens nicht bestritten wer-

den soll, daß diese Verbindung mit einer in den herrschenden Kreisen so verehrten Frau der Anerkennung und Achtung, welche man der Energie und dem Genie Napoleons zollte, eine mächtige Bundesgenossenschaft verschaffte.

Wenige Tage nach seiner Vermählung reiste Napoleon nach Italien ab und unternahm jenen glänzenden Feldzug von 1796 und 1797, der ganz Oberitalien zu seinen Füßen legte. Er ließ Josephine nachkommen und bei dem Enthusiasmus der Italiener für den siegreichen Befreier fehlte es nicht an den glänzendsten Huldigungen und Festlichkeiten, welche ihr in verschiedenen Städten dargebracht wurden. Napoleon fürchtete zuletzt, daß sie vor lauter Vergnügungen ihn ganz vergesse. Es ist ungemein interessant, die glühende Liebessprache zu lesen, welche der junge Ehemann vom Lager aus an seine gefeierte Gemahlin schreibt. Man glaubt kaum, daß es der nämliche Mann sei, der von Ruhmsucht und Herrschsucht festgehalten, ein Jahrzehnt später fast zum herzlosen Marmor sich verdichtete. Auch gegen seine beiden Stiefkinder zeigte er sich so liebevoll, als wären es seine eigenen. „Ich bitte Dich," schreibt er an Josephine, „an meiner Stelle den liebenswürdigen Kindern (die in Frankreich zurückgelassen worden waren,) zu schreiben und ihnen einige Kleinode zu senden. Versichere sie, daß ich sie liebe, als wären es meine eigenen Kinder. Das Mein und Dein verschmilzt sich so ganz in meinem Herzen, daß es keinen Unterschied mehr gibt."

Von ihr selbst aber sagt er: „Seit ich Dich verlassen habe, war ich immer traurig. Mein Glück ist, in Deiner Nähe zu sein. Ohne Unterlaß gedenke ich in meinem Herzen Deiner Küsse, Deiner Thränen, Deiner liebenswürdigen Eifersucht, und die Reize der unvergleichlichen Josephine entzünden fort und fort eine lebendige und verzehrende Flamme in Seele und Sinnen. Wann werde ich einmal, befreit von jeder Unruhe, von jeder Dienstpflicht, alle meine Augenblicke in Deiner Nähe zubringen, nur Dich lieben und nur an das Glück denken können, es Dir zu sagen und zu beweisen? Glaube nur, daß ich nicht mehr im Stande bin, außer Dir einen Gedanken zu haben oder eine Idee zu fassen, die sich nicht auf Dich bezöge."

Fortwährend quälte er sie mit seinen Bitten, ihm doch öfter zu schreiben, und sah in ihrer Nachläßigkeit einen Mangel an Liebe. „Immer hoffte ich, einen Brief von Dir zu erhalten; es versetzt mich in eine



schreckliche Unruhe. Du warst bei meinem Abschied ein wenig krank, ich bitte Dich, laß mich nicht in solcher Angst. Du, der die Natur süße Anmuth und alles, was gefällt, verliehen hat, wie kannst Du den Mann vergessen, der Dich so warm liebt? Drei Tage ohne Briefe von Dir! Die Trennung ist schrecklich, die Nächte sind lang, unausstehlich und abgeschmackt, die Tage eintönig. Denke mein, lebe für mich, sei oft bei Deinem Geliebten und glaube, daß es für ihn nur ein entsetzliches Unglück gebe: nicht mehr geliebt zu sein von seiner Josephine. Tausend süße, zärtliche Küsse für Dich!" „Ich habe den Kurier rufen lassen. Er behauptet, er sei bei Dir gewesen, und Du habest ihm erklärt, keinen Auftrag für ihn zu haben. Du Garstige, Häßliche, Grausame, Du Tyrannin, Du kleines, holdes Ungethüm! Du lachst meiner Drohungen, spottest meiner Albernheiten. Könnte ich Dich in mein Herz einschließen, Du lägest längst im Gefängniß." „Das ist Hochverrath, einen armen Ehemann, einen zärtlichen Liebhaber zu täuschen. Soll er seine Rechte verlieren, weil er weit weg und von Berufspflichten, Strapazen und Mühen überhäuft ist? Was bleibt ihm auf der Erde ohne seine Josephine, ohne die Gewißheit ihrer Liebe? Was soll er da thun? In einer der nächsten Nächte werden die Thore sich mit Geräusch aufthun: wie ein Eifersüchtiger will ich eindringen und mich in Deine Arme werfen."

Kommen dann die ersehnten Briefe, so sind sie dem feurigen General nicht zärtlich genug. „Deine Briefe sind kalt wie fünfzig Jahre, sie gleichen einer fünfzehnjährigen Ehe. Man sieht darin die Freundschaft und die Gefühle des Lebenswinters. Ach! ist es schon so?" Es klingt wie verzweifelte Resignation, wenn er ihr, die den Kurier von Genua nach Mailand wieder leer abgehen läßt, die Worte schreibt: „Du hattest nicht Zeit, mir zu schreiben; ich kann mir's wohl denken. Von Vergnügungen und Lustbarkeiten umgeben, hättest Du sehr Unrecht, mir das geringste Opfer zu bringen. Ich will Dich nicht in Deinen Planen, Deinen Lustpartien stören; ich bin der Mühe nicht werth, und das Glück oder Unglück eines Mannes, den Du nicht liebst, hat keinen Anspruch auf Deine Theilnahme."

Die Zeit dieses italienischen Feldzugs war die Rosenzeit Josephinens. Sie bekam keine solche Briefe mehr. Das Jahr 1798 entführte ihren Gemahl nach Aegypten, wohin sie ihm nicht folgen durfte. Die anderthalb Jahre seiner Abwesenheit brachte sie größtentheils auf ihrem Land-

gut Malmaison zu, wo sie sich eine aus allen Welttheilen zusammengebrachte herrliche Pflanzenwelt schuf, in deren Umgebung sie das ängstliche Gefühl, das ihr die politischen Verhältnisse einflößten, durch exotische Illusionen verscheuchen konnte. Malmaison blieb ihr Lieblingssitz, wo sie auch in späterer Zeit, fern von der ihr aufgedrängten kaiserlichen Etikette, eine ungezwungene Gesellschaft von Künstlern, Gelehrten und sonstigen Notabilitäten beiderlei Geschlechts um sich versammelte.

Nach Napoleons Rückkehr giengen die Dinge ihren raschen Lauf. Die Direktorialregierung wurde gestürzt, die alten Freunde und Gönner bei Seite geworfen, und der erste Consul Napoleon hielt sein Ziel fest im Auge. Aber auch andere blieben sich treu. Es entstanden jene republikanischen Verschwörungen gegen das neue Säbelregiment, die mit der Höllenmaschine anfiengen und mit der Hinrichtung des Herzogs von Enghien, Cadoudals, Pichegrü's und der Verbannung Moreaus endigten. Dies waren auch für Josephine schmerzliche Zeiten. Denn sie theilte nicht den Ehrgeiz ihres Gemahls, der sich aus diesen feindlichen Angriffen eine Staffel zum Kaiserthron erbaute; vielmehr hatte sie alle Ursache, das was er so sehnsüchtig wünschte und erstrebte, geradezu zu fürchten. Gelang es auch ihren verführerischen Bitten, dem immer schwerer zu behandelnden Consul manches Gnadendekret abzuringen, vielen Emigranten Vaterland und Vermögen zurückzugeben, den in die Verschwörung verwickelten Herrn von Polignac zu retten, so lag sie doch wegen des Herzogs von Enghien vergeblich vor Napoleon auf den Knieen, und er stieß sie mit den herzlosen Worten zurück, sie solle ihn in Frieden lassen, dies seien keine Weibersachen. Auch mit ihren Warnungen vor der Kaiserkrone drang sie nicht durch. Sie hätte, wenn man wieder zur Monarchie zurückkehren wollte, am liebsten die Bourbonen zurückgeführt, und wirklich fanden Unterhandlungen hierüber statt. Mit Recht aber konnte Napoleon ihr die Frage vorlegen, welche Stellung denn er unter König Ludwig XVIII. einnehmen sollte, und wie lange ein solches Verhältniß dauern würde. Darauf folgte jene pompöse Scene vom 2. December 1804, wo in der Kathedrale von Notredame Papst Pius VII. Napoleon's und Josephinen's Stirne und Hände salbte, die Kroninsignien weihte, Napoleon sich selbst die Krone vom Altar holte und auf's Haupt setzte und seiner Gemahlin, die mit weinenden Augen vor ihm niederkniete, gleichfalls die Krone aufs Haupt drückte.

Josephine sah der Aufrichtung dieses mit allem Schnörkelwerk byzantinischer Formen gezierten Kaiserthums nur mit bangem Herzen entgegen. Selbst Napoleon hatte einen unbewachten Augenblick, wo er über sein unerhörtes Glück zu staunen schien. Als er in dem Glanze der kaiserlichen Pracht da stand, flüsterte er plötzlich seinem gleichfalls reich aufgeputzten Bruder Josef die Worte zu: „Josef! wenn unser Vater uns sähe!“ Doch während er in dieser Machtfülle sich gefiel und immer neue Hoffnungen und Plane faßte, erschien Josephine diese ihre Stellung zu hoch, für das, was ihre Herzensangelegenheit war, zu gefährlich. Denn es handelte sich schon damals um nichts mehr und um nichts weniger als um eine Scheidung. Dies war das Gespenst, das ihr auf dem Throne keine Ruhe ließ, das bei jedem wichtigen Ereigniß sie aufschreckte, bis es sie endlich unbarmherzig erfaßte. Zwar hätte man meinen können, gerade damals sei ihre Ehe auf festeren Füßen gestanden als je. Denn am Abend vor seiner Krönung hatte Napoleon seiner Civilehe auch die kirchliche Weihe geben lassen, ein Beispiel, das mehrere seiner Verwandten nachahmten, um bei der Anwesenheit des Papstes sich als kirchliche Leute zu zeigen. Die Einsegnung nahm Napoleons Oheim, der Kardinal Fesch, vor. Josephine soll ihn dabei aufmerksam gemacht haben, daß hiezu das Beisein des Pfarrers eines von beiden Theilen oder seines Vikars und zweier Zeugen nothwendig sei, da bei Nichtbeobachtung dieser Vorschriften die Giltigkeit der Ehe anfechtbar sei. Allein Fesch beruhigte seine kaiserliche Nichte mit der Erklärung, daß er sich wegen dieser Formalitäten vom Papste Dispensation habe ertheilen lassen; in Wahrheit aber wollte der schlaue Kardinal absichtlich diese Verstöße eintreten lassen, damit es Napoleon jederzeit frei stehe, auch ohne dem Papste allzuviele gute Worte zu geben, die Ehe mit Josephine aufzulösen. Versicherten doch Talleyrand, Berthier und Duroc fünf Jahre später, als die Entscheidung wie eine Bombe niederfiel, daß ihnen Napoleon mehrmals gesagt habe, er sehe in dieser kirchlichen Einsegnung eine leere Ceremonie, in die er nur zur Beruhigung Josephinens und des Papstes gewilligt habe; seine Absicht sei stets gewesen, in seiner Verbindung mit Josephine eine Lücke zu lassen, die es ihm möglich mache, sobald es die Interessen des Kaiserthums erheischten, sich von ihr zu trennen und eine neue Ehe einzugehen.

Hatte dies auch noch niemand der Kaiserin Josephine mit dürren

Worten mitgetheilt, so war sie doch klug und feinfühlend genug, um mit ihren reizbaren Nerven zu merken, was für ein Gewitter im Anzug sei. Sie äußerte damals gegen einen ihrer vertrauten Freunde, den Staatsrath Noel: „Ich bedaure es jetzt nicht mehr, meinem Gemahl keine Kinder gegeben zu haben; denn ich müßte nur immerfort für ihr Schicksal zittern. Ich selbst werde mein Geschick nie von dem Bonaparte's trennen, wie gefährlich es auch fallen möge, so lange er gegen mich die Rücksichten und die Freundschaft bewahrt, die er mir immer bewiesen hat. Sollte ich aber hierin eine Aenderung erleben, dann verlasse ich die Tuilerien; ich weiß ja ohnehin, daß man mich gerne forthaben möchte, und daß Lucian seinem Bruder die übelsten Rathschläge gibt."

Alle Brüder und Schwestern Napoleons, den einzigen Louis ausgenommen, hegten keinen innigeren Wunsch als den, die Würden und Schätze, welche des Kaisers Kriegs- und Staatskunst ihnen verschafft hatte, in Ruhe zu genießen. Dies konnten sie, nach ihrer Rechnung, nur dann, wenn er einen Thronerben hatte, wenn die Fortdauer der Dynastie gesichert war, während sie bei dem gegenwärtigen Zustande jeden Augenblick befürchten mußten, daß der Kaiser, der in den fortwährenden Kriegen ohnedies so vielen Gefahren ausgesetzt war, schnell hinweggerafft und damit sein ganzes Gebäude mit allen Seitenflügeln über den Haufen geworfen würde. Daß die zur Zeit ihrer Krönung 41jährige Josephine ihren Wunsch nicht erfüllte, war in den Augen dieser habsüchtigen Leute ein Verbrechen. Auch Neid war es; denn sie gönnten es Josephinen nicht, daß sie als die Gemahlin ihres Bruders einen höheren Rang einnahm als sie alle. Daher sah sich Josephine von Madame Lätitia, Napoleons Mutter, einer sehr geizigen Frau, beständig angefeindet, von seinen Schwestern mit schelen Augen angesehen, von seinen Brüdern verleumdet und mit Verstoßung bedroht. Ihre Lage war keine rosige. Mitten unter diesen anspruchsvollen Emporkömmlingen, welche stets von der Hast und der Furcht eines Goldgräbers gequält wurden, stand sie fast allein und mußte es ruhig abwarten, was für ein Los diese feindseligen Brüder über sie verhängten. Um sich doch einige Stütze in der Bonaparte'schen Familie zu verschaffen, hatte sie die Verheiratung ihrer Tochter Hortense mit Napoleons Bruder, Ludwig, zugegeben, erreichte aber ihren Zweck nicht. Denn Ludwig verfeindete sich als König von Holland mit dem Kaiser, blieb also ganz ohne Einfluß, und Hortense gab ihrem Gatten nur zu

deutlich zu verstehen, wie wenig sie ihn liebe. Als vollends deren erstgeborner Sohn, Ludwig Napoleon, den der Kaiser wie seinen leiblichen Sohn liebte und zu adoptiren beabsichtigte, im Jahr 1807 starb, schien die letzte Hoffnung entschwunden zu sein, und nicht umsonst konnten Josephine und Hortense über diesen Verlust sich kaum mehr trösten. Eugen Beauharnais, eine der edelsten Gestalten des Kaiserreichs, war von seinem Stiefvater zum Vicekönig von Italien ernannt und mit der Tochter des Königs von Baiern verheiratet. Auch er sah sich von seinen Oheimen mit stetem Mißtrauen angesehen, und die Hoffnungen, die ihm früher vorgespiegelt wurden, nahmen immer bescheidenere Dimensionen an. Es war zwar unter einigen Generalen einmal die Rede davon, bei einem etwaigen Ableben des Kaisers ihm den Thron zu verschaffen; aber Josephine hütete sich wohl, durch solch' weit aussehende Intriguen selbst an seinem Sturze zu arbeiten.

Es ist somit begreiflich, daß die nächsten Jahre, von 1804 bis 1809, Josephine keinen großen Zuwachs an Glück brachten. Die endlose Eroberungspolitik ihres Gatten, sein gänzliches Aufgehen in Krieg und Ruhm, die häufigen und langen Trennungen von seiner Gattin, die dadurch herbeigeführte Kälte und Entfremdung beängstigten ihr angegriffenes Gemüth, und mit jedem neuen wichtigen Ereigniß schrickt sie zusammen, in der Besorgniß, daß das Verhängniß jetzt an sie herantrete. In diesen Zeitraum fällt der Feldzug von Austerlitz, die Tage von Jena, Friedland und Tilsit, der Fürstentag von Erfurt, der spanische Krieg und jener östreichische Feldzug, der mit Aspern so hoffnungsreich begann, um mit Wagram trostlos zu schließen.

Während der Kaiser in Deutschland verweilte, lebte seine Gemahlin theils in Paris theils in Straßburg oder Aachen und Mainz. In letzterer Stadt verweilte sie im preußischen Kriege besonders lange, jeden Augenblick gewärtig, daß Napoleon sie nach Berlin oder nach Warschau kommen lassen werde. In jedem Briefe vertröstete er sie auf besseres Wetter und festere Winterquartiere, bis er ihr endlich sagte, sie solle zu ihrer Aufheiterung nach Paris zurückkehren. Er verwunderte sich zuerst, daß sie, wie ihm Talleyrand berichtete, nichts als weine, da sie doch ihre Tochter und ihren Enkel bei sich habe und stets gute Nachrichten erhalte. Wenn die Reise nicht zu weit wäre, könnte sie wohl kommen; sie solle einmal ihre Ansichten mittheilen. Dann will er mit ihr in Berlin zu-

sammenkommen, verschiebt es aber wieder, und findet, daß ihr „kreolisches Köpfchen wie gewöhnlich wieder gährt und jammert.“ Doch beunruhigt ihn zugleich dieses viele Weinen. „Ich fordere mehr Kraft von Dir. Man sagt mir, Du weinest immer; pfui! wie häßlich das ist! Sei meiner würdig und zeige mehr Charakter! Mache in Paris einen schicklichen Hofstaat und vor allem sei zufrieden! Ich befinde mich sehr gut und liebe Dich herzlich. Wenn Du aber immer weinst, so muß ich glauben, daß es Dir an Muth und Charakter fehlt. Ich liebe die Feigen nicht; eine Kaiserin muß Herz haben.“ Ein andersmal verspottet er sie über ihre hausbackenen Ansichten: „Ich mußte über Deine Behauptung lachen, daß Du einen Mann genommen habest, um bei ihm zu sein. Bisher dachte ich in meiner Unwissenheit, die Frau sei für den Mann gemacht, der Mann für das Vaterland, die Familie und den Ruhm; Verzeihung für meine Unwissenheit! Bei unsern schönen Damen gibt es immer noch etwas zu lernen.“ Zuletzt meint er, als wollte er selbst den Spott herausfordern, daß er ihr ihre Stimmungen ebensogut anbefehlen könne als seinen Marschällen die Richtung ihres Marsches: „Ich verbiete Dir zu weinen, bekümmert und unruhig zu sein. Ich verlange von Dir Frohsinn, Freundschaft und Wohlbehagen.“

Daß sie so sehnsüchtig nach ihm verlangte, findet zum Theil in ihrer nicht ganz unbegründeten Eifersucht seine Erklärung. Geschäftig trug man ihr allerhand Gerüchte von schönen Frauen zu, an denen ihr Gemahl großes Gefallen finde. Auf dies hin waren die Briefe Josephinens voll Klage und Bitterkeit. Napoleon sucht mit launigen Worten das Ungewitter zu beschwichtigen: „Ich verstehe nicht, was Du mir von Damen, die mit mir in Korrespondenz stehen, sagen willst. Ich liebe nur meine kleine, gute, zänkische und grillenhafte Josephine, die sich mit Anmuth, wie sie überhaupt alles thut, zu zanken weiß; denn sie ist immer liebenswürdig, ausgenommen wenn sie eifersüchtig ist; dann wird sie der helle Satan. Aber kommen wir auf diese Damen zurück! Sollte ich mich je mit einer von ihnen abgeben, so müßten sie, ich versichere Dich, anmuthige Rosenknospen sein. Sind dies wohl diejenigen, von welchen Du sprachst?“

Außer diesen Zurechtweisungen enthalten Napoleons Briefe, welche in jener Zeit meist kleine Billete sind, kurze militärische Nachrichten und Verhaltungsbefehle hinsichtlich des Hoflebens. Josephine war ihm nicht vornehm, nicht stolz, nicht monarchisch genug. Was ein lebendiges Zeugniß

ihres geistigen Adels war, daß sie auch als Kaiserin auf freundliche, ungezwungene Weise mit Leuten jeder Art umgieng, daß sie frühere Bekanntschaften nicht bei Seite setzte und auch einmal ein Theater zweiten Ranges besuchte, das war ein schwerer Vorwurf in den Augen Napoleons, der, je höher er stieg, um so mehr seinen Ursprung vergessen machen wollte, und daher, die anderen Höfe nachahmend oder noch überbietend, sich und die Seinigen mit einem undurchdringlichen Ceremoniel umgab. Er spricht sich mehreremal dahin aus, daß sie gewisse Personen niemals bei sich empfangen dürfe, daß es für ihren Rang nicht passe, in eine kleine Loge kleiner Schauspielhäuser zu gehen; sie solle nur die vier großen Theater und immer in großer Loge besuchen. „Ich wünsche, daß Du nur mit Personen speisest, die mit mir gespeist haben, daß Du dieselbe Liste für Deine Cirkel befolgst, daß Du in Malmaison niemals Gesandte und Fremde in Dein Vertrauen aufnimmst. Du mißfielest mir, wenn Du anders handeln würdest; kurz, laß Dich nicht allzusehr von Personen umspinnen, die ich nicht kenne, und die nicht zu Dir kämen, wenn ich da wäre."

Man würde übrigens sehr irren, wenn man bei diesem ehelichen Geplänkel glauben wollte, daß Napoleon seine Gemahlin nicht geliebt habe. Er liebte sie offenbar, so weit bei ihm, dem Ruhm, Macht, Herrschergröße alles waren, von Liebe zu einem weiblichen Wesen die Rede sein konnte. Von wirklichen Untugenden konnte er gar wenig an ihr entdecken. Nur ihre Verschwendung gab zuweilen Anlaß zu häuslichen Auftritten. Sie hielt es für das schöne Vorrecht einer Kaiserin, keinen Unglücklichen hilflos von ihrer Schwelle gehen zu lassen, von keiner Noth zu hören, ohne ihr aufzuhelfen. Armen Mädchen schenkte sie eine Aussteuer, vermögenslosen Emigranten gab sie eine Unterstützung, einer Schar Kinder verschaffte sie einen vergnügten Neujahrstag. Dabei fragte sie nicht, wie es mit ihrer Kasse stehe. Den Unglücklichen mußte durchaus geholfen werden, wenn auch ihre Kasse es nicht erlauben wollte. So verlangte es ihr liebevolles Herz. Sie hatte aber auch noch eine andere Neigung, die noch weit größere Summen verschlang. Perlen und Edelsteine, kostbare Kleiderstoffe, reich gewirkte Shawls übten einen unwiderstehlichen Reiz auf sie aus, und blindlings, ohne nach dem Preis zu fragen, griff sie wie ein Kind darnach. Das Schönste und Reichste, was Paris aufbieten konnte, mußte in hübschen Vorräthen in ihren Garderobezimmern

aufgespeichert sein, damit sie jeden Tag mehrmals von einer geschmackvollen Toilette in die andere übersiedeln konnte. Es war eine kreolische Schwachheit, die sie trotz aller Vorwürfe des Herrn Gemahls nicht abzulegen vermochte. Die Tugend der Wohlthätigkeit und die Untugend der Putzsucht brachten sie oft, wenn die gefürchtete Ebbe eintrat und die Verkäufer auf Bezahlung drangen, in die tödtlichste Verlegenheit. Sie konnte die Sache höchstens auf einige Zeit verdecken oder die eine Schuld durch eine andere abzahlen. Zuletzt mußte eben doch der kaiserliche Ehemann, der, ohne knauserig zu sein, die Verschwendung nicht liebte, in den Riß stehen und die Ehre seines Hauses durch Bezahlung mehrerer hunderttausend Franks retten. Aber er that es fürwahr nicht gerne, und gar böse wurde er, wenn er vollends sehen mußte, daß seine eigene Gemahlin die von dem ganzen Kontinent verbannten englischen Waaren auf ihrem zarten Leibe trage. Er drohte ihr, sie in ihrer Verlegenheit sitzen zu lassen, keinen Sou mehr für sie zu bezahlen; doch Josephinens Thränen und schmeichelnde Bitten besänftigten immer wieder den grollenden Imperator. Das Wort, das er von ihr sprach: „wenn ich Schlachten gewinne, so gewinnen Sie die Herzen,“ konnte er in solchen Fällen an sich selbst erproben.

Noch im Herbst des Jahres 1809, als sein Entschluß schon unwiderruflich feststand, schrieb er ihr von München und Wien kurze Briefchen in dem Stile eines Gatten, der nach längerer Reise sich recht nach Hause sehnt: „Es ist mir ein Fest, Dich wieder zu sehen. Mit Ungeduld erwarte ich diesen Augenblick. Traue nicht! Ich rathe Dir, Dich bei Nacht bereit zu halten; denn in einer der nächsten Nächte wirst Du einen großen Lärm hören.“ „Am 26. oder 27. Oktober werde ich nach Fontainebleau kommen. Du kannst Dich mit einigen Damen dahin begeben.“ Sie that dies. Am 26. fuhr sie nach Fontainebleau; aber alle Gesichter, die sie dort sah, schienen ihr mit ihrem stummen, geheimnißvollen Wesen ihr Urtheil zu verkündigen.

Napoleon war schon am Vormittag angekommen und hatte gleich darauf eine lange Unterredung mit dem gleichfalls dahin beschiedenen Reichserzkanzler, Fürst Cambacérès. Dieser besaß in Behandlung von Personen und Verhältnissen eine große Geschicklichkeit, daher ihn Napoleon bei Erledigung irgend welcher Formalitäten gern zu Rathe zog. Es drängte ihn, nicht bloß über die nächste Zukunft, sondern auch über Ver-

schiedenes, was in seiner Abwesenheit vorgegangen war, sein Herz auszuleeren. Die Stimmung Frankreichs hatte sich während des letzten Feldzugs auffallend ängstlich und rücksichtslos gezeigt. Die Niederlage bei Aspern, die Erhebung Schill's und des Herzogs von Braunschweig, der heldenmüthige Aufstand der Tiroler, der Mordversuch des Predigersohnes Friedrich Staps, alles das war trotz der schweigsamen oder verfälschenden Bulletins in dunklen, abenteuerlichen Gerüchten in Paris verbreitet worden und war nicht geeignet, den Nimbus der Unbesiegbarkeit, den Glauben an eine lange Dauer dieser neuen Dynastie aufrecht zu halten. Royalisten und Demokraten schöpften Hoffnungen, und unversöhnliche Gegner wie Fouché und Talleyrand reichten sich die Hände zu gemeinschaftlichen Planen. Auch solche, welche nicht direkt gegen Napoleon intriguirten, beschäftigten sich eifrig mit der Frage, was zu thun sei, wenn Napoleon durch eine feindliche Kugel oder durch eine Koalition der auswärtigen Mächte beseitigt würde. Man glaubte, um nicht bei einem solchen Fall in ein neues Chaos von Revolution zurückgeschleudert zu werden, zur Beschützung so vieler Staats- und Privatinteressen Vorsorge treffen zu müssen. Fouché und Talleyrand setzten sich ohne weiteres mit Neapel in Korrespondenz und arbeiteten an dem Plan, für gewisse Fälle den König Mürat und dessen ehrgeizige Gemahlin, die Schwester Napoleons, als Nachfolger auf dem französischen Thron bereit zu halten. Auch Bernadotte, der sich für bestimmt zu hohen Dingen hielt und gern krumme Wege wandelte, hatte seine Hand im Spiel.

Durch seine allwissenden Spione hievon benachrichtigt dachte Napoleon, dem ohnedies dieser letzte Feldzug manches zu denken gegeben hatte, an Maßregeln, wie das Vertrauen und die Anhänglichkeit Frankreichs, deren Mangel er weit mehr als die Feindseligkeiten des Auslands fürchtete, wiederherzustellen seien. Es fiel ihm nicht ein, die Ursache dieser Mißstimmung in seiner Eroberungssucht, in diesen unaufhörlichen Kriegen zu suchen, wodurch die Errungenschaft des letzten Jahrzehnts immer aufs neue wieder aufs Spiel gesetzt wurde. Vielmehr fand er die Gründe lediglich in der Unsicherheit der Thronfolge und glaubte, daß er, wenn er einen Sohn als Thronerben bekäme, das Vertrauen auf die Dauer seiner Dynastie im Inland und Ausland fest begründet und seinen Feinden alle Hoffnung auf eine Aenderung der Dinge benommen hätte. Von neuem kam er daher wieder auf eine Scheidung von Josephine zurück, welche

damals in ihrem 46. Jahre stand. Zwar verhehlte er sich nicht, wie schwer ihm dieser Schritt ankomme, wie ungünstig derselbe in Frankreich aufgenommen würde. Denn er hatte sich bisher in seiner 13jährigen Ehe glücklich gefühlt, schätzte die äußeren und inneren Vorzüge seiner Gemahlin hoch und konnte sich dem fatalistischen Glauben nicht verschließen, daß diese Verbindung, welche die Ouvertüre zu seinem kühnen Ruhmesflug war, seinem Leben Glück verliehen habe. In Frankreich vollends waren selbst die heftigsten Feinde des Bonaparte'schen Regiments darin einig, daß Josephine den ehrgeizigen, diktatorischen Planen Napoleons sich nicht nur ferngehalten, sondern sich ihnen so sehr als möglich widersetzt, und daß sie als Kaiserin von ihrer Macht und ihrem Einfluß immer nur den edelsten Gebrauch gemacht habe. In den Augen der Massen war ihr Bild mit der Erinnerung an die Revolution innig verbunden. Diese Frau schien ihnen das Band, durch welches der von der Revolution sich immer weiter entfernende Napoleon noch an die großen Ideen derselben gefesselt sei. War auch dieses Band aufgelöst und er mit einer Tochter der altmonarchischen Geschlechter vermählt, welche das republikanische Frankreich als seine Feinde ansah, worin lag dann noch der Unterschied zwischen ihm und diesen? Setzte er sich nicht dem Verdacht aus, daß er die Vermählung mit einer Prinzessin aus einem alten Hause hauptsächlich auch deßwegen wünsche, um, nach seinem gänzlichen Bruch mit allen Reminiscenzen der Revolution, selbst in die Reihe dieser alten Dynastieen einzutreten und für Ihresgleichen angesehen zu werden? Und mußte nicht ein solcher Gedanke, der, wenn auch einige Staatskunst, doch jedenfalls auch einige Schwäche verrieth, ihm, der aus der Revolution hervorgieng und alles aus und durch sich selbst sein wollte, bei dem Volke unendlich schaden?

Napoleon war nicht der kurzsichtige Mann, dem solche Betrachtungen hätten entgehen können, aber er war doch kurzsichtig genug, um die Vortheile einer neuen Vermählung ungebührlich zu überschätzen, ihre Nachtheile mit gewohnter Gleichgiltigkeit anzusehen. Es war ihm schon so Ungeheures gelungen, er hatte in zu vielen, zu wichtigen Fällen ganz Europa zum Trotz seinen Willen durchgesetzt, sollte er nun nicht auch seine Frau wechseln können? Er war von seiner Idee, daß nach seinem Tode nur ein Sohn das Auseinanderfallen seines großen Reiches verhindern könne, und daß ein solcher von jedermann als der natürliche Erbe desselben angesehen würde, zu sehr durchdrungen, als daß er nicht alle Schwierigkeiten

bei Seite gesetzt und nicht diesen neuen Akt als den Schlußstein seiner Politik betrachtet hätte.

An den Gedanken einer Scheidung hatte er sich längst gewöhnt. Schon bei seiner Krönung gieng er damit um. Als er im Jahr 1808 in Erfurt mit Kaiser Alexander zusammenkam und ein Bündniß des Occidents mit dem Orient anzubahnen schien, war bereits von seiner etwaigen Verbindung mit einer der Schwestern Alexander's die Rede, und dieser erklärte, er hoffe, seine Mutter für das Projekt günstig stimmen zu können. Aber der Kaiserin-Mutter erschien die Sache so widerwärtig, daß sie, um der officiellen Bewerbung zu entgehen, ihre älteste Tochter, die Großfürstin Katharina, in aller Eile mit einem Prinzen von Oldenburg vermählte. Ihre zweite Tochter, die Großfürstin Anna, war damals erst 14 Jahre alt. Nach Beendigung des östreichischen Feldzugs, unter dem Einfluß der beunruhigenden Nachrichten aus Paris, war Napoleon entschlossen, seine erste Gemahlin dem vermeintlichen Staatsinteresse zu opfern. Voll von diesem Gedanken und beseelt von dem Wunsche, die Sache so schnell als möglich abzumachen, traf er am 26. Oktober in Begleitung einiger Adjutanten in Fontainebleau ein. Cambacérès erwartete ihn dort schon seit dem frühesten Morgen und wurde mit freundschaftlichem Vertrauen, aber auch mit ungewöhnlichem Stolze empfangen. Nachdem Napoleon über die Intriguen der Royalisten und Republikaner, ja seiner eigenen Verwandten losgezogen, über die Besorgnisse, die man während dieses Feldzugs gehegt, verächtlich sich geäußert und den Glauben affektirt hatte, daß ein Mann wie er, welcher ein Werkzeug der Vorsehung sei, von Dolchen und Kugeln nichts zu fürchten habe, gieng er auf denjenigen Gegenstand über, wegen dessen er Cambacérès berufen hatte. Er erklärte ihm, daß von allen seinen Verwandten keiner zu seinem Nachfolger tauge, da seine Brüder theils zu unfähig zur Regierung theils zu eifersüchtig auf einander seien, als daß einer dem anderen sich unterordnen würde, während sein Stiefsohn, Prinz Eugen, dessen ausgezeichneter Tüchtigkeit er alle Anerkennung zollte, wie die ganze Familie Beauharnais von den Bonaparte's zu sehr beneidet und gehaßt werde, um sich, selbst wenn er ihn adoptirte, auf dem Throne von Frankreich halten zu können. Es bleibe ihm daher, um die Ruhe des Reiches und die Dauer seiner Dynastie sicher zu stellen, nichts anderes übrig, als darauf zu sehen, daß er einen Leibeserben bekomme, dessen unbestreitbarem Thronfolgerecht alle sich freiwillig beugen würden. Da er aber nicht mehr hoffen könne, von Josephine einen solchen

zu bekommen, so sei er fest entschlossen, sich von ihr scheiden zu lassen und eine neue Ehe einzugehen. Cambacérès wagte hierauf einige schüchterne Bemerkungen und stellte ihm vor, welch unbegrenzte Popularität Josephine bei Heer und Volk genieße, wie man sie als den milden Genius der Revolution verehre und seinen Schritt nicht anders auslegen würde, als wolle er mit den Errungenschaften von 1789 brechen und in das Lager der alten Dynastieen übergehen. Napoleon ließ sich auf keine Widerlegung dieser Ansichten ein, sondern sprach noch einmal seinen unabänderlichen Willen wie den Spruch eines allwaltenden Verhängnisses aus. Cambacérès erzählt in seinen Memoiren: „Während dieser Unterhaltung schien mir Napoleon ausschließlich von seiner Größe eingenommen zu sein; er hatte das Ansehen, als ergienge er sich unter den Erinnerungen an seine Macht und seinen Ruhm wie in einer Galerie von Statuen."

Josephine war bei ihrer Ankunft in Fontainebleau sehr betroffen, als sie hörte, daß Napoleon bereits eine lange Unterredung mit Cambacérès gehabt und nicht sie zuerst empfangen habe. Trotz der Freundlichkeit, mit der er sie aufnahm, fiel ihr doch eine gewisse ängstliche Zurückhaltung an ihm auf, als ob er vor ihr ein Geheimniß zu verbergen hätte. Hatte sie auch keinen zu großen Geist, so besaß sie doch einen sehr feinen Takt und viel Scharfsinn in der Entzifferung der persönlichen Beziehungen und Interessen. Auch war sie ja durch eine schändliche Indiskretion schon seit Jahren auf ihren Sturz vorbereitet. Abgesehen von den Anstrengungen der Brüder des Kaisers, die ihr kein Geheimniß blieben, hatte schon vor zwei Jahren Fouché ein frevelhaftes Spiel mit ihr getrieben. Er kannte die Absichten seines Herrn und glaubte diesem einen großen Dienst zu erweisen, wenn er nicht bloß die öffentliche Meinung, sondern Josephine selbst darauf vorbereitete, ohne den geringsten Auftrag dazu zu haben. So sprach er mit mehreren Senatoren von der Scheidung als von einem feststehenden Plan und stellte Josephine selbst die Nothwendigkeit vor, im Interesse Frankreichs in die Auflösung ihrer Ehe zu willigen. Ihre Antwort soll gewesen sein: „Unsere Schicksale haben uns vereinigt; wenn es Napoleons Wille ist, dieses Band gelöst zu sehen, so erwarte ich von ihm selbst den Vorschlag, und nur ihm allein werde ich antworten." Aber es nagte an ihrem Herzen, und in Thränen gebadet fand sie bald darauf Napoleon. Als sie ihm die Ursache ihres Schmerzes gestand, suchte er sie zu beruhigen und schüttete die ganze Lauge seines Unmuths über den frechen Fouché aus.

Diese Enthüllungen fielen ihr an jenem Nachmittag zu Fontainebleau zuerst wieder ein, und sie war überzeugt, daß es sich nun um ihre Stellung handle. Niemand sprach vor ihr das entsetzliche Wort aus, aber jedermann sprach von der Nothwendigkeit, das Kaiserthum zu konsolidiren. Während in Fontainebleau alles noch in das tiefste Geheimniß gehüllt war, zählte man in Paris schon die Prinzessinnen auf, die bei einer neuen Ehe zur Sprache kommen könnten. Josephine hatte qualvolle Stunden, wo nur die Anwesenheit ihrer Tochter ihr einigen Trost gewährte. Und doch mußte sie alle Kraft zusammenfassen, um ihre Haltung zu bewahren, da viele fürstliche Personen auf Besuch kamen. Die Könige von Holland, von Westfalen und von Neapel fanden sich auf Napoleon's Einladung in Fontainebleau ein, um sich wegen einiger Saumseligkeiten in Ausführung seiner Befehle zu entschuldigen und über zu harte Maßregeln sich zu beschweren, gelegenheitlich auch des Kaisers Vorwürfe in reichem Maße anzuhören. Schauspiele, Bälle und Jagden folgten rasch auf einander, und Napoleon, der sich innerlich gedrückt fühlte, gab sich mit scheinbarer Lust diesen Zerstreuungen hin. Auch die Rheinbundfürsten fanden sich ein, der König und die Königin von Baiern, der König von Sachsen und der König von Württemberg. Die alten Bande sollten noch fester geknüpft, die Gunst des Protektors in noch höherem Grade errungen, neue Vortheile erbeten werden. Zu Ehren seiner Gäste und zur Befriedigung der Pariser hielt er am 14. November zu Pferd seinen feierlichen Einzug in Paris, wo er seit April nicht mehr erschienen war.

Doch verlor er unter diesen Festlichkeiten seine Hauptangelegenheit keinen Augenblick aus den Augen. Es fiel ihm schwer, Josephine seinen Entschluß anzukündigen, und doch mußte es geschehen. Er wollte sie durch sein Benehmen darauf vorbereiten, zeigte sich kälter, härter, zurückhaltender gegen sie, erwies in ihrer Gegenwart schönen Damen die zärtlichsten Aufmerksamkeiten, machte ihr nur seltene und kurze Besuche, ließ die Thüren, welche die Verbindung zwischen ihren Gemächern unterhielten, verschließen und brachte durch all diese Präliminarien die arme Frau zur glühendsten Eifersucht, zur rasenden Verzweiflung. Es war grausam, diesen Zustand Wochen lang hinschleppen zu lassen, das vernichtende Urtheil in der Tasche täglich mit einer Frau zu verkehren, welche sich fürchtete, den Opferpriester nach dem Willen der Gottheit zu fragen, da sie vermuthete, sich selbst als das Opferlamm bezeichnet zu hören. Ihre Eifersucht erzeugte heftige

Auftritte, in welchen Napoleon sich barsch und reizbar benahm. Die öftere Wiederholung dieser Scenen mußte beiden Theilen unerträglich werden, und Napoleon suchte der gegenseitigen Qual ein rasches Ende zu machen.

Doch wollte er die Katastrophe unter den schonendsten Formen in Scene setzen. Besonders lag ihm daran, daß in dem kritischen Augenblick ihre beiden Kinder anwesend seien und durch ihre zärtliche Theilnahme der Mutter Trost und Stärkung gewährten. Daher schickte er einen Kurier nach Mailand ab und befahl dem Vicekönig von Italien, Prinz Eugen, sogleich nach Paris zu kommen. Mit Cambacérès besprach er sich über die Form der Scheidung und erklärte ausdrücklich, daß alles, was einer Verstoßung ähnlich sehe, vermieden werden müsse, und daß er, auch nach seiner Wiederverheiratung, Josephine als seine beste und zärtlichste Freundin ansehe und in seiner Nähe zu behalten wünsche. Zugleich zog er aber auch Herrn von Champagny wegen der Wahl einer neuen Gemahlin zu Rathe. Wollte er bei den großen Höfen anklopfen, so hatte er nur die Wahl zwischen Rußland und Oestreich; unter den Höfen zweiten Rangs konnte nur von der Tochter des Königs von Sachsen die Rede sein. So sehr auch in Sachsen alles rasch und sicher abzumachen, so sehr auch bekannt war, daß die Prinzessin Auguste einen achtungswerthen Charakter, viel Bildung und eine gute Gesundheit habe, so sah man doch aus Gründen der Politik und des Ehrgeizes von einer minder glänzenden Verbindung ab.

Wenn Rußland nicht beleidigt und das bereits erkaltende Bündniß nicht ganz aufgelöst werden sollte, so mußte man sich zunächst nach St. Petersburg wenden. Nach den Besprechungen von Erfurt war auch nichts natürlicher, als daß man die dort angeknüpften Fäden wieder aufnahm und den Kaiser Alexander ersuchte, seine Mutter, wie er früher versprochen hatte, zu vermögen, ihre Einwilligung zur Vermählung einer ihrer Töchter mit Napoleon zu geben. Daher wurde am 22. November eine Depesche an Herrn von Caulaincourt, den französischen Gesandten in St. Petersburg, abgeschickt und diesem der Auftrag gegeben, unter Beobachtung des tiefsten Geheimnisses und auf private Weise den Kaiser Alexander zu fragen, ob Napoleon, der sich zur Scheidung geneigt fühle, auf seine Schwester, die Großfürstin Anna, zählen dürfe. Auch erhielt derselbe den Befehl, über die Gesundheitsverhältnisse der jungen Prinzessin genaue Erkundigungen einzuziehen. Im günstigsten Falle konnte Napoleon nach Verfluß

von vier Wochen eine Antwort erhalten, also etwa am Christabend eine rosigduftende Zusage oder ein zierliches Eiskörbchen beschert bekommen; denn ein Kurier brauchte damals von Paris nach St. Petersburg 12 bis 14 Tage.

So war alles hübsch eingeleitet, um das alte Verhältniß aufzulösen und ein neues einzugehen, und mit Ungeduld erwartete Napoleon die Ankunft des Prinzen Eugen. Aber das Alltägliche war zu peinlich, die Klagen und Thränen der aufgeregten Josephine zu lästig, als daß noch lange gewartet werden konnte. Als sie am Abend des 30. November in heftige Vorwürfe ausbrach, schnitt er mit Enthüllung seines Geheimnisses unbarmherzig in dieses zarte Frauenherz ein. Er erklärte ihr mit dürren Worten, daß ihre Trennung nahe sei, daß das Interesse des Kaiserthums einen großen Entschluß von ihr verlange, „daß er auf ihren Muth und ihre Hingebung zähle, um in eine Scheidung zu willigen, zu welcher sich zu entschließen ihn selbst die größte Mühe koste.“ Bei diesen Worten vergoß Josephine einen Strom von Thränen, sank halb ohnmächtig um und zuckte unter heftigen Krämpfen zusammen. Mit Hilfe des diensthabenden Kammerherrn, Herrn von Bausset, trug Napoleon sie die kleine Wendeltreppe hinab in ihre Gemächer. Darauf ließ er die Königin Hortense holen, theilte ihr das Geschehene mit und erklärte mit harten Worten, daß weder Klagen noch Thränen an seinem Entschlusse etwas ändern würden. Stolz erwiderte die als Gattin und jetzt auch als Tochter unglückliche Hortense, daß er von Klagen und Thränen nichts vernehmen werde; nur mit *seinem* Willen habe ihre Mutter den Thron bestiegen und werde auf seinen Wunsch ihn auch wieder verlassen; sie und ihr Bruder würden gerne auf einen Glanz verzichten, der sie nicht glücklich gemacht habe, und der Tröstung der zärtlichsten Mutter ihr Dasein vollends widmen. Die Hoheit des Unglücks, die sittliche Größe, die Wahrheit, die aus diesen Worten sprach, brach das starre Eis des gewaltigen Mannes. Mit weicher Stimme bat er sie, die Sache ruhiger zu überlegen und nicht gleich von der schlimmsten Seite anzusehen. Frankreichs Wohl verlange durchaus dieses Opfer, das Josephine, wie er selbst es bringe, nicht verweigern dürfe. Darauf zählte er ihr auf, was er für Josephine, die aus seiner Gemahlin seine Freundin werden solle, anzuordnen beabsichtige, und bat sie, ihn nicht zu verlassen, sondern in Gemeinschaft mit ihrem Bruder Eugen ihn in der Aufgabe zu unterstützen, ihre Mutter zu trösten und zu beruhigen. Von da eilte Hortense zu ihrer Mutter. Noch

war deren Sohn nicht angekommen, noch war der letzte Akt nicht vollendet: in Josephinens Herzen war der letzte Hoffnungsfunken noch nicht erloschen.

Am neunten December endlich traf Eugen in Paris ein. Ahnungslos war er von Mailand abgereist, und seine Gemahlin, die Prinzessin Auguste, hatte sogar die Vermuthung gegen ihn geäußert, daß Napoleon ihn adoptiren und für den Erben seines Thrones erklären werde. Die Bevorzugung, welche ihm jener stets vor seinen anderen Verwandten angedeihen ließ, die erfolgreichen Dienste, welche er im letzten Kriege dem Kaiser geleistet, konnten auch ihn eine Zeitlang auf die schwindelnde Höhe weltbeherrschender Entwürfe und Hoffnungen erheben. Da traf er kurz vor Paris seine Schwester Hortense, welche ihm entgegengeeilt war, um ihm die peinlichste Ueberraschung zu ersparen. Nicht bloß als Sohn, auch als Gatte und Vater war er schwer getroffen. Der Thron von Frankreich focht ihn wenig an: er hatte nie darauf gerechnet und sah darin bei der Feindschaft der Bonaparte ein zweifelhaftes, schwer angefochtenes Besitzthum. Anders war es mit dem Königreich Italien, auf das er durch langjährige Verwaltung ein gewisses Recht zu haben glaubte, das er seinen Kindern als glänzendstes Vermächtniß zu hinterlassen hoffte. Wenn aber Napoleon von seiner neuen Gemahlin einen Sohn bekam, so zerfloß auch dieser Traum von Italien; denn es war sicher anzunehmen, daß der Kaiser seinem Sohne von all den Kronen, die er auf seinem Haupte vereinigte, auch keinen einzigen Edelstein vorenthalten werde, wie er dies auch am 20. März 1811 dadurch bewies, daß er seinem neugeborenen Sohne den Titel „König von Rom" verlieh.

Voll dieser trüben Gedanken begab sich Eugen in das Kabinet des Kaisers, der ihn mit gerührtem Herzen in seine Arme schloß, ihm seine Motive auseinandersetzte und die Entschädigungen, die er der Beauharnais'schen Familie bestimmt hatte, ihm aufzählte. Dann führte er Eugen und Hortense zu ihrer Mutter und hatte mit diesen ihm auch jetzt noch theuren Personen eine lange Unterredung. Anfangs hatte das Gefühl der Verstoßung und Demüthigung die Oberhand. Der Anblick der weinenden, zitternden Mutter ließ den Sohn an keine Nachgiebigkeit denken. „Unsere Mutter kann nach einem solchen Schlage nicht mehr in der Nähe des Hofes verweilen, nicht mehr in Frankreich bleiben," sagte Eugen wiederholt; „sie und wir müssen uns entfernen und in stiller Zurückgezogenheit, alles äußeren Glanzes beraubt, eine uns aufgedrängte Größe und die Hoff-

nungen für die Zukunft zu vergessen suchen". Dagegen beschwor sie Napoleon, weder ihn noch ihre Mutter zu verlassen und durch ihr Bleiben ihm Gelegenheit zu geben, ihnen von ihrer jetzigen Stellung möglichst viel zu retten. Hin und her wurden Reden gewechselt, und aus der Tiefe des Herzens brachen die Gefühle hervor. Alle vier weinten. Die Unterhaltung wurde immer einsilbiger, bis endlich jene heilsame Reaktion eintrat, bei welcher man sich unter völliger Abspannung mit einer fast willenlosen Resignation in sein Schicksal ergibt. Eugen und Hortense hatten Kinder, und welcher Zukunft giengen diese entgegen, wenn sie mit dem Kaiser brachen? So siegte allmählich der Verstand über das Gefühl, und Napoleon gelang es endlich, Josephine und ihre Kinder zu vermögen, in seine Plane einzugehen. Auch hier zeigte er sich als unwiderstehlicher Herrscher: keine der drei Personen, so tödtlich sie auch getroffen waren, wagte es, ihr Geschick von dem seinigen zu trennen. Doch ließen diese Kämpfe und Aufregungen auf einige Wochen tiefe Spuren auf seinem Gesicht zurück; nur die günstigen Verhandlungen des Februars konnten ihm wieder seine alte Sicherheit, seinen fatalistischen Gleichmuth zurückgeben.

Der Abend des 15. Decembers war zu dem feierlichen Akt der Auflösung der Civilehe bestimmt. In den Tuilerien versammelte sich in dem Kabinet des Kaisers seine Familie. Die Kaiserin Mutter, der König und die Königin von Holland, der König und die Königin von Neapel, der König und die Königin von Westfalen, die Fürstin Borghese, seine Schwester, und Prinz Eugen waren anwesend. Der Reichserzkanzler Fürst Cambacérès und der Staatsrath Graf Regnault de St. Jean d'Angely, welche mit der Führung des Civilstandsregisters der kaiserlichen Familie beauftragt waren, hatten sich gleichfalls eingefunden. Die weinende Josephine bei der Hand haltend, trat Napoleon in das Zimmer und las stehend folgende Rede:

„Mein Cousin, Fürst Erzkanzler! Ich habe Ihnen unter dem heutigen Datum ein Schreiben übersandt, um Sie in meinem Kabinet erscheinen zu lassen, damit ich Ihnen den Entschluß mittheile, welchen ich und die Kaiserin, meine vielgeliebte Gemahlin, gefaßt haben. Es ist mir sehr lieb, daß die Könige, Königinnen und Prinzessinnen, meine Brüder und Schwestern, Schwäger und Schwägerinnen, meine Stieftochter und mein Stiefsohn, sowie auch meine Mutter dem beiwohnen konnten, was ich Ihnen bekannt zu machen habe. Die Politik meiner Monarchie, das

Interesse und das Bedürfniß meiner Völker, welche beständig meine Handlungen geleitet haben, verlangen, daß ich nach meinem Tode Kindern, als den Erben meiner Liebe zu meinen Völkern, diesen Thron hinterlasse, auf welchen die Vorsehung mich gesetzt hat. Indeß habe ich bereits seit mehreren Jahren die Hoffnung verloren, Kinder aus meiner Ehe mit meiner vielgeliebten Gemahlin, der Kaiserin Josephine, zu erhalten. Dieser Umstand ist es, welcher mich veranlaßt, die süßesten Neigungen meines Herzens zu opfern, nur das Wohl des Staates zu hören und die Auflösung unserer Ehe zu beschließen.

Zu dem Alter von vierzig Jahren gelangt, darf ich die Hoffnung hegen, lange genug zu leben, um die Kinder, welche mir zu schenken der Vorsehung gefallen wird, in meinem Geiste und in meinem Sinn zu erziehen. Gott ist Zeuge, wie schwer ein solcher Entschluß meinem Herzen geworden ist; allein es gibt kein Opfer, welches meinem Muthe zu groß wäre, wenn ich die Ueberzeugung erhalte, daß es für das Wohl Frankreichs nützlich ist.

Es ist mir Bedürfniß, hinzuzufügen, daß ich, weit entfernt, jemals Grund zur Klage gehabt zu haben, im Gegentheil mich nur lobend hinsichtlich der Treue und Zärtlichkeit meiner vielgeliebten Gemahlin aussprechen kann. Sie hat fünfzehn Jahre meines Lebens verschönert; das Andenken daran wird meinem Herzen stets eingeprägt bleiben. Sie ist von meiner Hand gekrönt worden; ich will, daß sie den Rang und Titel einer Kaiserin behalte, insbesondere aber, daß sie nie an meiner Gesinnung zweifle, und daß sie mich stets für ihren besten und liebsten Freund halte."

Hierauf schickte sich Josephine an, ihre Erwiderung, die auf ein Blatt Papier, das sie in der Hand hielt, geschrieben war, zu lesen, mußte aber, da heftiges Schluchzen ihre Stimme erstickte, das Blatt Herrn Regnault übergeben, der nun folgende Worte las:

„Mit der Erlaubniß meines erlauchten und theuren Gemahls muß ich erklären, daß ich, da ich keine Hoffnung mehr habe, Kinder zu erhalten, welche den Bedürfnissen seiner Politik und dem Interesse Frankreichs genügen könnten, mich entschließe, ihm den größten Beweis von Zuneigung und Hingebung zu liefern, welcher je auf Erden gegeben worden. Ich habe alles von seiner Güte; seine Hand ist es, die mich gekrönt hat, und von der Höhe dieses Thrones habe ich nur Zeugnisse von der Zuneigung und Liebe des französischen Volkes erhalten.

Ich glaube, alle diese Gesinnungen dankbar anzuerkennen, indem ich

in die Auflösung einer Ehe willige, die fortan ein Hinderniß für das Wohl Frankreichs ist, die dasselbe des Glückes beraubt, dereinst durch die Nachkommen eines großen Mannes regiert zu werden, welchen die Vorsehung so sichtlich erweckt hat, um die Uebel einer furchtbaren Revolution zu verwischen und den Altar, den Thron und die gesellschaftliche Ordnung wiederherzustellen. Aber die Auflösung meiner Ehe wird nichts in den Gefühlen meines Herzens verändern: der Kaiser wird stets seine beste Freundin in mir haben. Ich weiß, wie sehr dieser Akt, durch die Politik und durch so große Interessen geboten, seinem Herzen schmerzlich gewesen ist: aber wir rechnen uns beide das Opfer zum Ruhm an, welches wir dem Wohle des Vaterlandes bringen."

Nach diesen Worten nahm der Erzkanzler diese beiden Erklärungen zu Protokoll. Napoleon umarmte Josephine und führte sie nach ihren Gemächern, wo er sie fast ohnmächtig in den Armen ihrer beiden Kinder zurückließ. Sofort begab er sich in den Geheimen Rath, um dort das Statut, das dem Senat vorgelegt werden sollte, entwerfen zu lassen. Am 16. December war Senatssitzung, und durch einen Ausspruch dieses Staatskörpers wurde der Beschluß des Familienraths bestätigt. Die Ehe zwischen Napoleon und Josephine wurde für aufgelöst erklärt. Aber Josephine behielt den Titel und Rang einer Kaiserin, bekam einen Jahrgehalt von 2 Millionen Franks aus dem Staatsschatz und von einer dritten Million aus der Civilliste. Auch wurden ihr ein Palast in Paris, die Schlösser Malmaison und Navarra und viele werthvolle Gegenstände zugesichert. Der Moniteur vom 17. December machte sämtliche Aktenstücke bekannt nnd enthüllte dem Publikum ein Geheimniß, das schon längst keines mehr war. Man bedauerte die unglückliche Josephine, hatte aber, wie dies so geht, bald andere Sachen zu denken. Rußland oder Oestreich? Das war nun die Frage des Tages.

Eines fehlte noch, über das Napoleon, der sich nicht gerne von anderen abhängig machte, am liebsten mit Stillschweigen hinweggegangen wäre. Er hatte sich ja vor seiner Krönung vom Kardinal Fesch auch kirchlich trauen lassen. Unmöglich konnte er sich mit einer katholischen Prinzessin vermählen, bevor auch dieses Band aufgelöst war. Aber die Sache schien Schwierigkeiten zu haben. Denn die Ehe eines katholischen Souveräns konnte nach dem Herkommen nur durch einen förmlichen Ausspruch des Papstes geschieden werden. Und konnte man damals hoffen,

einen solchen Ausspruch von Pius VII. zu erlangen? Hatte nicht Napoleon, nachdem er dem Kirchenstaat ein Stück um das andere entrissen hatte, am 17. Mai 1809 von Schönbrunn aus ein Dekret erlassen, wodurch der Rest desselben mit dem Königreich Italien, das heißt, mit dem französischen Kaiserreich vereinigt wurde? Hatte nicht der Kommandant der französischen Gensdarmerie in Rom, Oberst Radet, die Bannbulle, welche Pius gegen Napoleon schleuderte, damit beantwortet, daß er in der Nacht des 6. Juli mit bewaffneter Macht in den Quirinal eindrang und dem Papst die Alternative stellte, entweder seiner weltlichen Herrschaft zu entsagen oder als kaiserlicher Gefangener fortgeführt zu werden? Wurde Pius nicht, als er jenem sein welthistorisches Non possumus (es ist für uns unmöglich) entgegenrief, noch in der nämlichen Nacht in einem Wagen fortgeführt, nach Grenoble und von da zurück nach Savona gebracht, wo er seit dem in Haft gehalten wurde? Napoleon, der nichts über sich anerkennen wollte, wünschte auch den Papst zu seinem Werkzeuge zu machen und hatte ihm daher schon mehreremal den Vorschlag gemacht, seinen Sitz nach Paris zu verlegen und dort mit einem Jahrgehalt von 2 Millionen Franks im erzbischöflichen Palast zu wohnen. Er hätte dann die beste Gelegenheit gehabt, sich in die kirchlichen Angelegenheiten der ganz oder zum Theil katholischen Länder zu mischen und aus der kirchlichen Intervention, bei welcher der von ihm abhängige Papst vorgeschoben worden wäre, eine unerschöpfliche Quelle von Streitigkeiten zu machen und diese zu seinem politischen Vortheil auszubeuten. Aber Pius lehnte alle Vorschläge ab.

Man hatte Napoleon aufgefordert, das Beispiel des englischen Königs Heinrich des achten nachzuahmen, sich vom Papste ganz loszusagen und der gallikanischen Kirche eine protestantische Spitze zu geben. Aber so sehr es in seinen Wünschen und seinem Interesse lag, sich auch in geistlichen Dingen zum obersten Schiedsrichter zu machen, die Macht und den Reichthum der Kurie mit seiner Krone zu vereinigen, so wagte er es doch nicht. Denn er erkannte, daß die Franzosen zwar nicht bigott, aber doch in all ihren Anschauungen und Gewohnheiten gut katholisch gesinnt seien.

Von dem Papste war nach diesen Vorgängen keine Gefälligkeit bei Auflösung der Ehe zu erwarten. Man mußte auf etwas anderes denken. Hiefür war niemand tauglicher, als der in allen Sätteln gerechte Erzkanzler Cambacérès. Die kirchliche Trauung war ja vom Kardinal Fesch

absichtlich mit solchen Unregelmäßigkeiten vollzogen worden, daß es gar keiner förmlichen Scheidung bedurfte, daß man vielmehr nur auf diese Formfehler hinweisen durfte, um die Ehe einfach zu annulliren. Cambacérès versammelte daher eine Kommission von sieben Bischöfen, legte ihnen den Fall vor, und auf ihr Gutachten hin wurde, weil den kanonischen Bestimmungen entgegen der Parochialgeistliche bei jener Trauung nicht anwesend gewesen war, die Ehe von dem geistlichen Gericht der Diöcese in erster und zweiter Instanz für ungiltig erklärt.

Napoleon war nun wieder frei, war wieder eine Art Garçon geworden, und die Pariser hielten ihn für eine gute Partie. Er selbst glaubte, er dürfe nur zugreifen. In St. Petersburg, das bekanntlich unter ziemlich nördlicheren Breitegraden liegt, hatte man eine kühlere Anschauung. Der Antrag, welchen dort Caulaincourt wegen einer Vermählung mit der Großfürstin Anna machen sollte, kam überhaupt zu sehr ungelegener Zeit. Alexander war mit der neueren Napoleonischen Politik sehr unzufrieden, und die Erfurter Freundschaft schien schon jetzt aus den Fugen gehen zu wollen. Zwar hatte er schon schöne Früchte derselben eingeheimst. Er hatte während der Regierungswirren in Schweden diesem Staate die Sorge um Finnland abgenommen und das kräftige Volk der Finnen in die bunte Mosaik der russischen Völkerfamilie eingefügt. Die Erwerbung der Moldau und Walachei stand gleichfalls in sicherer Aussicht. Wenn aber Napoleon in dem eben abgeschlossenen Wiener Frieden durch die Beraubung Galiziens das Großherzogthum Warschau um fast zwei Millionen Menschen vergrößerte, so war dies der russischen Politik schnurstracks entgegen. Denn nichts fürchtete diese mehr als eine Auferstehung Polens, als einen neuen selbstständigen Staat an seiner westlichen Grenze, der durch Instinkt und Tradition ein Todfeind Rußlands und wie ein alles zerklüftender Keil in dessen riesige Glieder eingezwängt war, groß genug, um den russischen Koloß fortwährend zu beunruhigen, aber auch klein genug, um nie aufzuhören, ein französischer Vorposten zu sein. Am russischen Hof war alles Feuer und Flamme. Das Geringste, was man hier verlangte, war ein förmlicher Vertrag, worin Napoleon versprechen sollte, daß das Königreich Polen nie wieder hergestellt, daß die polnischen Ritterorden abgeschafft, daß die Namen „Polen,“ „Pole,“ und „polnisch“ in der Staatssprache gar nimmer angewandt, und daß das Großherzogthum Warschau nicht mehr durch andere Theile des ehemaligen Polens

vergrößert werden sollte. Caulaincourt war bereit zu unterzeichnen, behielt aber seinem Herrn die Ratification vor.

Mitten in dieses polnische Gestöber fiel die französische Brautwerbung. Alexander war persönlich der Sache nicht geneigt, noch weniger seine Mutter und seine Geschwister. Andererseits war er ein zu biegsamer, diplomatischer Charakter, als daß er nicht unter Umständen seine persönlichen Neigungen verleugnet hätte. Wenn Napoleon den polnischen Vertrag unterschrieb, so bekam er Anna, sonst nicht. Doch war er weit entfernt, dies Caulaincourt direkt mitzutheilen; vielmehr sollte Napoleon selbst darauf kommen, daß „eine Ehre die andere werth sei." Bis dies erreicht sei, beabsichtigte er, seine entscheidende Antwort von Woche zu Woche hinauszuschieben und sich hinter dem Widerwillen seiner Mutter, den man nur nach und nach und durch die sanftesten Worte überwinden könne, zu verschanzen. Aber mit einer solchen Verschleppung kam er bei Napoleon schlecht an. Denn dieser, welcher sich für eine Art Allmacht hielt, die nur „gebeut, so stehet es da", konnte sich in seiner Ungeduld kaum bemeistern. Die neue Kaiserin sollte längstens im März in Paris sein. Und doch ließ sich Napoleon einige Zeit hinhalten. Er sah zu deutlich, daß, wenn sich diese Vermählungs-Unterhandlungen zerschlügen, der Bruch mit Rußland herbeigeführt, und daß ein Krieg mit diesem Staate eine weit schwierigere Aufgabe sei als mit Oestreich. Die Sachen lagen also so: entweder Heirat mit Rußland, in Folge dessen enge Allianz mit diesem Staate, gemeinschaftliche Beherrschung des übrigen Europa und Kampf gegen England; oder Zurücknahme der Werbung, Auflösung der Allianz, Verbindung Rußlands mit allen Feinden Napoleons, russischer Feldzug von 1812. An diese fünfzehnjährige Anna knüpfte sich die Dauer oder der Sturz der Napoleonischen Dynastie. Dabei darf freilich nicht außer Acht gelassen werden, daß Familienverbindungen nicht maßgebend in der Politik sind, und daß Napoleon auch als Schwager eine sehr unberechenbare Größe war. Ob er als solcher nach Rußland marschirt wäre, was denn doch am meisten zu seiner Ueberwindung beitrug, ist eine kaum zu beantwortende Frage.

So oft Caulaincourt bei Alexander anklopfte, erhielt er die schönsten Worte, die günstigsten Aussichten, nur keine Entscheidung; immer gab es wieder Anstände und weitere Termine. Und doch schickte Napoleon seinem Gesandten einen Kurier um den andern und trieb und trieb, als ob es

sich um die Eroberung einer Batterie handelte. Er sollte aber merken, daß russische Prinzessinnen schwerer zu erobern sind. Am 21. Januar legte er die Frage einem geheimen Rathe vor, in welchem jedes Mitglied offen sich aussprechen sollte, ob es eine russische, östreichische oder sächsische Heirat für das den Interessen Frankreichs zweckmäßigste halte. Prinz Eugen, der eben noch als zürnender Sohn mit seiner Mutter in die Verbannung gehen wollte, saß auch in diesem Rath und half seinem ehemaligen Stiefvater eine neue Gemahlin auslesen. Da ihm Italien und Baiern zunächst am Herzen lagen, so wollte er mit Oestreich in Frieden auskommen und stimmte daher für eine Erzherzogin. Selbst Josephine, nach ihrem Sturz nur auf das Interesse ihrer Kinder bedacht, soll bei Frau von Metternich, die sich noch in Paris aufhielt, zu Gunsten einer Oestreicherin als ihrer Nachfolgerin intriguirt haben. Murat sprach sich mit theatralischer Lebhaftigkeit gegen eine solche Wahl aus und erinnerte mit revolutionärem Gespensterglauben an Marie Antoinette.

Napoleon ließ jedes Mitglied des Raths seine Meinung aussprechen, dankte ihnen für ihre trefflichen Rathschläge und entließ sie, ohne auch nur mit einer Miene seine Herzensneigung zu verrathen. Alles sah mit Spannung der Ankunft des nächsten Kuriers aus Rußland entgegen. Erst am 6. Februar kam er, und seine Depeschen wiederholten das alte Lied, daß Alexander alle Hindernisse so ziemlich weggeräumt habe, aber doch noch einige Zeit brauche, bevor er seine definitive Antwort geben könne. Dies war mehr, als Napoleon ertragen konnte. Ein volles Vierteljahr dauerten nun die Verhandlungen, und noch war man keinen Schritt weiter gekommen. Glaubte denn, hörte man Napoleon fragen, dieser Alexander, der vor drei Jahren bei Friedland niedergeworfen war, daß der gewaltige Imperator vor den Augen Europa's sich von ihm wie ein schmachtender Prinz behandeln lasse? Und war denn nicht, wenn man mit ruhigem Verstand die Sache überlegte, diese 15jährige, kränkliche Großfürstin Anna für Napoleon die am wenigsten vortheilhafte Partie? Auch die Konfessionsverschiedenheit wurde nun nachträglich in die Wagschale geworfen und behauptet, daß die Eigenliebe des französischen Volkes in hohem Grade sich beleidigt fühlen würde, wenn seine Kaiserin ihren besonderen Gottesdienst hätte und dadurch dem Souverän und dem Staate eine öffentliche Opposition machte.

Und um einen solchen Preis sollte er diesen polnischen Vertrag eingehen? Er sprang mit funkelnden Augen von seinem Sitze auf, gieng mit

großen, hastigen Schritten auf und ab, warf mit vernichtenden Worten um sich und befahl Herrn von Champagny, eine Depesche nach St. Petersburg zu schreiben, worin die Zögerung des dortigen Hofes als eine Weigerung bezeichnet war und die Unterhandlungen vollständig abgebrochen wurden. Dagegen stiegen die östreichischen Papiere rasch zu einer seltenen Höhe. Noch am nämlichen Abend ließ er den Gesandten Fürsten von Schwarzenberg unter der Hand fragen, ob er bereit sei, einen Ehevertrag zu unterzeichnen. Denn mit diesem hatte man, um für alle Fälle gesichert zu sein, durch Unterhändler im geheimen bereits die Sache eingeleitet, und auf Anfrage des Gesandten hatte der Wiener Hof denselben ermächtigt, alles aufzubieten, soweit die Ehre des Kaiser Franz es zulasse, daß die Wahl Napoleons auf eine Erzherzogin falle, und jeden Ehevertrag zu genehmigen. Schon am folgenden Tag, am 7. Februar, erschien Fürst Schwarzenberg in den Tuilerien und unterschrieb den Ehevertrag zwischen Napoleon und Marie Luise, der Tochter des Kaisers Franz, wobei die bei der Vermählung Marie Antoinette's festgesetzten Bedingungen zum Muster genommen wurden.

Am 14. Februar kam der von Schwarzenberg abgeschickte Brautkurier in Wien an. Die von dem Grafen Stadion geleitete Kriegspartei war dort durch den unglücklichen Ausgang des Feldzugs verdrängt und der geschmeidige Metternich, die Friedensstimme, der Mann der kleinen Geschäfte, hatte die Zügel übernommen. Es sah freilich seltsam aus, daß man sich bräutlich umarmte, nachdem man sich ein Halbjahr vorher die stärksten Vorwürfe gegenseitig entgegengeschleudert und schließlich so blutige Kämpfe veranstaltet hatte. Aber solch rasche Uebergänge in der Temperatur sind ja nicht so selten in diesen höheren Regionen. Kaiser Franz und Metternich sahen in dieser Heirat eine Bürgschaft des Friedens, eine Garantie für die glückliche Fortdauer des Hauses Habsburg und wollten, nachdem in einem achtzehnjährigen Kampfe Oestreich von Feldzug zu Feldzug immer mehr geschwächt worden war, nun auch einmal probiren, ob nicht eine Allianz mit Napoleon der Dynastie mehr zu Statten komme. Der Kaiser gab seine Einwilligung, seine Tochter gieng mit Freudigkeit ihrem dunklen Lose entgegen, fast der ganze Hof war für die Sache begeistert. In Paris war alles voll Jubel über die Aufnahme, welche der Antrag in dem alten Cäsaren-Palast gefunden hatte. Schon am 5. März hielt Napoleons Freund, Berthier, Fürst von Neuchâtel, als kaiserlicher Brautwerber sei-

nen feierlichen Einzug in Wien, am 11. März fand die Vermählung in der Hofburg statt, wobei der Held von Aspern, Erzherzog Karl, die Stelle des Bräutigams, auf dessen ausdrücklichen Wunsch, vertrat, und am 13. März, wenige Tage nachdem das treue Tiroler-Herz Andreas Hofers auf den Wällen von Mantua durch französische Kugeln durchbohrt war, verließ die Prinzessin Wien unter dem durch die Erinnerung an Marie Antoinette sehr gedämpften Jubel der Bevölkerung. In Braunau, wo der Buchhändler Palm wenige Jahre vorher verblutete, nahm die Schwester Napoleons, die Königin von Neapel, die Prinzessin in Empfang und geleitete sie bis Compiegne, wo am 23. März Napoleon sie überraschte und die achtzehnjährige Braut in seine Arme drückte. Am 1. April fand in St. Cloud in Gegenwart des ganzen Hofes die Civilvermählung durch den Erzkanzler Cambacérès statt, und am 2. April hielt Napoleon mit Marie Luise seinen prunkvollen Einzug in Paris und empfieng in der von Gold und Licht strahlenden Tuilerien-Kapelle die kirchliche Einsegnung. Festlichkeiten folgten auf Festlichkeiten, alles überließ sich den glänzendsten Hoffnungen, und nur der schreckliche Unfall in dem Festsaal des östreichischen Gesandtschaftshotels, wo unter den Augen des kaiserlichen Paares der Saal in Brand gerieth und die Schwägerin des Gesandten ein Opfer der Flammen wurde, klang wie ein Warnungsruf in diese allgemeine Vergötterung hinein.

Nur eine Person, die sonst die Zierde aller Festlichkeiten gewesen war, konnte und durfte sich nicht mehr an ihnen betheiligen. Ihre öffentliche Laufbahn war vom 15. December an abgeschlossen. Josephine konnte nicht mehr bei Hofe erscheinen. Auch der Kaiser fühlte, was ein solcher Bruch zu bedeuten habe. Als er an jenem Tage in sein Kabinet zurückkam, sank er in seinen Lehnstuhl und blieb längere Zeit gedankenvoll und regungslos sitzen. Dann gieng er die kleine Wendeltreppe hinab in das Zimmer der Kaiserin, welche allein in ihrer Traurigkeit da saß. Schluchzend warf sie sich in seine Arme und überließ sich fast besinnungslos ihrem Schmerze. Als sie wieder ruhiger wurde, befahl Napoleon seinem Sekretär Meneval, der ihn begleitet hatte, bei der Kaiserin zu bleiben, so lange es nöthig sei, gieng rasch zur Thüre hinaus, stieg in den bereit stehenden Wagen und fuhr nach Trianon. Bald kamen ihre Hofdamen, legten sie auf ein Kanape und suchten sie zu beruhigen. Meneval trug sie, bei seinem Abgange nach Trianon, auf, dem Kaiser zu sagen, daß er sie nicht vergessen möchte; ihre Liebe zu ihm werde nur mit ihrem Leben en-

digen. Der Kaiser schickte ihr noch am nämlichen Abend einen Brief und besuchte sie in Malmaison, wohin sie am folgenden Tage sich zurückgezogen hatte. Acht Tage brachte er wie ein trauernder Witwer mit Nichtsthun in Trianon zu und kehrte dann in die Tuilerien zurück, die er sehr einsam fand. Da das Schloß Malmaison gegen die Winterkälte nicht hinreichend geschützt war, so erlaubte er Josephine, die nächsten Monate im Elysée zu Paris zuzubringen. Vor der Ankunft der neuen Kaiserin reiste sie nach dem Schloß Navarra ab, verlebte aber den Rest ihres Lebens größtentheils zu Malmaison, wo sie einen kleinen Hof hielt. Wer sich Napoleon gefällig erzeigen wollte, mußte sagen können, daß er dort zuweilen einen Besuch mache. Bei der Geburt des Königs von Rom konnte sie den Wunsch nicht verbergen, dieses Schmerzenskind zu sehen. Ohne Wissen der Kaiserin Marie Luise, welche den Hof zu Malmaison mit eifersüchtigen Augen beobachtete, ließ Napoleon durch die Frau von Montesquiou das Kind nach Bagatelle, einem Lustschlößchen in dem Boulogner Wäldchen, bringen. Dort nahm Josephine es in ihre Arme und küßte es unter bitteren Thränen.

War sie auch nicht mehr die Gemahlin des Kaisers, so blieb sie doch seine Freundin, wohl in einem höheren Sinn als selbst Marie Luise. Sie erhielt von ihm viele Briefe, worin er sie tröstet, ihr Muth einflößt und ihr seine Rathschläge ertheilt. „Du kannst an meiner Treue und zärtlichen Liebe nicht zweifeln und kennst meine Gefühle gegen Dich sehr schlecht, wenn Du glaubst, ich könne glücklich sein, wenn Du es nicht bist". Auch mit ihrer Einrichtung und ihren nie geordneten Finanzen machte er sich zu schaffen. „Ich habe 100,000 Franks für die außerordentlichen Ausgaben von Malmaison auf das Jahr 1810 angewiesen. Du kannst daher pflanzen, so viel Du willst, und diese Summe nach Belieben verwenden. Deinen Wechsel für Edelsteine habe ich bezahlen lassen; sie werden von der Intendanz geschätzt; denn ich dulde die Betrügereien der Bijoutiers nicht. Sieh! dies kostet mich wieder 400000 Franks. In dem Armoir von Malmaison wirst Du 5—600000 Franks finden; Du kannst sie nehmen und Dein Silberzeug und Weißzeug damit besorgen. Auch habe ich befohlen, daß man Dir ein sehr schönes Porcellanservice anschaffe; man wird Deine Befehle einholen, damit es sehr schön werde." Sehr unangenehm ist es ihm aber zu hören, daß sie mit ihrem Jahrgehalt nicht ausreiche: „Gib nicht mehr als 1,500000 Franks aus und lege

alle Jahre ebensoviel zurück. Dies macht in zehn Jahren einen Reservefonds von 15 Millionen für Deine Enkel. Es ist angenehm, ihnen etwas zu geben und nützlich sein zu können. Statt dessen sagt man mir, Du habest Schulden, und das wäre thöricht. Beschäftige Dich mit Deinen Angelegenheiten und schenke nicht jedem, der nehmen will. Wenn Du mir gefallen willst, so laß mich vernehmen, daß Du einen großen Schatz habest. Bedenke selbst, welch schlechte Meinung ich von Dir haben muß, wenn ich erfahre, Du habest bei einem Einkommen von 3 Millionen Franks noch Schulden." Dieser Brief scheint auf die empfindliche Josephine nicht den besten Eindruck gemacht zu haben, daher wenige Tage darauf ein neuer kam: „Mache Dir deßhalb keine Sorgen und zweifle nicht an meiner Freundschaft gegen Dich. Laß mich wissen, daß Du Dich wohl befindest. Man sagt, daß Du dick werdest wie eine gute normännische Bäurin."

Ihr Aufenthalt in Malmaison wurde durch eine Reise in die Schweiz und durch einen Besuch bei ihrer Schwiegertochter in Mailand nur kurz unterbrochen. So kam das Jahr 1814 heran, und sie mußte die Absetzung Napoleon's vernehmen. „Warum habe ich in diese Trennung gewilligt?" rief sie aus. „Napoleon ist unglücklich, und ich kann es nicht mit ihm sein. Man klagt ihn fälschlich an. Wer kann besser als ich das Gegentheil von dem wissen, was man ihm zum Vorwurf macht?"

Bei dem Vorrücken der verbündeten Truppen flüchtete sie sich nach dem entfernteren Navarra, kehrte aber bald wieder nach Malmaison zurück, als sie hörte, daß der Kaiser von Rußland und der König von Preußen sie unter ihren besonderen Schutz gestellt hätten. Auch die Bourbons, auf deren Rückkehr sie ja früher hingearbeitet hatte, zeigten sich ihr günstig, und sie veranlaßte ihren Sohn, sich dem König Louis dem achtzehnten vorzustellen, konnte es aber nicht über sich gewinnen, mit ihrer Tochter selbst an dem neuen Hofe zu erscheinen. Napoleon nahm ihr schon diese wenigen Beziehungen sehr übel und machte Hortense nach seiner Rückkehr von Elba heftige Vorwürfe. Kaiser Alexander besuchte sie wiederholt und war von ihrer Anmuth gefesselt. Aber die immerwährende Aufregung und Unruhe um den Verbannten untergruben ihre Gesundheit. Sie bekam ein katarrhalisches Leiden, das bald zur lebensgefährlichen Halsentzündung ausartete. Schon krank erhielt sie den Besuch des Königs von Preußen, erhob sich von ihrem Lager, mußte aber vor Schwäche gleich wieder dahin zurückkehren. Kaiser Alexander schickte seinen Leibarzt,

die ersten Aerzte von Paris eilten herbei. Ihre Kunst war vergebens aufgewandt. Von ihren beiden Kindern umgeben, beschäftigte sie sich viel mit dem Manne, der auch nach seiner Trennung von ihr ihre ganze Seele füllte, und der jetzt einsehen mochte, daß auch eine Verschwägerung mit den alten Dynastieen gegen den festen Willen Europa's nichts vermöge, und daß man für den Thron einen Erben haben könne, ohne mehr für den Erben einen Thron zu haben. All die glänzenden Berechnungen bei seiner Scheidung und Wiedervermählung hatten sich nun als falsch erwiesen, und er mußte es im folgenden Jahre erleben, daß seine Gemahlin Marie Luise ihm von Wien aus sagen ließ, sie schmeichle sich, daß er in eine freundschaftliche Trennung willige und ihr nicht böse darüber sein werde. Josephine war gerächt.

Es war ihr auf dem Sterbebett eine Genugthuung, sagen zu können: „Ich habe das Glück Frankreichs gewollt; ich habe alles gethan, um es zu bewirken, und ich kann mit Wahrheit sagen, nie hat die erste Gemahlin Napoleon Bonapartes Thränen fließen lassen." Ihre Tochter mußte sein Bild von der Wand nehmen und es auf ihr Bett bringen. Noch im Todeskampfe war er ihr einziger Gedanke. „Elba! Napoleon!" waren ihre letzten Worte. Am 29. Mai 1814 starb sie in den Armen ihrer Kinder und umgeben von treuen Freunden. Wenige Minuten nach ihrem Hinscheiden kam Alexander in Malmaison an und konnte beim Anblick ihrer sterblichen Hülle seine Rührung nicht zurückhalten. „Sie ist nicht mehr," sagte er, „diese Frau, welche Frankreich die Wohlthätige nannte; sie ist nicht mehr, dieser Engel der Güte; aber diejenigen, welche sie gekannt haben, werden nie vergessen, daß Josephine gelebt hat." Am 2. Juni wurde ihr Leichnam unter dem Zudrang einer ungeheuren Menschenmenge in der Pfarrkirche des benachbarten Dorfes Ruel beigesetzt. Ein glänzendes Gefolge von französischen und auswärtigen Berühmtheiten, unter denen sich Alexander durch General Sacken, der König von Preußen durch den Prinzen von Mecklenburg vertreten ließ, begleitete den Sarg. Ein einfacher Stein bedeckt die Stelle, wo die schöne Kreolin ruht. Am 20. Oktober 1837 wurde an ihrer Seite ein zweiter Sarg eingesenkt, und in ihm lag die sterbliche Hülle der Königin Hortense, der Mutter des Kaisers Napoleon des dritten.

Königin Luise.

Königin Luise.

Bis Weimar hatte die Königin ihren Gemahl begleitet. Am 13. Oktober 1806 wollte sie ihm Nachmittags nach Auerstädt folgen. Sie war schon unterwegs. Da hieß es, die Franzosen ständen schon auf den Höhen hinter Kösen, die Straße sei nicht mehr sicher. Der Wagen mußte umwenden, und die Königin fuhr nach Weimar zurück. Dort traf sie den General von Rüchel. Dieser drang in sie, den Gefahren, welche die Nähe des Feindes für sie habe, sich nicht unnöthigerweise länger auszusetzen und die Rückreise nach Berlin anzutreten. Dieselbe war, wenn man vor feindlichen Streifscharen sicher sein wollte, nur auf einem großen Umwege möglich. Rüchel nahm die Karte zur Hand und entwarf die Reiseroute und die Quartiere. Die Reise sollte über Mühlhausen, Braunschweig, Magdeburg, Brandenburg gehen. Man brauchte vier Tage Zeit dazu.

Am Morgen des 14. Oktobers fuhr der Wagen von Weimar ab. Als Reisegefährtin befand sich bei der Königin die Gräfin Lisinka Tauentzien. Eine Abtheilung Kürassiere bildete einige Meilen weit die Bedeckung. Dichter Nebel lag auf der Landschaft und stimmte die Reisenden zu traurigen Gedanken. Aus der Ferne hörte man Kanonendonner. Es waren die Kanonen der Schlacht von Jena und Auerstädt. Die Königin zitterte für ihren Gemahl, für den Vater ihrer Kinder. Wußte sie doch, daß er in der Schlacht vor keiner Gefahr zurückscheute, daß er auf dem Felde der Ehre einer der vordersten war! Er war ein Hohenzoller, ein Enkel des großen Friedrich und des großen Kurfürsten. Damit war ihm sein Weg vorgezeichnet. Königin Luise konnte und wollte sich ihn nicht anders denken; aber den Gemahl, mit welchem die innigsten Gefühle der Liebe und Achtung sie verbanden, in Gefahren zu

wissen und diese nicht mit ihm theilen zu können, das war es, was die edle Frau so tief bewegte. Die Schlacht wüthete am 14. fort, und der Wagen rollte weiter.

Die Königin litt, wie sie selbst sagte, „unsäglich“ auf dieser Fahrt „zwischen den Bergen der Hoffnung und den Abgründen des Zweifels hindurch“. In den Städten, durch welche die Fahrt gieng, hörte sie die widersprechendsten Gerüchte: hier sprach man von einem Siege, dort von einer Niederlage. Am vierten Reisetage, am 17. Oktober, fuhr der Wagen in der Nähe von Brandenburg. Ein reitender Bote jagte hinter ihm her. Der Oberst von Kleist, Adjutant des Königs, hatte denselben abgeschickt. Der Reiter kam an den Wagenschlag und übergab der Königin einen Brief. Rasch öffnete sie ihn, durchflog ihn und war wie vernichtet. Er enthielt nur die wenigen Worte: „der König lebt — die Schlacht ist verloren.“ Schreckliche Bilder der Gegenwart und der Zukunft sah sie vor sich. Sie wußte ja, was es hieß, der Besiegte Napoleon's zu sein, wußte ja, mit welch. grenzenlosem Uebermuth dieser gefühllose Eroberer die Fürstenhäuser und die Völker zu behandeln, welche Friedensbedingungen er zu diktiren pflegte. Der Wagen fuhr rasch über Potsdam nach Berlin. Spät Abends am 17. traf die Königin in Berlin ein. Sie traf ihre Kinder nicht mehr dort an. Denn am Morgen des 17. war der Lieutenant v. Dorville, Adjutant des Feldmarschalls von Möllendorf, welchen der König als Ueberbringer der Unglücksbotschaft vom Schlachtfelde nach Berlin abgesandt hatte, daselbst angekommen, worauf der Gouverneur, Graf von der Schulenburg, die sofortige Abreise der königlichen Kinder nach Schwedt (an der Oder) anordnete. Kaum hatte die Königin das Palais betreten, so ließ sie, von der Ankunft des Lieutenant Dorville unterrichtet, diesen zu sich rufen. „Wo ist der König?“ fragte sie ihn. „Das weiß ich nicht, Majestät,“ erwiderte Dorville. „Aber mein Gott, ist der König denn nicht bei der Armee?“ fragte sie weiter. „Bei der Armee?“ antwortete Dorville, „sie existirt nicht mehr.“

Verwirrung und Verzweiflung herrschten in Berlin. Je größer vorher die Zuversicht des Sieges gewesen war, desto erschütternder wirkte nun die Nachricht von der Niederlage. Der Gouverneur glaubte, die Stimmung der Bevölkerung wie die Stimmung eines Klaviers reguliren zu können, und ließ ein Plakat anschlagen, das eine traurige Berühmt-

heit erlangt hat: „Der König hat eine Bataille verloren; die erste Bürgerpflicht ist Ruhe. Ich fordere hiezu alle Einwohner Berlin's auf. Der König und seine Brüder leben." Damit waren die Berliner nicht einverstanden. Viele jungen Leute meldeten sich zum Freiwilligendienst, eine Freischar sollte gebildet, die Widerstandskräfte verstärkt werden. Aber der Gouverneur wies solche Verstöße gegen die erste Bürgerpflicht voll Unmuth zurück. Am 19. erschien ein Aufruf des Fürsten Hatzfeld, welcher als Stellvertreter seines Schwiegervaters, des Grafen von der Schulenburg, den Abzug des Gouverneurs und der Besatzung ankündigte, das Einmarschiren der Franzosen in nahe Aussicht stellte und die Bevölkerung darauf aufmerksam machte, daß der Ueberwinder nur ruhige, männliche Hingebung ehren werde. „Denn ruhige Fassung ist dermalen unser Los, unsere Aussichten müssen sich nicht über dasjenige entfernen, was in unsren Mauern vorgeht, dies ist unser einziges höheres Interesse, mit welchem wir uns allein beschäftigen müssen." Am fünften Tage nach der Schlacht bei Jena, als es galt, der erschütterten Monarchie durch Aufbietung der äußersten Mittel, durch Aufstachlung des Patriotismus, durch Sammlung und Organisirung neuer Streitkräfte zu Hilfe zu kommen, eine solche Sprache hören zu müssen, war bezeichnend für die Kreise der höheren Militärs und Beamten. Es war das Präludium zu den schmachvollen Kapitulationen.

Nach einer qualvollen Nacht ließ die Königin am 18. früh 6 Uhr den königlichen Leibarzt, Dr. Hufeland, rufen. Derselbe traf sie, wie er schreibt, mit verweinten Augen, aufgelösten Haaren, in voller Verzweiflung. „Alles ist verloren. Ich muß fliehen und zu meinen Kindern eilen, und Sie müssen uns begleiten," sagte sie zu dem Eintretenden. Um 10 Uhr waren die Wagen bereit, und die Königin fuhr nach Schwedt zu ihren Kindern. Der Anblick derselben erneuerte und verstärkte die Schmerzen der verzweifelnden Königin. „Ihr seht mich in Thränen. Ich beweine den Untergang der Armee. Sie hat den Erwartungen des Königs nicht entsprochen." Mit diesen Worten begrüßte sie die der Mutter zärtlich entgegeneilenden Kinder, die gewohnt waren, sie nur heiter und lächelnd, nicht in Thränen zu sehen.

Besonders bedeutungsvoll sind die Worte, welche sie zu ihren beiden ältesten Söhnen, dem damals 11jährigen Friedrich Wilhelm und dem 9jährigen Wilhelm, im Beisein der Erzieher derselben sprach: „Ich sehe

ein Gebäude an einem Tage zerstört, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben. Es gibt keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen Nationalruhm mehr. Ach, meine Söhne, Ihr seid in dem Alter, wo Euer Verstand die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen kann. Ruft künftig, wann Eure Mutter nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtniß zurück! Weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie in diesem Augenblicke dem Umsturze meines Vaterlandes weine! Aber begnügt Euch nicht mit Thränen allein! Handelt, entwickelt Eure Kräfte! Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder! Befreit dann Euer Volk von der Schande, dem Vorwurf und der Erniedrigung, worin es schmachtet! Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern, wie Euer Urgroßvater, der große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte! Lasset Euch, meine Prinzen, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen! Werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherren und Helden! Wenn Euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet Ihr des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich unwürdig sein. Könnt Ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat!" Diese Worte athmen eine antike Größe und erinnern an das klassische Wort jener Spartanerin, welche ihrem in's Feld ziehenden Sohne den Schild mit den Worten übergab: „Entweder mit diesem oder auf diesem!"

Von Schwedt reiste die Königin nach Stettin. Dort ließ sie den Kabinetsrath Lombard, welcher allgemein für einen Verräther gehalten wurde und vor den drohenden Ausbrüchen der Volkswuth aus Berlin geflohen war, verhaften. Der König hob zwar diesen Befehl, zu dessen Ertheilung seine Gemahlin allerdings nicht autorisirt war, wieder auf; doch entband er Lombard seiner amtlichen Funktionen und ließ ihn nie mehr vor sich. Vom Schlachtfeld von Jena hatte sich der König nach Sömmerda begeben und sammelte hier einzelne zersprengte Truppenabtheilungen. Auf die Nachricht, daß der Feind ihn in der rechten Flanke schon umgangen habe, gieng er, von einer Schwadron Dragoner begleitet, nach Magdeburg, erreichte in der Nacht auf den 20. Oktober Berlin, betrat aber die Stadt nicht und kam am Vormittag dieses Tages

in der Festung Küstrin an. Abends 10 Uhr traf auch die Königin dort ein. Nur acht Tage, vom 13. bis 20. Oktober, hatten sie sich nicht mehr gesehen; aber ein Abgrund lag zwischen diesen beiden Terminen. Und doch war damit die Passionszeit noch nicht erschöpft; sie fieng erst recht an; die Hiobsbotschaften mehrten sich von Tag zu Tag, und die unglückliche Königin hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten. Denn sie war zu sehr mit der Dynastie und dem Staate verwachsen, hatte ein zu feines Gefühl für die Ehre und den Ruhm der preußischen Armee, verabscheute zu sehr alles Schlechte, also auch die Gewaltthaten und Brutalitäten des französischen Kaisers, als daß sie nicht beim ersten Sturm, der über ihr Land hereinbrach, in ihren heiligsten Gefühlen und Anschauungen auf's tödtlichste sich hätte verletzt fühlen müssen. Die ihr angeborene Heiterkeit und Lebenslust war gebrochen; sie konnte auf Augenblicke vergessen und in ihrem Familienkreise sich recht glücklich fühlen; aber verschmerzen das Unglück konnte sie nie mehr. Und doch hatte sie so schöne, so sonnige Tage hinter sich, und ihr ganzes Wesen war darauf angelegt, glücklich zu machen und glücklich zu sein.

Königin Luise Auguste Wilhelmine Amalie war am 10. März 1776 in Hannover geboren. Ihr Vater war der Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz, welcher später Herzog und erster Großherzog dieses Landes wurde; damals war er als Schwager des Königs Georg III. von England Generalgouverneur von Hannover; ihre Mutter war die Prinzessin Friederike von Hessen-Darmstadt. Dieselbe starb schon am 22. Mai 1782, worauf der Vater im Jahre 1784 sich mit deren Schwester, der Prinzessin Charlotte, vermählte. Aber schon im December des folgendes Jahres starb auch diese zweite Mutter. Nun gab der Vater seine Stellung in Hannover auf, zog mit seiner zahlreichen Familie nach Darmstadt und übergab die Prinzessinnen der liebevollen und verständigen Großmutter, der Landgräfin Marie von Hessen-Darmstadt, zur Erziehung. Vom Jahre 1786 bis 1793 lebte Luise am Hofe ihrer Großmutter in Darmstadt. Sie wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf; man sah sie wohl beschäftigt, wie sie die seidenen Schuhe mit eigenen Händen nähte oder irgend ein Kleidungsstück sich selbst verfertigte. Dieser lange Aufenthalt in Darmstadt wurde in den späteren Jahren auf angenehme Weise unterbrochen durch kleine Ausflüge oder größere Reisen. Wir finden die Prinzessin auf der Reise nach Straßburg und den Niederlanden, in

Frankfurt bei den Krönungsfesten der Jahre 1790 und 1792, in Hildburghausen bei ihrer an den dortigen Herzog verheirateten Schwester. Sie hatte das Glück, eine sehr gediegene Erzieherin zu haben. Eine französische Schweizerin, Fräulein von Gélieu, wurde von der Großmutter für diesen Posten ausgewählt. Luise erkannte stets dankbar an, daß diese Erzieherin sie angeleitet habe, in den menschlichen Verhältnissen das Walten Gottes zu erblicken und den Armen und Nothleidenden ein theilnehmendes Herz zu zeigen. Die Prinzessin besuchte mit ihrer Erzieherin die Hütten der Armut, half so viel sie konnte, tröstete mit Worten, die von Herzen kamen, und entfaltete schon damals jene liebenswürdige Leutseligkeit, durch welche sie als Königin alle Herzen so sehr bezauberte. Nur eins beklagte Luise später, wann sie von ihrer Erziehung sprach: daß fast der ganze Unterricht ein französischer gewesen, das deutsche Wesen, die damals mächtig aufblühende deutsche Literatur gar zu sehr vernachläßigt worden sei. Dies war ein Mißstand, der nicht bloß an dem Hofe zu Darmstadt, sondern wohl an allen damaligen deutschen Höfen zu rügen war. Die schmachvolle Zeit Ludwigs XIV. warf damals immer noch ihre Schatten über Europa. Welch liebevolles Wohlwollen das preußische Königshaus der einstigen Erzieherin der Königin bewahrte, konnte man am 12. Juli 1814 sehen, wo Friedrich Wilhelm III., vier Jahre nach dem Tode seiner Gemahlin, auf der Heimkehr von Paris, nebst seinem zweitältesten Sohne Wilhelm in das Pfarrhaus zu Colombier bei Neuchâtel eintrat, um mit Fräulein von Gélieu, die dort bei ihrem Bruder wohnte, wehmüthige Erinnerungen an das Theuerste, was er auf Erden sein genannt hat, auszutauschen. Auf die Charakterbildung der Prinzessin übte die Erzieherin einen entschieden günstigen Einfluß. Von Zwang, von Befehl war hier keine Rede; die Erzieherin suchte durch verständige Gründe zu überzeugen oder appellirte an das zarte, rücksichtsvolle Herz der Prinzessin. Auf der Reise nach Straßburg äußerte letztere den Wunsch, die Plateform des Münsters zu besteigen. Der guten Großmama war es zu beschwerlich, die 325 Stufen zu erklimmen, und so übergab sie die theure Enkelin der Obhut der Erzieherin. Die Prinzessin war von der Aussicht auf die Alpen, den Jura, die Vogesen und das Rheinthal so entzückt, daß sie Lust bekam, einen noch tieferen Einblick in die Wunder der Natur zu thun, und auch vollends die weiteren 400 Stufen bis zur Krone des Münsterthurms ersteigen wollte. Fräu-

lein von Gélieu war mit diesem Vorschlag nicht einverstanden, glaubte auch nicht, daß die Landgräfin dieses weitere, höchst ermüdende Aufsteigen billigen würde; doch wollte sie die Sache nicht mit einem einfachen „Nein" abmachen, und so sagte sie in ihrer feinen Weise: „das Steigen ist mir beschwerlich; aber meine Pflicht ist es, Sie nicht allein gehen zu lassen, und so werde ich Ihnen folgen." Sofort verzichtete Luise auf die Erfüllung ihres Wunsches und erwiderte: „Ach nein, Sie haben ja wegen meiner schon bis hieher steigen müssen!"

Das Jahr 1793 wurde entscheidend für den Lebensgang der Prinzessin. Auf der Rückkehr von ihrem Ausflug nach Hildburghausen kam die Landgräfin von Hessen-Darmstadt mit ihren beiden Enkelinnen, Louise und Friederike, nach Frankfurt, um sich und diese dem dort verweilenden König von Preußen vorzustellen. Frankfurt, das wenige Monate vorher von den Preußen erstürmt worden war, war damals das Hauptquartier der Verbündeten. Der König mit seinen beiden Söhnen, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und dem Prinzen Ludwig, befand sich im Hauptquartier, um an der Belagerung der Festung Mainz und an dem weiteren Feldzug dieses Jahres theilzunehmen. Die Landgräfin besuchte den König, fuhr mit ihren Enkelinnen ins Theater und wollte sofort nach Darmstadt weiter reisen. Auf die Einladung des Königs, nach dem Schauspiel bei ihm zu speisen, blieb sie in Frankfurt. Luise und Friederike sahen an diesem Abend die preußischen Prinzen zum erstenmal; Luise war 17, Friederike 15 Jahre alt. Der Eindruck, den diese jugendlichen Gestalten mit ihrem unbefangenen Wesen, ihrer natürlichen Anmuth, ihrer seelenvollen, melodischen Stimme auf die Prinzen machten, war ein überwältigender, und je mehr diese gewahr wurden, daß dieses reizende Aeußere das Abbild der reinsten und edelsten Seelen war, desto nachhaltiger war dieser erste Eindruck. Der Kronprinz fühlte sich zu Luise so hingezogen, daß es ihm war, als würde eine innere Stimme zu ihm sagen: „Die ist es, oder keine sonst auf Erden!" Gerade so gieng es dem Prinzen Ludwig mit Friederike. Der König war mit der Wahl seiner beiden Söhne einverstanden. Vier Wochen darauf wurde die Doppel-Verlobung in Darmstadt gefeiert. Von da begaben sich die Prinzen wieder zur Armee, welche im Herbst dieses Jahres die Treffen bei Pirmasens und bei Kaiserslautern gewann. Im November verließen sie das Hauptquartier, begrüßten unterwegs den Hof in Darmstadt und kamen am 8. December nach Berlin zurück, wo inzwischen

bereits das Palais des Kronprinzen für das junge Fürstenpaar hergerichtet war.

Am 17. December 1793 verließ Luise mit ihrer Schwester Friederike das heimatliche Darmstadt. In Begleitung ihres Vaters und ihrer Großmutter reisten die Prinzessinnen nach Berlin, wo am 24. December die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin Luise, am 26. die des Prinzen Ludwig mit der Prinzessin Friederike gefeiert werden sollte. Am 21. December trafen sie in Potsdam ein, wo die Prinzen ihre fürstlichen Bräute empfiengen. Der feierliche Einzug in Berlin erfolgte am 22. December. Die ganze Stadt nahm daran theil. Gleich das erste Auftreten der Prinzessin Luise eroberte ihr die Herzen der Berliner, wenn es sie auch in Konflikt mit dem Hofceremoniel brachte. An einer Ehrenpforte war eine Schar Kinder aufgestellt. Eines derselben, ein kleines, liebliches Mädchen, näherte sich der Prinzessin, übergab ihr eine Krone von blühenden Myrten und sprach mit viel Anmuth und Ausdruck ein Festgedicht. Dem Drange ihres Herzens folgend neigte sich die aufs freudigste bewegte Prinzessin zu dem Kinde nieder, schloß es in ihre Arme und küßte es. Die Oberhofmeisterin, Gräfin von Voß, welche hinter der Prinzessin stand, eine würdige und feingebildete, aber von dem Studium der Hofetikette ganz erfüllte Dame, sah mit Schrecken das Beginnen der Prinzessin und wollte sie zurückziehen; aber sie kam damit zu spät; das Entsetzliche, daß die künftige Kronprinzessin und Königin von Preußen ein einfaches Bürgerkind küßte, war bereits geschehen. „Mein Gott, was haben Eure königliche Hoheit gethan? Das ist gegen alle Etikette!“ sprach seufzend die Oberhofmeisterin, aus diesem Debüt auf den Beginn eines schweren Amtes schließend. Mit unbefangener Miene wandte sich die Prinzessin um und fragte: „Wie? darf ich das nicht mehr thun?“

Die Vermählungsfeierlichkeiten giengen vor sich und dauerten bis zum Schluß des Jahres. Der Kronprinz und die Kronprinzessin richteten ihren Hausstand ein und verbannten von demselben, soviel sie nur konnten, die Fesseln der Hofetikette. Friedrich Wilhelm, welcher eine übertrieben und ungeschickt strenge Erziehung genossen hatte und in Folge dessen schon in der Jugend wortkarg und verschüchtert wurde, dabei aber äußerst wohlwollend und, wo er Sympathie fand, heiter und mittheilsam war, fühlte sich äußerst glücklich, dem Geräusch des Hoflebens entfliehen und sich in sein stilles, behagliches Heim zurückziehen zu können, wo er sich vor nie-



mand einen Zwang anzuthun brauchte. Das eheliche Leben des kronprinzlichen Paares war ein Muster eines kerndeutschen Familienlebens. Die von Frankreich herübergekommene Unsitte, daß vornehme Ehegatten sich mit „Sie“ anredeten, fand in diesen Räumen keine Geltung; das trauliche „Du“ war vom ersten Tage an eingeführt; bei Ausfahrten, bei ländlichen Festen bemerkte man kein Gepränge, nichts Ceremoniöses, nur lautere Herzlichkeit und Heiterkeit. „Bin von allen Seiten ohnehin schon genug beengt und molestirt“, sagte der Kronprinz, „will wenigstens in meinem häuslichen Leben meiner Neigung folgen und die Freiheit und Unabhängigkeit haben, die jeder Privatmann genießt.“ „Gott sei Dank, daß Du wieder meine Frau bist!“ konnte er nach einem Hoffest, wann sie wieder zu Hause waren, sagen. „Bin ich denn das nicht immer?“ hörte man dann die lächelnde Luise fragen. „Ach nein, Du mußt nur zu oft Kronprinzessin sein.“

König Friedrich Wilhelm II. war seiner Schwiegertochter sehr gewogen. Er wußte ihre hohen Vorzüge zu schätzen und nannte sie mit freudiger Genugthuung „die Fürstin der Fürstinnen“. Als sie am 10. März 1794 zum erstenmal als Kronprinzessin ihr Geburtstagsfest feierte, schickte er ihr die Schlüssel des Schlosses Oranienburg, das an der Havel liegt und einen angenehmen Park hat. Dies sollte nun ihr Eigenthum und ihre Sommerresidenz sein. Der König kam selbst, um ihr seinen Glückwunsch darzubringen, und fragte sie, ob sie noch einen Wunsch habe. „Ich habe alles, was ich auf Erden wünschen kann,“ antwortete sie, „und Ihre Güte macht das Maß meines Glückes voll; aber da ich so glücklich bin, so möchte ich auch andere glücklich machen, und so bitte ich um eine Hand voll Gold für die Armen von Berlin.“ „Wie groß denkt sich denn das Geburtstagskind diese Hand voll Gold?“ fragte der König lächelnd. „So groß wie das Herz des gütigsten der Könige,“ erwiderte die Kronprinzessin. Ihre Rücksicht gegen andere, welche weit niederer standen als sie, und ihre Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit gegen Bekannte und Freunde war unbegrenzt. Einer Bürgersfrau, welche auf dem Weihnachtsmarkt vor einer Bude stand und plötzlich Luise mit ihrem Gemahl hinter sich sah und deßhalb zurücktreten wollte, sagte sie: „Stehen bleiben, liebe Frau! Was würden die Verkäufer sagen, wenn wir ihnen die Käufer verscheuchen wollten?“ Als ihr gleichzeitig mitgetheilt wurde, daß ihr Hofschuhmacher und ein Graf im Vorzimmer warteten, ließ sie jenen zuerst eintreten, indem sie sagte: „Dem Meister ist seine Zeit gewiß kostbarer

als dem Grafen, und wenn der Mann stundenlang auf meine Bestellungen warten soll, was hat er dann von der Ehre, Hofschuhmacher zu sein? Der Meister soll kommen, und der Herr Graf mag warten!" Zu der Frau eines Staatsministers, welche sie bei einem Ballfest am Portal ihrer Wohnung empfieng, äußerte sie: „Nehmen Sie nicht übel, daß wir so spät kommen! mein Mann hatte noch Geschäfte." Einem bejahrteren Manne, der auf den Abend zu ihr eingeladen war, schrieb sie auf die von der Oberhofmeisterin ausgestellte Einladungskarte noch die Worte: „Ich bitte Sie, kommen Sie in Stiefeln! Die seidenen Strümpfe sind gefährlich für Ihre Gesundheit, und da ich meine alten Freunde liebe, so möchte ich auch für dieselben Sorge tragen." Dem alten General Köckeritz, welcher bei ihrem Landaufenthalt der tägliche Tischgast ihres Gemahls war, aber jedesmal unmittelbar nach dem letzten Gericht sich entfernte, um die ihm unentbehrliche Pfeife zu rauchen, brachte sie, sobald sie den Grund seines Fortgehens erfuhr, selbst eine gestopfte Pfeife, einen brennenden Wachsstock und einen Fidibus und sprach zu ihm: „Nein, lieber Köckeritz, heute sollen Sie uns nicht wieder desertiren! Heute mögen Sie hier bei uns Ihre gewohnte Pfeife rauchen!" Oranienburg war dem Kronprinz und der Kronprinzessin zu schloßartig und die Umgebung zu geräuschvoll. Sie wünschten sich ein einfacheres Wohngebäude und ein heimlicheres Plätzchen. Daher kaufte der Kronprinz das herrschaftliche Gut Paretz an der Havel nebst dem dazu gehörigen Dorfe um 30,000 Thaler, ließ das gutsherrliche Wohnhaus abbrechen und ein neues in einfach-ländlichem Stile bauen. „Nur immer denken, daß Sie für einen schlichten Gutsherrn bauen!" sagte der Kronprinz zu dem Oberbaurath, scherzte wohl auch später, wo er auch als König in dem stillen Paretz am liebsten seinen Landaufenthalt nahm, „er wolle hier nur als Schulze von Paretz angesehen sein." Und Luise, so ganz harmonisch mit ihrem Gemahl, gab als Königin auf die Frage einer fremden Fürstin, „ob es Ihrer Majestät denn nicht langweilig werde, Wochen und Wochen in dieser ländlichen Einsiedelei zuzubringen?" die Antwort: „Ach nein, ich bin ganz glücklich als gnädige Frau von Paretz."

Dieses häusliche Glück wurde durch Todesfälle hart gestört. Am 28. December 1796 starb Prinz Ludwig am Nervenfieber, seine Gemahlin Friederike als eine achtzehnjährige Witwe hinterlassend. Dieselbe vermählte sich zum zweitenmal im Jahre 1798 mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels, und als dieser 1814 starb, vermählte sie sich zum

drittenmal 1815 mit dem englischen Prinzen Ernst August, Herzog von Cumberland, und wurde als dessen Gemahlin 1837 Königin von Hannover. Am 13. Januar 1797 starb die 82jährige Witwe Friedrichs des Großen, Elisabeth Christine, die edle, stille Dulderin. „Nun komm ich dran," sagte der König auf die Nachricht von diesem Todesfall. Die Entbindung der Kronprinzessin von einer todten Tochter im Oktober 1794, was wohl die Folge eines Falles auf der Treppe war, war ein harter Schlag für das hoffende Ehepaar. Um so größer war die Freude, als die Kronprinzessin am 15. Oktober 1795 einen Prinzen gebar, den nachherigen König Friedrich Wilhelm IV.; als am 22. März 1797 der zweite Sohn folgte, der nachherige König und Kaiser Wilhelm, und am 13. Juli 1798 die erste Tochter zur Welt kam, die Prinzessin Charlotte, für den russischen Kaiserthron bestimmt. Außerdem giengen noch folgende Kinder aus dieser Ehe hervor: 1801 der Prinz Karl, 1803 die Prinzessin Alexandrine, 1808 die Prinzessin Luise und 1809 der Prinz Albrecht, die beiden letzten zu Königsberg in den Unglücksjahren geboren.

Groß war die Unruhe der Kronprinzessin, als ihr Gemahl im Jahre 1794 bei dem Aufstand der Polen, auf welchen die dritte und letzte Theilung Polens folgte, sich auf den Kriegsschauplatz begab. Sie fühlte sich damals zum erstenmal Mutter und erhielt die Nachricht, daß der Kronprinz bei der Erstürmung einer feindlichen Schanze die nächste Colonne nach dem König geführt habe. Aber schon damals zeigte sie den starken Muth und das feine Gefühl für Ehre, wodurch sie bei den schweren Schlägen von 1806 und 1807 nicht bloß unter den Frauen, sondern unter den Männern sich ausgezeichnet hat. Sie sprach auf jene Nachricht: „Ich zittere vor jeder Gefahr, der mein Mann sich aussetzt; aber ich sehe ein, der Kronprinz, der erste nach dem König auf dem Thron, muß auch der erste nach ihm im Felde sein."

Die Voraussagung des Königs, daß nach dem Tode seiner Tante die Reihe nun an ihn kommen werde, traf ein. Am 16. November 1797 starb Friedrich Wilhelm II. Sein ältester Sohn bestieg nun als Friedrich Wilhelm III. den Thron, und Luise wurde Königin von Preußen. Sie begleitete im Sommer 1798 ihren Gemahl zur Huldigung nach Königsberg, Warschau und Breslau. Nach ihrer Rückkehr erfolgte auch die Huldigungsfeier in Berlin. Für ihr häusliches Leben hatte diese Veränderung in ihrer äußeren Stellung zunächst keine weiteren Folgen. Die Staatsgeschäfte

und die Repräsentation nahmen wohl den König mehr in Anspruch; im übrigen aber lebte das neue Königspaar in seinem schönen Familienkreis gerade so einfach wie vorher. Nicht der Glanz, nicht die Vergnügungen des Hoflebens erfüllten die junge Königin mit Freude, sondern das eine, daß sie nun für ihre Wohlthaten an die Armen über mehr Mittel zu gebieten habe. Mitten unter den Berliner Huldigungsfeierlichkeiten schrieb sie ihrer Großmutter in Darmstadt: „Ich bin Königin, und was mich dabei am meisten freut, ist die Hoffnung, daß ich nun meine Wohlthaten nicht mehr so ängstlich werde zu zählen brauchen.“ Aber sie hatte anfangs als Königin nicht mehr Schatullengelder als früher: tausend Thaler monatlich. Nach einigen Jahren betrugen ihre Schulden dreimal so viel als ihr Jahrgeld. Das war ihr denn doch unangenehm und kam ihr nicht sehr königlich vor. Natürlich die Armen durften deßwegen nicht zu kurz kommen! Sie bat also den damaligen Kabinetsrath, dem König mitzutheilen, daß sie als Königin bei den erhöhten Ansprüchen an sie mit dem Einkommen der Kronprinzessin doch unmöglich auskommen könne. Der König brachte die Sache wieder in Ordnung und verfügte, daß sie künftig alle ihre Ausgaben genau notiren und aus seiner Schatulle bezahlen lasse. Hievon mußten dem König die Rechnungen vorgelegt werden, und die Rubrik „Vorschüsse“ duldete er dabei nicht. Der mit den Rechnungen beauftragte Beamte machte die Königin auf die Unzuläßigkeit dieser Vorschüsse und auf die Höhe der Summen aufmerksam und sagte: „Wahrhaftig, Majestät, das geht nicht länger so, Sie geben sich noch arm.“ Darauf erwiderte sie: „Ich liebe meine Kinder, und das Wort Landeskind hat für mich einen süßen Klang. Ich muß helfen überall, wo es Noth thut.“ „Nun gut, Majestät, dann will ich's dem König sagen,“ antwortete der Beamte. „Aber doch so, daß er ja nicht böse wird!“ versetzte die Königin. Und der gute König wurde nicht böse, und Luise fand wenige Tage darauf die leere Schublade ihres Schreibpultes aufs neue gefüllt.

Die Königin beschäftigte sich in jenen Jahren viel mit der Lektüre der Klassiker. Sie studirte Herder, Göthe, Schiller, Jean Paul, mit welch letzerem sie schon früher persönlich bekannt geworden war, las die alten griechischen Tragiker und Shakespeare in Uebersetzungen, beschäftigte sich auch mit der Geschichte des Alterthums und der englischen Geschichte, in den späteren Jahren, nach der Katastrophe von Jena und Tilsit, vorzugsweise mit der Deutschen Geschichte, um ihren politischen Blick

zu schärfen und ihren Muth und ihre Ausdauer zu stärken. Oberflächlichkeit und Vielwisserei, mit der die Eitelkeit prunkte, waren ihr zuwider; sie las nur solche Schriften, welche nicht bloß den Geist ausbildeten, sondern auch das Herz veredelten und den Charakter festigten. Hand in Hand mit der Lektüre gieng die schriftliche Darstellung; sie schrieb Tagebuchblätter, Aufsätze und Briefe, kostbare Blätter für das genauere Verständniß dieses so reich angelegten Lebens und für das Studium der Zeitgeschichte. Auch liebte die Königin die Musik und sang gerne vaterländische Lieder.

Inzwischen kam das Jahr 1805 heran. Die dritte Coalition war geschlossen, Oestreich und Rußland hatten sich mit England und Schweden verbündet, um den Eroberungsgelüsten des französischen Soldatenkaisers einen Damm entgegenzusetzen. Alles rüstete sich zum Krieg; nur Preußen blieb neutral. An Aufforderungen zur Waffengenossenschaft fehlte es nicht. Napoleon suchte durch seinen Bevollmächtigten, den General Duroc, den König Friedrich Wilhelm III. zu einer Allianz mit Frankreich zu bewegen und bot als Preis dafür Hannover an; östreichische und russische Unterhändler bemühten sich, den König für die Coalition zu gewinnen. Der König konnte sich weder zu dem einen noch zu dem anderen entschließen und wollte aus seiner Neutralität nicht heraustreten. Ihre Aufrechthaltung wurde ihm von beiden Seiten schwer gemacht. Kaiser Alexander ließ ihm anzeigen, er werde 100,000 Mann durch Südpreußen und Schlesien zu den Oestreichern stoßen lassen. Gab dies der König zu, so hatte er am folgenden Tage Krieg mit Frankreich. Abgesandte wurden zu Alexander und nach Wien geschickt, um die Gefahr abzuwenden. Da gieng Napoleon noch um einen bedeutenden Schritt weiter. Ohne auch nur die geringste Anzeige zu machen, geschweige denn anzufragen, ließ er ein französisches Corps unter Bernadotte am 3. Oktober durch das zu Preußen gehörige Ansbach marschiren, um einen Umweg zu ersparen und diese Truppen rascher auf den Kriegsschauplatz zu führen. Auf die Protestation der preußischen Behörden zu Ansbach wurde nicht gehört. Die Nachricht von dieser frivolen Gebietsverletzung rief in Berlin einen Sturm von Entrüstung hervor. Der König erklärte, ohne eine eklatante Genugthuung sei der Krieg mit Frankreich nicht mehr zu vermeiden. Und doch bestand die ganze Genugthuung darin, daß Napoleon in einem Schreiben an den König den ganzen Vorfall als eine Bagatelle

behandelte. Diese Stimmung glaubten Rußland und Oestreich rasch benützen zu müssen, um Preußen offen auf ihre Seite herüberzuziehen. Kaiser Alexander und Erzherzog Anton, der Bruder des Kaisers Franz, fanden sich in Berlin ein. Das Resultat der Verhandlungen war der Abschluß des Potsdamer Vertrags vom 3. November. Diesem zufolge sollte Preußen als vermittelnde Macht zwischen Napoleon und den Verbündeten auftreten und ersterem bestimmte Friedensbedingungen vorlegen. Sollte Napoleon dieselben bis zum 15. December nicht annehmen, so versprach Preußen mit 180,000 Mann ins Feld zu rücken und zu den Verbündeten zu stoßen. Bevor Kaiser Alexander von Potsdam abreiste, wünschte er die Gruft Friedrichs des Großen zu sehen. Nach Mitternacht begab er sich in Begleitung des Königs und der Königin in die Garnisonskirche und in die erleuchtete Gruft. Er küßte den Sarg, reichte dem König über den Sarg hinüber die Hand und schwur ihm ewige Freundschaft. Unmittelbar vom Sarg und von der Kirche aus bestieg er den Reisewagen und fuhr zur Armee.

Mit der Ueberbringung der preußischen Vermittlungsvorschläge an Napoleon wurde derjenige Mann beauftragt, welcher vermöge seines Charakters und seiner politischen Gesinnungen zu einer solchen Sendung am wenigsten taugte. Dies war Graf Haugwitz, Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Freiherr von Stein bezeichnet denselben als einen Menschen, dessen Leben eine ununterbrochene Folge von Verschrobenheiten und Aeußerungen von Verderbtheit sei, als einen Mann ohne Wahrhaftigkeit, durch sinnliche Genüsse abgestumpft. Derselbe war ganz in den Händen des bereits angeführten Geheimen Kabinetsraths Lombard, daher ihn die Berliner den „lombardischen Minister“ nannten. Von Lombard sagt Stein, er sei physisch und moralisch gelähmt, seine Kenntnisse beschränkten sich auf französische Schöngeisterei, an die Stelle des moralischen Gefühles sei bei ihm eine vollkommene Gleichgiltigkeit gegen das Gute und Böse getreten; in die Hände eines solchen „Polisson“ sei die Leitung der diplomatischen Verhältnisse Preußens gelegt und zwar in einer Periode, die in der neueren Staatengeschichte nicht ihres Gleichen finde. Wie dieser Lombard aus Frankreich abstammte, so der preußische Gesandte in Paris, Lucchesini, aus Italien. Alle diese Menschen, welchen noch der Kabinetsrath Beyme, ein kenntnißloser, übermüthiger und von der Unmoralität seiner Genossen angesteckter Mensch, beizuzählen ist, hatten für das In-

tereſſe und die Ehre Preußens kein Herz, hatten keinen anderen Zweck als ſich möglichſt lange oben zu erhalten, wobei es ihnen zuletzt nicht viel darauf ankam, ob ſie in Berlin oder in Konſtantinopel Miniſter und Kabinetsräthe waren. Ihr Einfluß war um ſo bedeutender, da zwiſchen dem König und den Miniſtern als eine trennende Wand die Kabinetsräthe waren; durch die Hände dieſer Kabinetsregierung kamen die Vorſchläge der Miniſter an den König, die auswärtige Politik wurde von jener vollſtändig geleitet. So kam es, daß einer „unwürdigen Schreiberclique“ gegenüber Männer wie Stein und Hardenberg, welche damals im Miniſterium ſaßen, faſt ganz ohne Einfluß waren; daß Männer, welche allein noch im Stande waren, den Staat zu retten, von elenden Intriganten und ausgetrockneten Egoiſten ſich über die Achſel anſehen laſſen und Gewehr bei Fuß zuſehen mußten, wie dieſe „Poliſſon's“ durch die Künſte der Unfähigkeit und des Verraths den Staat dem Verderben zutrieben. Dieſer ſogenannten neutralen, beſſer geſagt: franzoſenfreundlichen Partei ſtand eine nationale Partei, von Napoleon mit Vorliebe die „Kriegspartei“ genannt, gegenüber, welche ihren ſtärkſten Anhang im Heere hatte und im Miniſterium durch Stein und Hardenberg vertreten war. Als Führer dieſer Partei wurde der Prinz Louis Ferdinand angeſehen, der Sohn des jüngſten Bruders Friedrichs des Großen, ein reichbegabter Mann, von glühender Begeiſterung für die Ehre des preußiſchen Staates und der preußiſchen Armee, welcher für ſeinen Thatendrang keinen entſprechenden Wirkungskreis fand und ſo der Verſuchung unterlag, in einem Strudel von Genüſſen ſeine Kraft zu vergeuden. Er tadelte jenes als höchſte Weisheit geprieſene Regierungsſyſtem, wonach Preußen der Freund aller auswärtigen Staaten ſein wollte und dafür von allen mit Mißtrauen angeſehen wurde, und ſagte: „Aus Liebe zum Frieden nimmt Preußen gegen alle Mächte eine feindliche Stellung an und wird einmal in derſelben von einer Macht ſchonungslos überſtürzt werden, wenn dieſer der Krieg gerade recht iſt. Dann fallen wir ohne Hilfe und vielleicht auch gar noch ohne Ehre.“ Drei Tage vor dem Treffen bei Saalfeld, in welchem er fiel, hörte man ihn klagen: „Ach, es ſteht ſchlecht mit uns, ſchlecht mit der ganzen preußiſchen Armee; ich halte ſie für verloren, aber ich werde unſern Fall nicht überleben.“

Auf welcher Seite die Königin Luiſe ſtand, braucht nach der Charakteriſtik, die wir bereits von ihr gegeben haben, kaum noch geſagt zu

werden: sie stand da, wo Preußens Ehre stand, und stand da mit der vollen Kraft ihrer großen Seele, festhaltend an dem Schiller'schen Wahrspruch: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre." Sie hatte sich indessen nie in Politik gemischt, hatte in dem süßen Glauben gelebt, daß ihrem Lande, an dessen Spitze ein so friedliebender König stand, der Friede werde erhalten bleiben, und sah nun auf einmal, daß auch „der Frömmste nicht im Frieden bleiben kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Sie empfand tief die Ansbach'sche Gewaltthat, faßte sie als eine persönliche Beleidigung ihres geliebten Gemahls auf, sah im Geiste schon eine Reihe von anderen, noch weit drückenderen Gewaltthaten nachfolgen und hatte schlimme Augenblicke, wo sie für ihr Preußen keinen Ausweg zwischen Untergang und Erniedrigung finden zu können meinte. Bei einer solchen Alternative war ihr Entschluß gefaßt: sie zog den Krieg, sie zog sogar den Untergang vor, stimmte für den Krieg, als Preußen an der Seite Oestreichs und Rußlands fechten konnte, stimmte aber auch für den Krieg, als Preußen allein stand. Wenn sie dabei, da sie ja die Organisation des Ganzen und die Beschaffenheit des Einzelnen nicht wohl beurtheilen konnte, die Kräfte Preußens überschätzte und die Armee von 1805 und 1806 noch für die Armee Friedrichs des Großen hielt, so war dies bei ihr als einer Frau nichts weniger als auffallend; aber die Generale hätten es wissen können, und noch leichter hätten sie erkennen können, daß zwischen der Armee des Prinzen Soubise, des Theaterhelden von Roßbach, und zwischen der des Kaisers Napoleon ein ganz ungeheurer Unterschied war. Gneisenau schrieb im Herbst 1805: „Die Königin ist nun sehr für den Krieg gestimmt. Sie hat dem französischen Gesandten erklärt, der König würde sich selbst an die Spitze der Armee setzen und die Nation Gut und Leben wagen, um ihre Unabhängigkeit zu behaupten." Von ihren trüben Stimmungen geben die Worte Zeugniß, welche sie am 15. Oktober 1805 zum Kronprinzen, der damals 10 Jahre alt wurde und zum erstenmal in Uniform erschien, sprach: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machst von diesem Rocke, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine unglücklichen Brüder zu rächen."

Haugwitz entsprach vollständig den Erwartungen, welche diejenigen, die ihn kannten, von ihm hegten; es kam ihm auch nicht darauf an, noch einige Schritte darüber hinauszugehen. Preußen hatte in jenen Tagen

die Entscheidung des Feldzugs, ja das Schicksal Europa's in seinen Händen. Wenn es die 180,000 Mann gegen Napoleon marschiren ließ, so konnte dessen Stellung eine sehr bedenkliche werden. Vor allem aber gehörte dazu rasches und entschlossenes Handeln. Haugwitz beeilte sich mit seiner Reise nicht, kam erst am 28. November in Brünn an, hatte hier seine erste Unterredung mit Napoleon, fand keine Zeit, in den vier Stunden. Welche er bei dem Kaiser zubrachte, sich seiner Instruktionen im Sinne der Potsdamer Konvention zu entledigen, glaubte wohl auch, den Gewaltigen nicht noch mehr reizen zu dürfen, der bei der ersten Nachricht von dieser Konvention ausgerufen haben soll: „Der König von Preußen soll mir's vergelten!“ Am andern Tag ließ er sich durch das Vorgeben, daß er beim Ausbruch der Feindseligkeiten nicht ohne Gefahr sei, nach Wien zu Talleyrand fortschicken, wartete dort, bis die Schlacht bei Austerlitz geschlagen, zwischen Napoleon und Oestreich ein Waffenstillstand geschlossen und das russische Heer zum Rückzug genöthigt war, und hatte erst am 13. December wieder eine Audienz bei Napoleon, der nun ganz andere Saiten aufzog. Zornig rief dieser ihm zu: „Es wäre ehrenvoller für Ihren Herrn gewesen, mir offen den Krieg zu erklären; er hätte dann seinen neuen Verbündeten wenigstens einen Dienst gethan. Aber Ihr wollt die Freunde von aller Welt sein; das ist nicht möglich; man muß zwischen mir und meinen Gegnern wählen. Ich will Aufrichtigkeit oder ich trenne mich von Euch; offene Feinde sind mir lieber als falsche Freunde. Ich gehe auf meine Feinde los, wo sie sich immer finden werden.“ Darauf legte Napoleon dem preußischen Minister einen Vertrag vor, wonach Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich eingehen, an Baiern und an Frankreich einige Gebiete abtreten und dafür den souveränen Besitz von Hannover erhalten sollte. Am nämlichen 15. December, an welchem Preußen nach dem Potsdamer Vertrag gegen Napoleon ins Feld rücken sollte, unterzeichnete Haugwitz nun den Schönbrunner Vertrag, wodurch Preußen auf die gleiche Linie wie Baiern und Württemberg herabgedrückt, der erste der Rheinbundstaaten, der erste Vasall Frankreichs werden sollte.

Groß war das Erstaunen in Berlin, als Haugwitz am 25. December den Bericht über seine Sendung abstattete und den neuen Vertrag vorlegte. Der König nahm denselben weder an, noch verwarf er ihn; denn zu letzterem war es bereits zu spät. Wer den Krieg nicht will, wenn die

Partie zu 3 gegen 1 steht, der besinnt sich noch weit mehr, wenn das Verhältniß 1 zu 1 steht, und daß eine Verwerfung eine Kriegserklärung nach sich zog, war vorauszusehen. So wollte denn der König Hannover vorläufig in militärische Verwahrung nehmen, aber ohne Einwilligung des Königs von England nicht in definitiven Besitz, wollte das Trutz- und Schutzbündniß in eine einfache Freundschaftsverbindung abgeschwächt sehen und stellte noch manche andere Amendements zu dem Vertrag. Damit, glaubte man in Preußen, sei die Sache abgemacht, der Friede auf ewige Zeiten gesichert. Hannover wurde militärisch besetzt, im übrigen die Truppen wieder auf den Friedensfuß gesetzt. Aufs neue wurde Haugwitz zu Napoleon abgesandt, um mit ihm über die Modifikationen des Schönbrunner Vertrages zu verhandeln. Bei seiner Ankunft in Paris hörte er, daß Napoleon diesen Vertrag bereits als nicht mehr bestehend ansehe. In der Audienz vom 6. Februar 1806 sagte der Kaiser zu Haugwitz: „Sie haben das Vertrauen Ihres Herrn nicht. Ich kenne den Eindruck, den der Vertrag in Berlin gemacht, die Berathungen, die darüber stattgefunden, und wie viele Mühe es Sie gekostet, den König endlich zu dieser sogenannten Ratifikation zu bringen. Mein Minister in Berlin wird mit Geringschätzung behandelt, Hardenberg ist nach wie vor der Leiter, und Eure Blätter sind erfüllt mit Sottisen gegen Frankreich. Preußen hat kein Recht, etwas zu vollziehen, was es nicht ratificirt hat; keine Macht der Welt wird mich dazu bewegen, die Akte, die Sie mir überbringen, anzunehmen. Will Preußen jetzt Hannover behalten, so soll es theuer dafür bezahlen! Ihr König weiß nicht, was er will; einige Unbesonnene drängen ihn zum Krieg; ich sage Ihnen, das wird nicht gut enden.“ Sofort mußte Haugwitz einen neuen Vertrag am 15. Februar unterzeichnen, worin Preußen weniger Entschädigungen erhalten und sich verpflichten sollte, die Mündungen der Elbe und Weser und seine Seehäfen den englischen Schiffen zu versperren. Damit und durch die Besetzung Hannovers verwickelte sich Preußen in einen Krieg mit England, in welchem es, da es kein einziges Kriegsschiff besaß, dem bewaffneten Gegner waffenlos gegenüberstand. Aufs neue kam Haugwitz mit einem Vertrag, und zwar mit einem noch weit ungünstigeren, nach Berlin zurück. Der König war vor die Alternative gestellt, den Vertrag oder den Krieg anzunehmen, und da er nicht gerüstet war, so unterzeichnete er am 3. März den Pariser Vertrag.

Nachdem er diese erste Demüthigung sich hatte gef[illegible]n lassen, fuhr Napoleon mit weiteren Demüthigungen so lange for[illegible] endlich auch dem Geduldigsten die Geduld ausgieng, die Sehn[illegible] Bogens zerriß und Preußen den Krieg, welchem es so ängstlich au[illegible]ich, und welchen Napoleon so sehnlich wünschte, doch erklären mußte, aber nun unter den allerungünstigsten Verhältnissen. Der Minister Hardenberg, von Napoleon beschuldigt, daß er in englischem Solde stehe, mußte auf dessen Andrängen auf unbestimmte Zeit beurlaubt werden. Hannover, das Napoleon so eben an Preußen abgetreten hatte, wollte er nun an England zurückgeben, falls das dortige neue Ministerium zum Frieden bereit wäre; Preußisch-Polen sollte Kaiser Alexander erhalten und dafür mit Napoleon sich aussöhnen; Preußen sollte dadurch einen Ersatz bekommen, daß ihm gestattet wurde, an die Spitze eines norddeutschen Bundes zu treten, der die nicht zum Rheinbund übergetretenen deutschen Mittel- und Kleinstaaten umfassen sollte, welche andererseits von Napoleon zum Theil eingeladen wurden, sich nicht an Preußen, sondern an Frankreich anzuschließen. Als der König durch Lucchesini erfuhr, daß Napoleon ihm Hannover wieder nehmen und Polen entreißen wolle, und hörte, daß Mürat von einer Vergrößerung seines neuen Großherzogthums Berg auf Kosten Preußens sprach und daß die französischen Generale laut und öffentlich von ihrem Siegeszug nach Preußen, von dem Einzug in Berlin sprachen, erkannte er, daß das Nachgeben nichts helfe, daß er bereits wie ein ohnmächtiger Vasall behandelt werde, und daß er der Fortsetzung dieses gewissenlosen Systems von planmäßigen Erniedrigungen nur durch eine Kriegserklärung sich entziehen könne. Am 9. August gab er den Befehl zur Mobilisirung der ganzen preußischen Armee und unterhandelte sofort mit Oestreich, Rußland und England, um eine neue Coalition zu Stande zu bringen. Aber der Zustand der Finanzen und der Armee machte es Oestreich unmöglich, im jetzigen Augenblick aus seiner Neutralität herauszutreten, und der Minister Graf Stadion erwiderte: „Warum habt Ihr im vorigen Jahre nicht schon die nämliche Sprache geführt wie jetzt?“ Kaiser Alexander war zum Kriege bereit; aber es mochte Winter werden, bis seine Truppen zur preußischen Armee stoßen konnten. Auch von England konnte keine rechtzeitige Hilfe eintreten. So sah sich Preußen in dem Kriege, zu welchem es gedrängt war, zunächst auf sich allein angewiesen und mußte froh sein, wenn es von Sachsen mit 20,000 Mann unterstützt

wurde. Die Kurzsichtigkeit und Energielosigkeit vom Jahre 1805 rächte sich nun auf's empfindlichste. Und doch wurde noch im letzten Augenblick mit Napoleon unterhandelt und der General Knobelsdorf nach Paris geschickt. Napoleon erwiderte ihm am 7. September, er werde Preußen mit allen Kräften entgegentreten und es angreifen, bevor Rußland helfen könne; übrigens könne sich dies alles noch friedlich schlichten und die alte Freundschaft wieder angeknüpft werden, wenn Preußen augenblicklich die Entwaffnung eintreten lasse. Was für impertinente Zumuthungen und Forderungen seitens Napoleon's wären wohl dieser Entwaffnung gefolgt? Den anderen Mächten gegenüber mußte übrigens Preußen durch diese fortwährenden Unterhandlungen an Vertrauen sehr verlieren und den Glauben erregen, daß es ihm überhaupt mit dem Kriege nicht ernst sei.

Die Königin befand sich in jenen Tagen, als die Wage zwischen Krieg und Frieden schwankte, in Pyrmont, wo sie eine sechswöchige Kur gebrauchte. Erst bei ihrer Rückkehr nach Berlin erfuhr sie, daß der Krieg mit Frankreich beschlossen sei, und so sehr sie die Segnungen des Friedens zu schätzen wußte, so konnte sie doch dieser neuen Wendung ihre Zustimmung nicht versagen. Daß sie die schwindelhafte Siegeszuversicht der Mehrzahl der Officiere theilte, ist sehr zu bezweifeln. Die Aeußerungen, welche man aus diesen Kreisen hörte, giengen bis zum Unglaublichen. General Rüchel sagte: „Feldherren, wie der General Bonaparte, hat die preußische Armee viele aufzuweisen.“ Ein Oberst bedauerte, daß man der Heldenarmee Friedrichs des Großen im Kampf mit den Franzosen Degen, Gewehre und Kanonen gebe; Knüppel würden hinreichen, die Hunde zurückzuschlagen. „Wozu brauchen wir Festungen?“ sagte ein anderer Officier; „unsere Festung ist die Armee, hinter deren unangreifbaren Reihen wir dem Feinde Trotz bieten.“ Und wenige Tage vor der Schlacht, als das preußische Heer von dem strategischen Netz Napoleon's fast schon umschlossen war, versicherte ein preußischer Generalstabscapitän mehreren Husarenofficieren, der Feind sei durch ihre trefflichen Operationen bereits abgeschnitten und umschlossen. „Napoleon ist so gewiß unser, als wenn wir ihn schon in diesem Hute hätten.“ Einige Officiere erhoben sich auf die Zehen, um zu sehen, ob der Feldzug nicht bereits in diesem Hute sein Ende gefunden habe.

Zu einer Siegeszuversicht hatte man in Preußen nicht den geringsten

realen Grund. Die Festungen waren in schlechtem Zustande, die Kommandanten alte, invalide Männer, die Elbe-Uebergänge unbesetzt, so daß nach der ersten Niederlage dem Feinde der Weg nach der Hauptstadt offen stand, der gemeine Mann durch das Prügelsystem für Ehre und Patriotismus abgestumpft, die höheren Officiere meist alt und aus der alten Schule, die jüngeren von junkerhaftem Uebermuth, der sich den Gemeinen und den Bürgern gegenüber in unverzeihlichen Fehltritten kundgab. Aber dieser Uebermuth artete in vollständige Kopflosigkeit aus, je näher es zum Schlagen kam. Der König hatte eine Ahnung davon. „Das kann nicht gut gehen," sagte er; „es ist eine unbeschreibliche Konfusion. Die Herren wollen das aber nicht glauben, sie behaupten, ich sei noch zu jung und verstehe das nicht. Ich wünsche, daß ich Unrecht habe."

Am 21. September begab sich die Königin mit ihrem Gemahl von Charlottenburg nach Naumburg und von da nach Erfurt und Weimar. Sie wollte in diesen entscheidungsvollen Augenblicken dem Könige zur Seite stehen. Der östreichische Hofrath Friedrich Gentz war im preußischen Hauptquartier eingetroffen. Die Königin ließ ihn in Erfurt einigemal zu sich kommen und unterhielt sich mit ihm über die politisch-militärische Lage. Dabei sagte sie: „Gott weiß es, daß ich nie über öffentliche Angelegenheiten zu Rathe gezogen worden bin und auch nie darnach gestrebt habe. Wäre ich je darum befragt worden, so hätte ich — ich bekenne es offen — für den Krieg gestimmt, da ich glaube, daß er nothwendig war. Unsere Lage war so kritisch geworden, daß wir auf alle Gefahr hin verpflichtet waren, uns herauszuwickeln; es war dringend nothwendig, den Vorwürfen und dem Verdacht, welchen man gegen uns hegte, ein Ende zu machen. Aus einem Princip der Ehre und folglich der Pflicht, weit entfernt von aller selbstsüchtigen Berechnung, waren wir, soweit ich es verstehe, berufen, jenen Weg einzuschlagen." Die Beschuldigungen einer Parteilichkeit für die Russen wies sie von sich, ließ zwar den persönlichen Tugenden des Kaisers Alexander alle Gerechtigkeit widerfahren, sah aber in Rußland nicht das Hauptwerkzeug zur Befreiung Europa's und sprach ihre Ueberzeugung dahin aus, „daß die großen Rettungsmittel ganz allein in der engsten Vereinigung aller derer zu finden wären, die sich des deutschen Namens rühmten."

Die Geschicke vollzogen sich. Wenige Tage nach dieser Unterredung

reiste die Königin, wie wir gesehen haben, vom Hauptquartier ab, und traf am 20. Oktober in Küstrin wieder mit dem Könige zusammen. Es folgten in den nächsten Tagen die Kapitulationen der Festungen und Heeresabtheilungen, aus welch allgemeiner Schmach nur die Namen Kolberg, Graudenz, Thorn und Danzig rühmlich hervorragten und unter den Führern besonders Blücher sich hervorthat. Das ganze Land zwischen Weser und Oder war eine Beute der Franzosen. Napoleon kam am 24. Oktober in Potsdam an und hielt am 27. seinen Einzug in Berlin. Er ließ seiner üblen Laune und seinem Uebermuth freien Lauf. Die Königin Luise und der preußische Adel waren nach seinen Aeußerungen die einzigen, welche den Krieg gewollt hatten und nun an allem schuld waren. „Ich will diese Junker so klein machen," sagte er, „daß sie ihr Brot auf den Straßen erbetteln müssen." Ueber die Königin ergieng er sich in den heftigsten Schmähungen, bezeichnete sie offen „als die Urheberin des ganzen Unheils, welches auf Preußen laste," und suchte sie in schriftlicher und bildlicher Darstellung verächtlich und hassenswürdig zu machen. Dieses niederträchtige Benehmen gegenüber einer edlen, unglücklichen Frau setzte er fort, so lange sie lebte. Die Schill'sche Expedition im Jahre 1809 war in den Augen Napoleon's lediglich das Werk der Königin Luise, daher er in Paris einen Kupferstich anfertigen und in den Verkauf bringen ließ, auf welchem die Königin in der Schill'schen Husaren-Uniform dargestellt war. Und fast zur nämlichen Zeit, bei jenem Attentat des Friedrich Staps in Schönbrunn, sagte er nach dem Verhör zu General Rapp: „Dieses Ereigniß ist ganz außerordentlich! Das sind Umtriebe aus Berlin und Weimar!" Als Rapp dies bezweifelte, rief er aus: „Die Weiber sind zu allem fähig! Denken Sie nur an Schill!" Diese Verleumdungen und Beschimpfungen, welche selbst Thiers, der Lobredner Napoleon's, unwürdig findet, verursachten der Königin, welcher sie nicht immer verheimlicht wurden, heftige Aufregungen und viele Thränen. „Ist es diesem boshaften Menschen nicht genug," rief sie aus, „dem Könige seine Staaten zu rauben? Soll auch noch die Ehre seiner Gemahlin geopfert werden, indem er niedrig genug denkt, über mich die schändlichsten Lügen zu verbreiten?"

Die Lage Preußens war so verzweifelt, die Aussichten auf eine baldige günstige Wendung so gering, daß der König es zunächst für gerathen hielt, Friedensunterhandlungen zu eröffnen. Napoleon bezeichnete noch

am 22. Oktober in Wittenberg als Hauptbedingung, daß die Elbe die westliche Grenze der preußischen Monarchie sein und der König 100 Millionen Francs zahlen sollte; doch sollte Magdeburg preußisch bleiben. Das schien, nachdem man nur die eine Niederlage bei Jena erlitten hatte, denn doch zu viel. Daher wurden Lucchesini und Zastrow nach Berlin geschickt, um einen Frieden unter günstigeren Bedingungen abzuschließen. Inzwischen erhielt aber Napoleon die Nachricht von den Kapitulationen. Von den Wittenberger Bedingungen war nun keine Rede mehr. Napoleon beschloß, soviel Gebiet als möglich von Preußen in der Hand zu behalten, um dadurch ein Pfand zu besitzen, durch das man die Engländer zur Herausgabe der eroberten französischen Kolonien zwingen könne. Er trug daher Preußen einen Waffenstillstand an unter der Bedingung, daß außer den Festungen, welche schon in seinen Händen waren, die bedeutendsten Festungen in Schlesien und an der Weichsel ihm übergeben werden, die preußische Armee nach dem nordöstlichen Winkel der Monarchie sich zurückziehen und den Beistand der Russen zurückweisen sollte. Die beiden Bevollmächtigten unterzeichneten in Charlottenburg am 16. November diesen Vertrag, wodurch Napoleon ohne allen weiteren Kampf ganz Preußen in seiner Gewalt gehabt hätte. Der König, welcher sich mit seiner Gemahlin von Küstrin über Graudenz nach Osterode begeben hatte, hielt hier Rath mit seinen Ministern und Generalen, und obgleich die Mehrzahl für Ratifikation des Vertrages war, ließ er sich doch durch Stein, welcher sagte, der Vertrag gewähre keine Bürgschaft eines dauernden Friedens, gefährde vielmehr die Existenz des Staates, dazu bestimmen, den Vertrag zu verwerfen. Auf die Nachricht hievon sagte Napoleon: „Wenn der König seine Angelegenheiten nicht von Rußland trennen will, so muß er die Folgen des Krieges tragen. Besiegen wir den Kaiser Alexander, dann gibt es keinen König von Preußen mehr."

Die Verwerfung der Waffenstillstandsbedingungen war ein muthvoller Entschluß. Ein weiterer Schritt auf dieser Bahn mußte die Entfernung derjenigen Männer sein, welche den Staat in diese Katastrophe hineingetrieben hatten. Mit diesen Haugwitz, Lombard, Lucchesini, Beyme mußte ein für allemal gründlich aufgeräumt werden. Für diese eiserne Zeit brauchte man auch eiserne Charaktere. Die allgemeine Stimme bezeichnete den Freiherrn von Stein als den einzigen Retter in der Gefahr. Haugwitz nahm seine Entlassung, und Stein wurde das Ministerium des

Auswärtigen angeboten. Schon einmal hatte dieser, in einer Denkschrift vom April 1806, die er durch die Königin in die Hände des Königs brachte, über das Regierungssystem sich offen geäußert und Vorschläge zu den nothwendigsten Reformen gemacht. Da diese nicht angenommen wurden, die verderbliche Kabinetsregierung auch jetzt nicht aufgehoben wurde, weigerte sich Stein, das angetragene Ministerium anzunehmen, und schlug Hardenberg vor. Der König kehrte sich nicht daran, ernannte den General Zastrow, welcher nur in der Unterwerfung unter Napoleon's Willen die Rettung Preußens sah, zum Minister des Auswärtigen, den General Rüchel zum Kriegsminister und Stein nun zum Finanzminister. Stein schlug auch dies aus. Der König nahm wieder keine Notiz davon, schickte Stein zweimal Akten zu, und Stein sandte dieselben zweimal wieder zurück. Was bei Stein nur Folge seiner innigsten Ueberzeugung davon war, daß er in Verbindung mit den ihm zur Seite gestellten Kollegen nichts ausrichten könne, das hielt der König für Trotz und Ungehorsam. Er schrieb dem Minister am 3. Januar 1807 einen Brief, worin es hieß: „Mit großem Leidwesen habe ich ersehen müssen, daß ich mich anfänglich in Ihnen nicht geirrt habe, sondern daß Sie vielmehr als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Da Sie indessen vorgeben, ein wahrheitsliebender Mann zu sein, so habe ich Ihnen auf gut deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß, wenn Sie nicht Ihr respektwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern Willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen kann.“ Stein bat sofort um seine Entlassung und erhielt sie am 4. Januar mit folgenden Worten: „Da der Herr Baron von Stein unter gestrigem Dato sein eigenes Urtheil fällt, so weiß ich nichts hinzuzusetzen. Friedrich Wilhelm.“ Stein reiste ab, um sich auf seine Besitzungen in Nassau zu begeben; in Ostpreußen nahmen die Dinge einen immer schlimmeren Verlauf.

Königin Luise ließ in jenen Tagen, wo es sich darum handelte, dem Sieger auf Gnade und Ungnade sich zu ergeben, den Muth nicht sinken; sie stimmte, wie der Freiherr von Stein, für Verwerfung des Charlottenburger Vertrags und erklärte, die einzige Rettung bestehe in dem ent-

schlossensten Widerstand und in der Ausdauer. Aber es mochten auch wieder wehmüthige Stunden, heftige Schmerzen über die Ereignisse der letzten Monate, bange Sorge für die Zukunft im Innern der königlichen Frau einkehren. In ihrem Tagebuch findet sich mit dem Datum: „Ortelsburg den 5. December 1806“ der Göthe'sche Vers eingeschrieben:

> Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
> Wer nie die kummervollen Nächte
> Auf seinem Bette weinend saß,
> Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Der König hatte nach und nach seine Armee auf 40000 Mann gebracht, und zu diesen stießen 60000 Russen unter General Bennigsen. Napoleon hatte sich von Berlin nach Posen und nach Warschau begeben und stellte den Polen die Wiederherstellung ihres zerstückelten Vaterlandes in Aussicht, um sie in diesem Kriege als Bundesgenossen gegen Preußen und Rußland benützen zu können. Der neue Feldzug begann am 26. December mit den unentschiedenen Gefechten bei Pultusk und Golimyn, und man fürchtete ein Vorrücken der Franzosen gegen Königsberg. Dort befand sich die königliche Familie. Die Gesundheit der Königin war endlich den vielen Aufregungen und dem fortwährenden Kummer erlegen. Sie wurde vom Nervenfieber ergriffen, und auch der fünfjährige Prinz Karl lag schwer darnieder. Der Leibarzt Dr. Hufeland wurde von Danzig nach Königsberg berufen. Er selbst schreibt hierüber: „Die Königin lag am Typhus gefährlich darnieder, und nie werde ich die Nacht des 22. Decembers 1806 vergessen, wo sie in Todesgefahr lag, ich bei ihr wachte und ein so fürchterlicher Sturm wüthete, daß er einen Giebel des alten Schlosses, in dem sie lag, herabriß. Indeß auch hier (wie bei dem Prinzen Karl) ließ Gottes Segen die Kur gelingen. Sie fieng an, sich zu bessern. Aber plötzlich kam die Nachricht, daß die Franzosen heranrückten. Sie erklärte bestimmt: „Ich will lieber in die Hände Gottes als dieser Menschen fallen.“ Und so wurde sie den 3. Januar 1807 bei der heftigsten Kälte, bei dem fürchterlichsten Sturm und Schneegestöber in den Wagen getragen und 20 Meilen weit über die kurische Nehrung nach Memel transportirt. Wir brachten drei Tage und drei Nächte, die Tage theils in den Sturmwellen des Meeres, theils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Nachtquartieren zu. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee

auf ihr Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung. So hat noch keine Königin die Noth empfunden! Ich dabei in der beständigen ängstlichen Besorgniß, daß sie ein Schlagfluß treffen möchte. Und dennoch erhielt sie ihren Muth, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht, und er belebte uns alle. Selbst die freie Luft wirkte wohlthätig; statt sich zu verschlimmern, besserte sie sich auf der bösen Reise. Wir erblickten endlich Memel am jenseitigen Ufer, zum erstenmal brach die Sonne durch und beleuchtete mild und schön die Stadt, die unser Ruhe- und Wendepunkt werden sollte. Wir nahmen es als ein gutes Omen an." Der König und die königlichen Kinder kamen bald darauf gleichfalls nach Memel. Die Bevölkerung gab dem Königspaar die rührendsten Beweise von Theilnahme und Treue.

Die mörderische Schlacht bei Eylau am 7. und 8. Februar, welche gleichfalls unentschieden war, hatte auf dem Kriegsschauplatz eine kleine Pause zur Folge; denn beide Theile hatten solche Verluste erlitten, daß sie ohne Ergänzung ihrer Streitkräfte den Krieg nicht weiterführen konnten. Napoleon, welcher sah, daß die Zertrümmerung Preußens ein weit schwierigeres Werk sei, als er sich eingebildet hatte, versuchte es wieder mit seinen alten Künsten. Fünf Tage nach der Schlacht schickte er den General Bertrand mit einem eigenhändigen Schreiben und mit mündlichen Aufträgen nach Memel, um dem König Frieden und ein Bündniß anzutragen. Er habe sich überzeugt, ließ er dem König sagen, daß Polen eine unabhängige Existenz nicht ertragen könne; dagegen solle Preußen den ihm gebührenden Rang unter den europäischen Großmächten wieder einnehmen; Opfer verlange er von Preußen keine; nach Abschluß des Friedens würden die Franzosen das preußische Gebiet sofort räumen. Dies war in jenen kritischen Augenblicken eine starke Versuchung, nnd wenn es auf den General Zastrow, den Minister des Auswärtigen, angekommen wäre, so wäre der Antrag mit Freuden angenommen worden. Andere aber durchschauten den Plan und versprachen sich von einem Aufgeben der russischen Allianz von Seiten Preußens und von einem Königreich Preußen von Napoleons Gnaden wenig Gutes für diesen Staat. Der König aber war ein viel zu ehrenhafter Mann, als daß er seinen Allürten im Stiche gelassen hätte, und antwortete Napoleon ablehnend. Dieser vergaß dies so wenig als die Mobilmachung vom Jahre 1805 und den Potsdamer Vertrag.

Kaiser Alexander schickte Verstärkungen aus Rußland und kam am

2. April selbst nach Memel. Er traf die Königin in tiefem Schmerze: zu dem Unglück des Vaterlandes waren noch häusliche Sorgen hinzugekommen; der Kronprinz war am Scharlachfieber erkrankt, und Prinz Wilhelm, der am 22. März das Patent als Fähndrich bei der Garde zu Fuß erhalten hatte, lag immer noch am Nervenfieber darnieder. Kaiser Alexander war voll von Freundschaftsbetheuerungen. Den König umarmend rief er aus: „Nicht wahr, keiner von uns beiden fällt allein? Entweder beide zusammen oder keiner von beiden!" Ein Hoffnungsstrahl drang in das Dunkel der königlichen Gemächer. In dieser Stimmung reiste die Königin, ihre Kinder zurücklassend, von Memel ab und traf am 12. April wieder in Königsberg ein. Sie stieg nicht im Schlosse ab, sondern in der Wohnung ihrer Schwester, der Prinzessin von Solms, und führte das eingezogenste Privatleben. Von einem Besuche irgend welcher Festlichkeiten war keine Rede; den Verwundeten, den Nothleidenden galt ihre Aufmerksamkeit. Daneben unterhielt sie sich gerne mit dem durch evangelische Milde ausgezeichneten Stadtpfarrer Borowsky und dem feingebildeten, freimüthigen alten Kriegsrath Scheffner. Doch nahm Napoleon im Juni die Feindseligkeiten wieder auf, und die Königin mußte am 2. Juni wieder nach Memel zurückreisen. Das Treffen bei Heilsberg am 10. Juni war für die Verbündeten nicht ungünstig. Aber Napoleons Sieg bei Friedland am 14. Juni vernichtete mit einem Schlage alle Hoffnungen. Die Russen wichen an die Grenze zurück, die Franzosen rückten am 16. in Königsberg ein, Napoleon nahm sein Hauptquartier in Tilsit am Niemen, am 21. wurde zwischen Rußland und Frankreich, am 25. zwischen Preußen und Frankreich ein Waffenstillstand abgeschlossen.

Auf die Nachricht von der Niederlage bei Friedland und der Besetzung Königsbergs schrieb Königin Luise am 17. Juni von Memel an ihren Vater: „Es ist wieder aufs neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist! Doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt! Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns; der zweite: wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht Sklavenketten

tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke zum Verräther zu werden. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenze des Reiches muß. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen. Ich ertrage alles mit einer Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deßwegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind."

Am 24. Juni meldete die Königin in einem zweiten Briefe ihrem Vater den Rückzug der Armee und den Abschluß des russisch-französischen Waffenstillstandes und fügte diesen neuen Unglücksbotschaften, welche so harte Schläge in ihrem Schoße bargen, noch folgende Worte hinzu: „Mein Glaube soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. Auf dem Weg des Rechts leben, sterben und, wenn es sein muß, Brot und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute, o! kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde, aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unsererseits würde mich zu Grabe bringen, da komme ich nicht hin: denn wir stehen hoch. Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind der Menschen nichts über mich."

Größere Worte hat nie eine Königin gesprochen, eine charaktervollere Sprache nie eine Königin geführt! Kaiser Napoleon mochte mit seinen Bataillonen und seinen Kanonen erobern, soviel er wollte, er mochte den preußischen Thron und andere Throne in Trümmer schlagen und sich, wie er so gern selbst sich nannte, zum Kaiser des Kontinents machen: Königin Luise, auch wenn sie in der Verbannung war und Brot und Salz aß, stand doch thurmhoch über ihm, und während dieser von den Besten seiner eigenen Nation verwünscht und verflucht wurde und die Nachwelt den Stab über ihn brach, genoß Königin Luise von Preußen bei den

Zeitgenossen eine Verehrung ohne Gleichen und wird eine solche genießen, so lange es eine preußische, eine deutsche Geschichte gibt.

Am 25. Juni hatte Kaiser Alexander seine erste Unterredung mit Napoleon. Er ließ sich nur gar zu sehr von demselben einnehmen und durch leicht hingeworfene Vorschläge, die Herrschaft über Europa mit ihm zu theilen, in süße Träumereien wiegen. Eine zweite Unterredung fand am 26. statt, und an dieser nahm auch Friedrich Wilhelm theil. Napoleon's Uebermuth und Rücksichtslosigkeit stießen mit der Geradheit und Ehrlichkeit des Königs unsanft zusammen. Was man von den Bedingungen des Siegers hörte, klang dumpf und düster genug. Um den Sieger günstiger zu stimmen, kam Kaiser Alexander auf den unglücklichen Gedanken, eine Zusammenkunft zwischen der Königin Luise und Napoleon vorzuschlagen. Wer des letzteren Charakter kannte, konnte keinen Augenblick im Zweifel sein, daß auch die Bitten einer edlen, schönen Königin bei dem herzlosen Imperator nichts ausrichten würden, und wer sich der niedrigen Vorwürfe und Schmähungen Napoleons gegen die Königin erinnerte, der muthete ihr doch fast das Unmögliche zu, wenn er sie einlud, dem Urheber dieser Schmähungen einen Besuch zu machen und dessen Gnade anzuflehen. Der König, aufs äußerste bedrängt, ließ sich überreden und schrieb an seine Gemahlin von der ihr zugedachten diplomatischen Sendung; er enthielt sich übrigens des eigenen Urtheils und Wunsches und stellte die Entscheidung vollständig in ihre freie Wahl. Die Königin erhielt das Schreiben, wie sie eben in einem Kreise befreundeter Damen war, las es hastig durch und begab sich schweigend in ein anderes Zimmer. Nach einer Stunde erschien sie wieder, mit verweinten Augen, und theilte der Gesellschaft den Inhalt des Briefes mit. Sie fügte hinzu: „Wenn irgend jemand glauben kann, daß ich durch diesen Schritt dem Vaterlande auch nur ein Dorf mehr erhalten könnte, so bin ich schon allein durch diese Meinung unwiderruflich verpflichtet. Muß ich aber diesen schweren Schritt thun, so will ich ihn auch vorbereitet thun: ich will wissen, was ich sagen, was ich fordern soll.“ Noch ein Jahr nachher schrieb sie an die treue Freundin, Frau von Berg: „Vorgestern vor einem Jahre hatte ich meine erste Unterredung mit Napoleon. Ach, welche Erinnerung! Was ich da gelitten habe, gelitten mehr um anderer als um meinetwillen. Ich weinte, ich bat im Namen der Liebe und der Humanität, im Namen unseres Unglücks und der Gesetze, welche die Welt regieren, und ich war

nur eine Frau. Ein schwaches Wesen und doch erhaben über diesen Widersacher, so arm und matt an Herz!" In ihr Tagebuch schrieb sie über diese Reise: „Welche Ueberwindung es mich kostet, das weiß mein Gott! Denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert. Opfer zu bringen bin ich gewohnt." Hufeland sagt, sie sei außer sich gewesen und habe unter tausend Thränen gesagt: „Das ist das schmerzhafteste Opfer, das ich meinem Volke bringe, und nur die Hoffnung, diesem dadurch nützlich zu sein, kann mich dazu bringen."

So reiste die Königin von Memel ab und traf am Abend des 4. Juli in Piktuppönen ein, einem Dorfe östlich von Tilsit, in welchem der König, der den Tag über sich in Tilsit aufhielt, täglich sein Nachtquartier nahm. Durch den Minister Hardenberg ließ sie sich über das, was sie bei Napoleon hauptsächlich betonen sollte, instruiren. Am 5. Juli erhielt sie einen Besuch vom Kaiser Alexander, und am 6. ließ Napoleon sie durch General Caulaincourt begrüßen und zum Mittagsmahl einladen, hinzufügend, daß er ihr, sobald sie in Tilsit angekommen sei, den ersten Besuch machen werde. In einem achtspännigen Staatswagen fuhr sie, von französischen Garde-Dragonern geleitet, nach Tilsit und stieg in dem Hause, das sich der König zum vorübergehenden Aufenthalt gewählt hatte, ab. Eine Stunde nachher fand sich Napoleon ein, von dem König und den Prinzen an der Haustreppe empfangen. Der König führte ihn in das Zimmer der Königin und ließ ihn dort allein mit ihr. Die ersten Momente waren peinlich. Es war von gleichgiltigen Sachen die Rede. Endlich brach die Königin dieses Thema ab und sagte geradezu, sie sei hieher gereist, um ihn zu ersuchen, Preußen keine zu drückenden Bedingungen aufzuerlegen. Napoleon konnte es nicht unterlassen, geringschätzige Bemerkungen zu machen, und sagte unter anderem: „Aber wie konnten Sie nur den Krieg mit mir anfangen?" Die Königin erwiderte: „Sire! Dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben." Zuletzt bat sie, daß wenigstens Magdeburg bei Preußen gelassen würde. Napoleon ließ sich auf kein Versprechen ein und blieb bei seiner nichtssagenden Antwort:

„j'y songerai!“ Die Unterredung dauerte eine Viertelstunde. Als die Königin zur Tafel fuhr, empfieng Napoleon sie am Wagenschlag und führte sie zu Tisch. Sie saß zwischen den beiden Kaisern, der König zur Linken Napoleons. Dieser zeigte sich heiter und redselig und scherzte darüber, daß sie, als sie im vorigen Herbst in dem Hauptquartier des Königs sich befand, leicht von seinen Husaren hätte gefangen genommen werden können. Das Gespräch kam auf die Abtretung der Provinzen, und Napoleon äußerte gegen den König, daß er die Sache nicht so schwer nehmen solle; solche Verluste gehörten nun eben einmal zu den Wechselfällen des Krieges. Der König erwiderte ihm: „Sie wissen nicht, wie schmerzlich es ist, angestammte Länder zu verlieren, in welchen die theuersten Erinnerungen der Jugend wurzeln, und die man so wenig vergessen kann als seine Wiege.“ „Was? Wiege?“ entgegnete Napoleon spottend; „wann das Kind ein Mann geworden ist, hat es keine Zeit mehr, an seine Wiege zu denken.“ „Doch, doch!“ fuhr der König fort, „seine Jugend kann man so wenig vergessen als verleugnen, und ein Mann von Herz wird sich dankbar der Wiege erinnern, in der er als Kind lag.“ Die Königin suchte dem Gespräch eine freundlichere Wendung zu geben und sagte: „Das Mutterherz ist die einzige Wiege, welche man nicht vergißt.“ Sie dachte dabei an die Achtung, welche Napoleon seiner Mutter zollte, und fragte ihn ausdrücklich nach dem Befinden der „Madame Bonaparte“.

Abends fuhr die Königin nach Piktuppönen zurück. Am 7. Juli, bevor sie nach Tilsit fuhr, um der Einladung Napoleons zur Abendtafel zu entsprechen, erhielt sie vom König ein Billet mit der Nachricht, daß die Friedensbedingungen ganz entsetzlich lauten. Alle Hoffnung auf einen Erfolg der Mission der Königin hatte man bis dahin noch nicht aufgegeben, wenn man auch keine direkten Gründe zur Hoffnung aufzuweisen hatte. Dieselbe war nun mit kalter Hand durchschnitten. Unter solchen Umständen war diese zweite Fahrt nach Tilsit eine fast unerträgliche Qual. Es kam zu lebhaften Erklärungen; weder die Königin noch der König hielten mit ihren Anschauungen und Gefühlen zurück. Beim Abschied soll Napoleon von einem am Fenster stehenden Rosenstock eine Rose gepflückt und diese der Königin angeboten haben. Luise habe anfangs gezaudert, die Rose anzunehmen, sie aber doch angenommen mit den Worten: „zum mindesten mit Magdeburg!“ Napoleon habe darauf nichts zu entgegnen gewußt als: „Ich muß Eurer Majestät bemerken, daß ich

es bin, der die Rose gibt, und daß Sie es sind, welche sie empfangen." Nach einer anderen Nachricht habe sie die Rose nicht angenommen und dem Kaiser, der auf die Erwähnung Magdeburg's nicht eingieng, geantwortet: „Es gibt keine Rose ohne Dornen, ich weiß das recht wohl; aber dieser Dorn ist für mich zu hart!" Beim Weggehen, als Napoleon die Königin zu ihrem Wagen führte, habe sie gesagt: „Sire, vous m'avez cruellement trompée." Dies war ihre letzte Zusammenkunft mit Napoleon. Man sah ein, daß man einen großen Fehler gemacht habe, und beschloß, die Königin zu keinem Besuch mehr zu veranlassen. In der Nacht vom 9. auf den 10. Juli wurde der Tilsiter Friede geschlossen, und am 10. reiste das Königspaar von Piktuppönen nach Memel ab. Nur der Gedanke, daß der Ehre und der Pflicht nichts vergeben sei, konnte die Königin trösten. Sie schrieb an Frau von Berg: „Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzlichen Preis: unsre Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Princip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen; jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Segen bringen! Auch hätte er nach Eylau einen treuen Alliirten verlassen müssen; das wollte er nicht. Noch einmal! Diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube!" Wie Maria die „Katholische" von Calais, so äußerte Luise von Magdeburg, man werde nach ihrem Tode den Namen dieser Stadt in ihr Herz eingegraben finden.

Napoleon schrieb über seine Zusammenkunft mit Luise an seine Gemahlin Josephine am 7. Juli: „Gestern hat die Königin von Preußen bei mir gespeist. Ich mußte auf meiner Hut sein; denn sie wollte mich dazu bewegen, ihrem Manne noch größere Koncessionen zu machen. Doch war ich artig und hielt dabei an meiner Politik fest. Wenn Du diesen Brief liesest, wird der Friede mit Preußen und Rußland abgeschlossen und Jérôme als König von Westfalen mit über 3 Millionen Unterthanen anerkannt sein." Und am 8. Juli: „Die Königin von Preußen ist in der That höchst anmuthig, von bezaubernder Freundlichkeit gegen mich. Doch ich bin ein Wachstuch, über welches dies alles nur weggleitet." Zu dem Grafen Goltz, welcher nebst dem General Kalkreuth mit den französischen Bevollmächtigten über die Friedensbedingungen unterhandelte, sagte Na-

poleon: „alles was er der Königin gesagt habe, seien nur höfliche Phrasen gewesen, die ihn zu nichts verpflichteten.“ Immer wieder wurden die preußischen Unterhändler an den Kaiser Alexander gewiesen, dessen ritterlicher Anhänglichkeit der König es allein zu danken habe, daß seine Dynastie nicht verjagt und Jérôme nicht zum König von Preußen gemacht worden sei. Wenn Alexander seine Verwandten, die Fürsten von Mecklenburg und Oldenburg, opfere und deren Länder dem König von Preußen als Entschädigung für die Tilsiter Abtretungen überlasse, so habe Napoleon für seine Person nichts dagegen. Für eine solche Entschädigung hätte sich freilich der rechtliche König bedankt. Die von Talleyrand vorgelegten Friedensbedingungen mußten von Kalkreuth und Goltz ohne Widerrede unterzeichnet werden. Das preußische Gebiet zwischen Rhein und Elbe mußte an Frankreich abgetreten werden, die zu Preußen gehörigen polnischen Gebiete wurden in ein Herzogthum Warschau umgewandelt und dieses dem vormaligen Kurfürsten, jetzt König von Sachsen, übergeben, und der Grenzbezirk Bialystock wurde Rußland zugetheilt. Daß Kaiser Alexander einen, wenn auch kleinen Theil von dem Gebiete seines Alliirten, mit dem er siegen oder fallen wollte, als Geschenk von Napoleon annahm, erfüllte alle Welt mit Staunen. Wie anders hatte Friedrich Wilhelm nach der Schlacht bei Eylau die Treue bewahrt! Und doch mußte man sich sogar noch in der Urkunde des Friedensvertrags ausdrücklich die demüthigenden Worte sagen lassen, daß man die Zurückgabe des Restes von Preußen lediglich der Freundschaft des Kaisers Alexander verdanke. Und dieser Rest von einer Gesamtsumme von 5570 Quadratmeilen und 9,743,000 Einwohnern betrug nur noch 2877 Quadratmeilen und 4,938,000 Einwohner. Die Hälfte seines Besitzstandes war Preußen entrissen, der Staat Friedrich's des Großen vernichtet, Preußen aus der Reihe der Großmächte ausgestrichen.

Und wenn man nur das Uebriggebliebene nun endlich wieder als sein Eigenthum hätte ansehen und behandeln können! Aber über die Höhe der Kriegskontributionsgelder und über die Zeit der Räumung des preußischen Gebietes und der Festungen war in dem Friedensvertrag gar nichts bestimmtes festgesetzt, sondern die Entscheidung hierüber an eine zu errichtende Kommission verwiesen. Das hieß aufs neue, sich den Franzosen auf Gnade und Ungnade ergeben zu müssen; denn nach den bisherigen Vorgängen war ja nichts anderes zu erwarten, als daß die fran-

zösischen Kommissionsmitglieder befehlen und die preußischen unterschreiben durften. Napoleon hatte für seine Zwecke die rechten Männer zurückgelassen: einen Soult, einen Savary, einen Daru. Ist ja von letzterem die an das römische Prokonsularsystem erinnernde Aeußerung bekannt: „Sie glauben nicht, was man aus einem Lande herauspressen kann!“

Um einen Staat, der durch die Gewaltaussprüche des Siegers so furchtbar heruntergebracht war und durch die mephistophelische Staatskunst Napoleons mit mathematischer Sicherheit seinem gänzlichen Ruin entgegengeführt werden sollte, am Leben und vollends bei leidlicher Gesundheit zu erhalten, brauchte es die allerentschiedensten Maßregeln. Auf neuen Grundlagen mußte der Staat wieder aufgebaut, in der Civil- und Militärverwaltung neue Organisationen vorgenommen, neue Hilfsquellen eröffnet, der Geist des Volkes zur Bildung, zur Freiheit und zum Patriotismus herangezogen werden. Wie weit man mit dem alten System gekommen war, das wußte man nun; es war die höchste Zeit, eine neue Aera zu beginnen. Es gab in ganz Deutschland nur einen einzigen Mann, der diese Aufgabe übernehmen konnte, der ihr gewachsen war. Aufs neue schwebte der Name „Stein“ auf allen Lippen. Königin Luise, unterstützt von den Brüdern des Königs und der patriotisch gesinnten Prinzessin Luise Radziwill, einer Schwester des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand, übernahm es, dem König ans Herz zu legen, daß Stein der einzige Retter in der Noth, seine Berufung an die Spitze des Ministeriums eine politische Nothwendigkeit sei. Der König willigte ein, und Stein nahm an. Alles Persönliche wurde vergessen, nur das Vaterland ins Auge gefaßt. Am 30. September traf Stein in Memel ein und übernahm die Geschäfte. Nicht bloß die ganze Civilverwaltung war in seine Hand gelegt, auch an den Berathungen des militärischen Ausschusses hatte er Antheil, und in den Konferenzen für die auswärtigen Angelegenheiten führte er den Vorsitz. Königin Luise athmete leichter auf, als sie die zusagende Antwort Stein's las: „Stein kommt, und mit ihm geht mir wieder etwas Licht auf. Doch Zukunft gibt es nicht ohne Selbständigkeit, und wo ist diese jetzt in der Welt? Marschall Soult ist ein entsetzlicher Mann, und fährt er so fort, so hält er uns gefangen hier in Memel Jahre lang. Denn er thut, was er will, und ist recht gereift in der Schule, die ihn erzog.“ Kaum aber war Stein angekommen, so regten sich wieder die alten Neider und Mittelmäßigkeiten und suchten ihm den Boden zu un-

tergraben. Luise, ein zweites Entlassungsgesuch fürchtend, schrieb an Stein: „Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld in den ersten Monaten! Der König hält gewiß sein Wort; Beyme kommt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie noch nach! Daß um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle! Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen darum. Geduld! Luise.“

Endlich sprach sich die berüchtigte Kommission über die Kriegskontributionen aus. Das schon von Natur arme, auf die Hälfte seines Umfangs reducirte, durch Krieg verwüstete, von einem raubgierigen Feind ausgesogene Land sollte 154 Millionen Francs bezahlen und, bis diese bezahlt waren, eine französische Armee unterhalten und in den besetzten Provinzen die Steuern von den französischen Beamten erheben lassen. Es war geradezu, als ob man durch systematische Mißhandlung und Aussaugung des Landes den König und das Volk zur Verzweiflung bringen und sie zu einer neuen Erhebung zwingen wollte, um dann einen Vorwand zu haben, die hohenzollern'sche Monarchie, die man so gerne schon in Tilsit vernichtet hätte, vollends ganz zu vernichten. Solche Gedanken bewegten das Herz der Königin. Sie schrieb am 10. Oktober 1807 an Frau von Berg: „Die letzten Anträge oder vielmehr Gesetze, die uns in einer förmlichen Konvention zugekommen, waren von der Art, daß Stein zum erstenmal wie zu Stein wurde. Unsere Lage ist fürchterlich. Auch mich verläßt nun bald alle Kraft. Es ist furchtbar, entsetzlich hart, besonders da es unverdient ist. Meine Zukunft ist die allertrübste. Wenn wir nur Berlin behalten! Aber manchmal preßt mein ahnungsvolles Herz der Gedanke, daß er es uns auch noch entreißt und zu der Hauptstadt eines anderen Königreiches macht. Dann habe ich nur e i n e n Wunsch: auszuwandern, weit weg, als Privatleute zu leben und zu vergessen, wo möglich! Ach Gott! wohin ist es mit Preußen gekommen! Verlassen aus Schwachheit, verfolgt aus Uebermuth, geschwächt durch Unglück, so müssen wir untergehen! Savary hat versichert, daß Rußlands Verwendung auch nichts helfen würde, hat uns aber den guten Rath geben lassen, unsere Juwelen und Kostbarkeiten zu veräußern. Uns dies sagen zu dürfen!“

Napoleon blieb unerbittlich. Die Sendung des Generals Knobelsdorf und später die des Prinzen Wilhelm nach Paris war vergeblich. Wollte man die Räumung des preußischen Gebietes von französischen

Truppen durchsetzen, so mußte man sich in die Gebote des Siegers fügen. Stein unterhandelte in Berlin selbst mit Daru und schloß am 3. September 1808 einen Vertrag ab, wonach Preußen 140 Millionen Francs bezahlen, bis zur Abtragung dieser Schuld die Festungen Glogau, Stettin, und Küstrin, bis zur Abzahlung der ersten 100 Millionen die Verwaltung des Landes und dessen Einkünfte den Franzosen überlassen und in den nächsten zehn Jahren nicht mehr als 42,000 Mann unter den Waffen halten sollte. Es galt nun, so rasch als möglich große Summen zusammenzubringen. Durch Veräußerung königlicher Domänen und durch die strengste Sparsamkeit brachte man endlich eine große Summe zusammen, und durch deren Auszahlung und durch Uebergabe von Pfandbriefen bewirkte man, daß die immer neue Hindernisse aufsuchenden Franzosen mit dem Ende des Jahres 1808 das Land räumten. Die königliche Familie gab ein gutes Beispiel in strenger Zucht. Das goldene Tafelgeschirr, ein Erbstück von Friedrich dem Großen, wurde in die Münze geschickt, die Prinzen und Prinzessinnen verzichteten auf ein Drittel ihrer Apanage, und an der königlichen Tafel speiste man einfacher als in manchen bürgerlichen Häusern.

Nachdem zunächst das Land zwischen Memel und Weichsel geräumt war, siedelte die königliche Familie am 15. Januar 1808 nach Königsberg über. Im Sommer nahm sie auf dem Busolt'schen Gute, auf den sogenannten Mittelhuben, Landaufenthalt. Die Königin beschäftigte sich hier vorzugsweise mit dem Studium der Geschichte unter Anleitung des Professors Süvern, betrieb die Errichtung einer Pestalozzi'schen Erziehungsanstalt, las viel in der Bibel und stärkte sich durch die Lektüre der politischen Dramen Schiller's. Trotz der beschränkten Räumlichkeiten des Landhauses war sie mit ihrem Sommeraufenthalte zufrieden: „Ich habe gute Bücher, ein gutes Gewissen, ein gutes Pianoforte, und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben als diejenigen, die diese Stürme erregen." Die Einförmigkeit ihres Lebens wurde durch eine Reise nach Petersburg unterbrochen, welche sie am 27. December 1808 mit ihrem Gemahl antrat und wozu das Königspaar von Kaiser Alexander dringend eingeladen wurde, als er auf der Rückreise vom Erfurter Kongreß einige Tage in Königsberg verweilte. Friedrich Wilhelm und Luise wurden von der kaiserlichen Familie mit ausgesuchter Aufmerksamkeit empfangen, Luise mit kostbaren Geschenken überhäuft. Doch fühlte sie

sich durch diesen Glanz am kaiserlichen Hofe, welcher einen grellen Kontrast zu ihren traurigen Gedanken und Empfindungen bildete, mehr gedrückt als aufgerichtet, und als sie am 10. Februar 1809 wieder nach Königsberg zurückkehrte, schrieb sie an Frau von Berg: „Ich bin gekommen, wie ich gegangen. Nichts blendet mich mehr, und ich sage Ihnen noch einmal: mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Das Jahr 1809 brachte für Luise neue Sorgen. Der Krieg Napoleon's mit Oestreich, die Wechselfälle dieses großartigen Kampfes, die Siege der Franzosen an der oberen Donau, ihre Niederlage bei Aspern, ihr entscheidender Sieg bei Wagram, der Schill'sche Zug mit seinem unglücklichen Ausgang, alles das brachte neue Aufregungen, erweckte bald Hoffnungen, bald Befürchtungen. Die längst angegriffene Gesundheit der Königin litt unter den erschütternden Nachrichten dieses Jahres ungemein, das Wechselfieber ergriff sie, und sie fühlte ihre Kräfte schwinden. Diesen Augen sah man an, daß sie viel geweint hatten, diesem Zucken der Lippen, daß ein Schmerz das Herz durchzitterte, dieser Blässe auf den Wangen, daß manche Nacht schlaflos hingebracht war. Es peinigte sie der Gedanke, daß Preußen durch irgend welche politischen Verhältnisse einmal gezwungen werden könnte, der Alliirte Napoleon's zu werden und in dessen Dienst für dessen schlechte Zwecke zu wirken. Der Ausgang des Krieges, der die Macht Napoleon's noch mehr befestigte und derselben eine unübersehbare Dauer zu verleihen schien, preßte ihr die Worte aus: „Ach Gott! es ist viel über mich ergangen. Du hilfst allein, ich glaube an keine Zukunft auf Erden mehr. Gott weiß, wo ich begraben werde, schwerlich auf preußischer Erde. Oestreich singt sein Schwanenlied, und dann Ade: Germania!" Und doch hatte sie wieder Hoffnung für die Zukunft, wenn auch nicht für sich, so doch für ihre Kinder. In einem Briefe an Frau von Berg schrieb sie: „Ich beklage mich nicht, daß meine Lebenstage in diese Unglücksepoche fielen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohl der Menschheit beitragen werden."

Einen tiefen Einblick in die Gedankenwelt der edlen Königin gibt folgender, hier im Auszug mitgetheilter, Brief an ihren Vater: „Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glück-

selig. Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrich's des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deßhalb überflügelt sie uns. Das sieht niemand klarer ein als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: das muß auch bei uns anders werden. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deßhalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Ganz unverkennbar ist alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen; wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will! Alles wie er will! Gerne werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, das uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werther gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du liebe Luise! bist mir im Unglück noch werther und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen! Wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt! Weil ich Dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden!" Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußeren hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen

und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, theilnehmendes Herz. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft. Karl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll; er wird, ohne die Theilnahme an dem Wohl und Wehe anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durchs Leben gehen. Unsre Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, anschmiegend und kindlich. Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten, ähnlich werden! Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Galerie vorgeführt. Für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens kennen lernen. Wären sie im Schoße des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesicht ihres Vaters und an der Wehmuth und den öfteren Thränen der Mutter. Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich, daß er sie segnen und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unseren guten Kindern werden wir glückselig sein."

Inzwischen nahte die Zeit heran, wo die königliche Familie nach mehr als dreijähriger Abwesenheit nach Berlin zurückkehren sollte. Noch im August 1809 schrieb Luise an ihre Schwester Friederike: „Gienge es doch nach Berlin! Dahin, dahin möcht ich jetzt ziehn! Es ist ordentlich ein Heimweh, was mich dahin treibt und nach meinem Charlottenburg." Und als nun die Abreise auf den 15. December festgesetzt war, fühlte sie sich von „schwarzen Ahnungen geängstigt." Der König, die Königin, die Prinzen und die Prinzessinnen verließen am 15. December 1809 Königsberg und hatten sich auf der achttägigen Fahrt von Seiten der Bevölkerung zahlreicher Beweise herzlichster Liebe zu erfreuen. In Stargard fand sich auch der alte Nettelbeck von Kolberg ein, der den Kommandanten dieser Festung, den Oberst Gneisenau, so muthig und so glücklich in seinen Vertheidigungsanstalten unterstützt hatte. Derselbe wurde zur Tafel geladen, sprach nach der Tafel lange Zeit in einem Nebenzimmer allein mit dem König und der Königin und wurde zuletzt beim Anblick dieses edlen Dulderpaares von solcher Rührung ergriffen, daß er ausrief: „Ach, wenn ich Eure Majestät und meine gute Königin jetzt so vor mir

sehe und bedenke das Unglück, das Sie noch immer so schwer zu tragen haben, dann ist mir's, als müßte mir das Herz aus dem Leibe entfallen." Alle drei weinten, und Nettelbeck, an die Königin sich wendend, sagte: „Ja, Gott erhalte auch Sie, meine gute Königin, zum Troste meines Königs; denn ohne Sie wäre er schon vergangen in seinem Unglück."

Am 23. December war der festliche Einzug in Berlin. Im nämlichen Monat, 16 Jahre vorher, hatte Luise ihren Einzug als Braut gehalten. Wie zwei verschiedene Welten standen sich die Jahre 1793 und 1809 gegenüber. Der Jubel der Berliner, ihren König und ihre Königin wieder zu haben, war ungeheuer. Die Königin fuhr mit den jüngeren Kindern in einem prächtigen Wagen, den die Berliner Bürgerschaft ihr zum Geschenk gemacht hatte. Der König war zu Pferd; die Prinzen Friedrich Wilhelm und Wilhelm zogen als Gardeofficiere mit ihren Regimentern ein. Viele Preußen gelobten, als sie die Königin zum erstenmal wieder im Theater sahen, nicht zu ruhen im Kampfe, bis sie die durch Bonaparte's Gewaltthaten mit Thränen erfüllten und getrübten „engelklaren Augen" in Folge preußischer Siege wieder leuchten sehen würden. Die Preußen hielten ihr Wort: die Siege kamen, aber für Luise zu spät. Bei der Begehung des Ordensfestes am 18. Januar 1810 wurde der Theaterdirektor Iffland und Konsistorialrath Erman, der älteste Prediger der französischen Gemeinde, zu Rittern des Rothen Adler-Ordens ernannt. Beide hatten sich in den Tagen der Trübsal wacker gehalten. Iffland war bei der Theatervorstellung am 10. März 1808, dem Geburtstag der Königin, mit einer frischen Rose geschmückt auf der Bühne erschienen und die anderen Bühnenmitglieder hatten sich auf seine Veranlassung hin ebenso geschmückt. Dies rief bei dem Publikum einen Sturm der Begeisterung und ein Lebehoch auf die Königin hervor. Das französische Gouvernement aber schickte Iffland auf zwei Tage in Arrest. Erman, welcher im Jahre 1806 eine Audienz bei Napoleon hatte und von diesem eine Menge falscher Beschuldigungen gegen die Königin aussprechen hörte, hatte Muth genug, auf jede Beschuldigung zu erwidern: „Das ist nicht wahr, Sire!" Beim Ordensfest 1810 trat nun die Königin während der Tafel zu Erman und sprach zu ihm: „Ich kann mir die Genugthuung nicht versagen, mit dem Ritter auf sein Wohl anzustoßen, der, als alles schwieg, den Muth hatte, eine letzte Lanze für die Ehre seiner Königin zu brechen."

Neue Sorgen erfüllten ihr Herz. Die Barzahlungen an Frankreich

waren noch nicht alle abgetragen. Napoleon tobte aufs neue und drohte, eine Exekutionsarmee abzuschicken und das Land wieder zu besetzen; er stellte sogar die Zumuthung an den König, statt der rückständigen Summen ein Stück Land an das Königreich Westfalen abzutreten. Dies wurde noch abgewandt, aber die Königin brachte den Gedanken nicht aus ihrer Seele, daß ihrer Familie und ihrem Lande neue Schläge bevorständen, daß der König wohl einmal durch einen Napoleonischen Gewaltstreich ihr entrissen werden könnte. An ihrem Geburtstag äußerte sie: „Ich denke, es wird wohl das letztemal sein, daß ich meinen Geburtstag hier feire.“ Ihre Gesundheit verschlechterte sich zusehends. Sie litt an Beklemmungen, an Brustkrämpfen, hatte mehrere Fieberanfälle. Die Aerzte waren besorgt und sprachen ihr zu, sich vor Gemüthsbewegungen in Acht zu nehmen. So wohlgemeint dieser Rath war, so war doch die Zeit nicht dazu angethan, um das Herz einer so fein fühlenden Frau mit Ruhe und Heiterkeit zu erfüllen. Sie brachte den Mai in Potsdam zu und fühlte sich durch den Landaufenthalt gestärkt. Im Juni wünschte sie eine kleine Reise nach Strelitz zu unternehmen, um etwa eine Woche im Vaterhaus zuzubringen. Sie reiste am 25. Juni ab, der König wollte am 28. nachkommen und sie zugleich abholen. Sie fühlte sich glücklich, den theuren Vater und die Geschwister wieder zu sehen und „die liebe Großmama“, die Landgräfin von Hessen-Darmstadt, an ihr Herz zu drücken. Als bei einer Abendgesellschaft die Damen ihren Perlenschmuck bewunderten, sagte sie: „Auch mir sind diese Perlen sehr lieb. Ich habe sie zurückbehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Die Perlen passen besser für mich; denn sie bedeuten Thränen, und ich habe deren so viele vergossen.“ Sie zeigte den Damen auch das Bild des Königs in einem Medaillon, das sie beständig auf der Brust trug: „Es verläßt mich nie.“ Ebenso fand sich nach dem Tode des Königs das Bild seiner Gemahlin in der Kapsel seines schwarzen Adlerordens; er hatte es stets bei sich. Die Ankunft des Königs am 28. Juni erfüllte sie mit solcher Freude, daß sie in einem einsamen Augenblick sich an den Schreibtisch des Herzogs setzte und auf ein Blatt Papier die Worte schrieb:

„Mein lieber Vater!

Ich bin heute sehr glücklich als Ihre Tochter und als die Frau des besten der Männer.

Neu-Strelitz den 28. Juni 1810. Luise.“

Dies waren die letzten Worte, welche sie zu Papier brachte; sie konnte keine mehr schreiben. Abends fuhr sie mit dem König und der herzoglichen Familie nach dem Schlosse Hohen-Zieritz. Sie spürte bereits ein Fieber in sich. Am 29. Juni stellten sich Beklemmungen ein, und kaum konnte sie im Kreise der Ihrigen ein wenig im Garten verweilen. Es war das letzte trauliche und glückliche Zusammensein. Das Fieber nahm am 30. Juni zu, der Husten wurde heftig. Ein Aderlaß verschaffte auf einige Tage Erleichterung. Am 3. Juli reiste der König nach Berlin zurück, von Staatsgeschäften heimgerufen; in wenigen Tagen wollte er wiederkommen und die Königin abholen. Doch erkrankte er selbst auch in Charlottenburg, und Luise war trostlos, daß sie ihren Gemahl nicht verpflegen könne, meinte wohl auch, sie könnte nach Charlottenburg reisen. „Wie glücklich ist doch, wer solchen Brief empfängt!“ rief sie aus, als sie einen Brief vom König erhalten und gelesen hatte. Am 13. Juli, dem Geburtstag ihrer Tochter Charlotte, erhielt sie von dieser einen Brief voll Liebe und schmerzlicher Sehnsucht. Ihre Schwester Friederike las ihn der Königin vor. Aber sie mußte mehrmals inne halten und konnte ihn nicht zu Ende lesen; die Kranke wurde davon zu heftig ergriffen und war bereits zu schwach für solche Eindrücke. Nach ein paar leidlichen Tagen stellten sich am 16. Juli heftige Brustkrämpfe ein. Sie dauerten volle fünf Stunden. Es war schon ein Ringen mit dem Tode. Der herzogliche Leibarzt Hieronymi bereitete den Herzog auf das äußerste vor. Boten eilten nach Charlottenburg. An Stelle des nach Holland abberufenen Hufeland kam Dr. Heim mit drei anderen Aerzten aus Berlin. Das Fieber und die Mattigkeit nahmen zu. Sie konnte es kaum erwarten, bis der König wieder kam, und war glücklich, zu hören, daß er am 19. Juli ankommen werde. In der Nacht auf den 19. Juli blieb Dr. Heim an ihrem Bette sitzen. Um Mitternacht wurde das Fieber heftiger, die Brustkrämpfe wiederholten sich, die Kranke fühlte brennenden Durst, trank mehrmals, rief öfter: „Luft! Luft!“ und ein kalter Schweiß legte sich in dicken Tropfen auf ihr Gesicht. Um zwei Uhr sagte sie zu Heim: „Aber bedenken Sie, wenn ich dem König stürbe und meinen Kindern!“ Um 4 Uhr kam der König mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm an. Als er in ihr Zimmer trat, sagte sie mit schwacher Stimme: „Mein lieber Freund! wie freue ich mich, Dich zu sehen!“ So sehr sich auch der König zu fassen suchte, konnte er doch seinen Schmerz nicht ganz verbergen. „Bin ich denn so gefährlich krank?“ fragte sie ihn. Er suchte sie

zu beruhigen. „Wer ist mit Dir gekommen?“ fragte sie weiter. „Fritz und Wilhelm,“ entgegnete der König. „Ach Gott, welche Freude!“ sagte sie. Ihre Hand zitterte in der seinigen. „Ich werde sie holen,“ rief er, seine Gefühle kaum bemeisternd. Gleich darauf trat er wieder ein und führte die beiden Prinzen an das Bett der Mutter. „Ach, lieber Fritz, lieber Wilhelm! seid Ihr da?“ sagte sie zu ihnen. Sie weinten laut, giengen und kamen wieder, wann die Brustkrämpfe ein wenig nachließen. Es war inzwischen nahe an neun Uhr. Ein neuer Krampfanfall trat ein. „Luft! Luft!“ seufzte die Königin. Man wollte ihr Erleichterung verschaffen und ihre Arme höher legen. Aber sie war nicht mehr im Stande, sie oben zu halten, ließ sie kraftlos niedersinken und sagte: „Ach, mir hilft nichts mehr als der Tod!“ Der König ergriff ihre rechte Hand, Friederike die linke, Frau von Berg stützte ihr das Haupt, die Aerzte Heim, Hieronymi und Görke standen um das Bett. Zehn Minuten vor neun Uhr kam wieder ein Krampfanfall. Luise bog sanft das Haupt zurück, schloß die Augen und rief deutlich aus: „Herr Jesu, Herr Jesu, mache es kurz!“ Noch ein letzter Athemzug und das Leben war erloschen. Es war 5 Minuten vor 9 Uhr Vormittags den 19. Juli 1810.

Der König war zurückgesunken, raffte sich wieder auf und drückte unter Küssen und Thränen seiner Luise die Augen zu, „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunklen Bahn so treu geleuchtet.“ Dann eilte er hinaus und holte seine beiden Söhne an das Todtenbett. Sie knieten nieder und bedeckten die Hände der Mutter mit heißen Thränen. Der König und der Herzog fielen einander in die Arme und hielten sich lange umfaßt. Einige Stunden nachher kamen die Prinzessin Charlotte und Prinz Karl an. Sie waren untröstlich, die geliebte Mutter nicht mehr lebend anzutreffen. „Meine liebe, liebe Mama!“ rief unter Schluchzen die Prinzessin. Bei der Sektion ergab sich ein Geschwür in der Lunge, ein angewachsener Lungenflügel und ein Polyp im Herzen. Am 20. Juli reiste der König mit seinen Kindern von Hohen-Zieritz ab. Am 25. wurde die Leiche der Königin nach Berlin abgeführt und dort am 27. feierlich eingeholt. Die ganze Stadt war in Trauer; kein Herz blieb ungerührt, viele Augen wurden feucht, als der Wagen vorbeifuhr, der die Leiche der „Fürstin der Fürstinnen“ trug. Bis zum 30. Juli blieb die Leiche im Sarg im Schlosse ausgestellt. Dann wurde der Sarg geschlossen und am Abend im Dom zu Berlin beigesetzt. Von da wurde die Leiche

am 23. December nach Charlottenburg geführt und dort in der Gruft des Mausoleums, welches der König hatte erbauen lassen, niedergelegt. Das Mausoleum ist, nach dem Entwurf des berühmten Architekten Schinkel, in der Form eines griechischen Tempels gebaut; vier Granitsäulen tragen das Dach der Vorhalle; das Licht fällt von oben durch blaue Scheiben; dies verbreitet über das Innere des Tempels eine magische Beleuchtung; hier wurde im Jahre 1815 das durch die Meisterhand des Bildhauers Rauch ausgeführte Marmorbild der Königin, auf einem Marmorsarkophag ruhend, aufgestellt, und daneben nach dem Tod des Königs auch dessen Bild. Das Bild der Königin ist wunderbar ideal gehalten: auf einem Ruhebett scheint sie sanft zu schlummern, das Haupt, mit einem Diadem geschmückt, ist ein wenig zur rechten Seite geneigt, die Arme sind über der Brust gekreuzt, der eine Fuß über den andern geschlungen, die ganze Figur mit einem schleierähnlichen Gewand fein und graziös umhüllt. Die Umgebung des Mausoleums, dunkle Fichten und Trauerweiden, stimmt vollständig zu dem wehmüthig-feierlichen Ton dieser einfachen und doch so reichen Fürstengruft. Das Mausoleum zu Charlottenburg ist bis auf den heutigen Tag für Preußen und für Deutschland ein nationaler Wallfahrtsort geblieben. Ein anderes, weniger leicht zugängliches Bild, gleichfalls von Rauch gemacht, befindet sich in Potsdam bei dem Neuen Palais.

Königin Luise hat von sich gesagt: „Die Nachwelt wird mich nicht unter die berühmten Frauen zählen; aber sie wird sagen, daß ich viel Schweres mit Geduld ertragen habe. Ach wenn sie doch hinzufügen könnte, daß ich Prinzen das Leben gegeben habe, welche im Stande waren, das Land wieder aufzurichten!" Die Nachwelt hat mehr gethan, als die Königin in ihrer Bescheidenheit erwartet hat; denn sie nennt nicht nur diejenigen berühmt, welche durch große, glänzende Thaten sich auszeichnen, sondern auch solche, welche durch Adel der Gesinnung, durch die Idealität ihrer Anschauungen und durch unbeugsame Ausdauer im Unglück hervorleuchten. Wie die Zeitgenossen den Tod der Königin aufnahmen, sehen wir aus folgender Schilderung des Professor's Steffens in Halle: „Die tiefste Trauer herrschte in allen Häusern, und ein Gefühl schien jeden zu durchdringen als wäre die letzte schwache Hoffnung mit dem Leben der angebeteten hohen Frau entwichen. Es war eine Bewegung in der Stadt, nur mit derjenigen zu vergleichen, die in den ersten Tagen der Ueberwältigung durch die Feinde stattfand. Selbst die Feinde schienen diese Gefühle zu

ehren; aber sie ahnten nicht, welch feindselige Gesinnungen sich in jedem Gemüthe zusammendrängten und an die Stelle des betäubenden Schmerzes traten. Allgemein schrieb man den Tod der Königin der unglücklichen Lage des Landes zu. Der Feind, sagte man sich, habe die Schutzgöttin des Volkes getödtet. Ein Gefühl der Rache und ein wenn auch nicht ausgesprochener Schwur, das Andenken an sie durch unerschütterliche Anhänglichkeit zu ehren, stärkte die volksthümliche Gesinnung, die jede Gelegenheit ergreifen wollte, das verhaßte Joch abzuwerfen." In seinem schönen Gedicht an die Königin Luise ruft jener Sänger, der sein Leben für die Sache des Vaterlandes hingab, Theodor Körner, aus:

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft Dein Volk, dann, deutsche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!

Das Opfer vom 19. Juli 1810 wurde überall angesehen als verschuldet von dem herzlosesten und gewissenlosesten Menschen. Der Schmach und dem Unglück des Vaterlands, dem fortwährenden Hohn, den Schmähungen und Mißhandlungen, denen der König, die Königin und das Land ausgesetzt waren, den ängstlichen Sorgen um die Zukunft war eine so zarte Frauengestalt nicht gewachsen. Eben deßwegen aber, weil die Königin allgemein als ein Opfer der Napoleonischen Politik angesehen wurde, war sie auch mit dem Unglück des Vaterlandes und mit dessen Erhebung so innig verwachsen, daß nichts von Bedeutung geschah, ohne daß dabei ihr Name genannt worden wäre. Auf dem Siegesfeld bei Leipzig hörte man Gneisenau sagen: „Ach hätte das doch die Königin Luise erlebt!" Sie wurde als der Schutzgeist des preußischen Volkes betrachtet, ihr Name als die Losung, unter deren wunderbarem Einfluß das in Waffen sich erhebende Volk siegen müßte. Am 10. März 1813, am Geburtstage der Königin, stiftete Friedrich Wilhelm den höchsten Ehrenschmuck des Kriegers, das Eiserne Kreuz. Der Befreiungskampf begann. Bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Dennewitz, bei Leipzig wurde die Scharte von Jena ausgewetzt. Es erfolgte der Einmarsch in Frankreich. Bei Bar-sur-Aube verdiente sich Prinz Wilhelm das Eiserne Kreuz. Der Vater überreichte es ihm am 10. März 1814. Wenige Tage darauf, am 31. März, hielt der König mit seinen beiden ältesten Söhnen seinen Einzug in Paris.

Jahrzehnte vergiengen. Und wieder kam der 19. Juli, der Todestag der Königin. Es war das Jahr 1870. Von Frankreich wurde an

diesem Tage die Kriegserklärung an Preußen übergeben. König Wilhelm, der Sohn der Königin Luise, begab sich nach Eröffnung des Norddeutschen Reichstages mit der königlichen Familie nach Charlottenburg. Er stand dort lange vor dem Marmorbilde seiner Mutter, ganz hingegossen in Anschauung, ganz versunken in Gedanken an die Tage von Königsberg und Memel, ganz erfüllt von jenen unvergeßlichen Worten der unglücklichen Königin: „Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern!“ König Wilhelm erneuerte durch einen Erlaß vom 19. Juli das Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes und reiste am 31. Juli zur Armee ab. Ein glorreicher Feldzug wurde eröffnet. Sieg folgte auf Sieg. Die Namen Sedan, Straßburg, Metz, Orleans, Paris wurden glorreiche Denksteine deutscher Kriegskunst und Tapferkeit. Am 18. Januar 1871 wurde König Wilhelm als Kaiser des Deutschen Reiches proklamirt und zwar proklamirt im Spiegelsaal des Schlosses zu Versailles! Im Versailler Vertrag vom 26. Februar mußte Frankreich die einst durch schändlichen Verrath entrissenen deutschen Provinzen Elsaß und Lothringen an Deutschland zurückgeben. Am 17. März kehrte Kaiser Wilhelm der „Siegreiche“ nach Berlin zurück, und als er nun wieder in Charlottenburg vor dem Marmorbilde seiner Mutter stand, empfand er das süßeste Gefühl, das einer edlen, schwer gekränkten Mutter gegenüber ein edler Sohn haben kann.

Königin Luise war gerächt, Preußen und Deutschland zu einer noch nie erreichten Höhe emporgehoben, der Ruhm der Vorfahren auf's glänzendste zurückerobert. Und das deutsche Volk hat seine große Königin nicht vergessen; Mutter und Sohn sind ihm zu einem einzigen, untrennbaren Bilde geworden; in der Mutter ehrt und liebt es den Sohn, in dem Sohne die Mutter.

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin.







